

GRAF HERMANN KEYSERLING
SÜDAMERIKANISCHE MEDITATIONEN

GRAF HERMANN KEYSERLING

SÜDAMERIKANISCHE
MEDITATIONEN



ZWEITE AUFLAGE
VIERTES UND FÜNFTES TAUSEND

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTT GART BERLIN

1933

Einband und Schutzumschlag von Erika Hansen
Alle Rechte vorbehalten Printed in Germany
Copyright 1932 by Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

INHALT

I. Der Kontinent des dritten Schöpfungstages	7
II. Die Ur-Angst	35
III. Krieg	57
IV. Blut	79
V. Schicksal	111
VI. Tod	135
VII. Gana	151
VIII. Delicadeza	193
IX. Die emotionale Ordnung	225
X. Die Traurigkeit der Kreatur	273
XI. Der Einbruch des Geistes	307
XII. Divina Commedia	335

ERSTE MEDITATION

**DER KONTINENT DES DRITTEN
SCHÖPFUNGSTAGES**

Je mehr Tage und Jahre verstreichen, seit ich in Südamerika weilte, desto deutlicher wird mir, was jener Erdteil mir bedeutet hat. Es war ein gewissenloser, verräterischer Mensch, welcher zuerst seines Lebens Eindrücke festhielt: ihm fehlte das Gewissen für das Gesetz des Wachstums in der Verwandlung, die unaufhörliches Vergessen verlangt, und er verriet sein Innerlich-Lebendiges an Äußerlich-Totes, das es ohne seinen bösen Willen gar nicht gäbe. Denn die „Tatsachen“ sind nichts für sich Bestehendes; sie sind Kunstprodukte willkürlicher Abstraktion. Ursprünglich gibt es nur unauflösliche Gesamtsituationen, zu deren Bestandteilen unter anderem das gehört, was mehr oder weniger alle mehr oder weniger gleichmäßig feststellen können, wenn sie sich mehr oder weniger gleichen Bedingungen unterwerfen. Freilich mag der Nachdruck auf diese Konstanten gelegt werden. Doch dann schrumpft die Welt zusammen. Es vergeht das, was das Gemälde von der Palette unterscheidet, es schwindet das Erlebnis, der Sinn verflüchtigt sich, und der Einzigkeitscharakter geht verloren. Kein Brasilianer antwortete auf taktloses Insistieren je mit gleicher Vergrämung, wie das Weltall. Wer diesem mit Festlegungen und Statistik kommt, dem verwandelt es sich zu einer Rumpelkammer. Wogegen es sich beglückt wie ein Weib der Dichtung jedes echten Liebhabers angleicht. Und zwar handelt es sich hier wie dort um echte Verwandlung. Deswegen behielt jeder, der eine wirklich eigene Welt zur Welt trug, nicht nur für sich recht: war er zum Liebhaber berufen, das heißt verstand er seinen Gegenstand in seiner Tiefe, dann verlangte das Universum allemal, mit wiederum weiblicher

Parteilichkeit, daß alle es so sähen wie er. Bis einmal ein Besserer kam.

Das ist der Sinn des Gestaltwandels der Götter. Primitive Kosmogonie schob einem ersten Urheber alle Verantwortung für alles Geschehen zu, und was dann aus dem Rahmen erster Planwirtschaft herausfiel, entwirklichte sie als Sünde. Logischerweise behielt der Mensch im Fall des starrsinnigsten Gottes der Geschichte für ewig schuld vor ihm. In Wahrheit lagen und liegen hier die Dinge ebenso, wie im Fall des Reigens, welchen Sonne und Erde miteinander tanzen: es ist nicht möglich, letztgültig zu bestimmen, wer sich um wen dreht. Schöpfer und Schöpfung stellen eine unauflösliche Gesamtsituation dar, die sich jeden Augenblick in allen Dimensionen wandelt oder wandeln kann. Mag sonach alles im Anfang so gewesen sein, wie dies die Buchführung des Siebentagewerkes darstellt: sobald anderen als dem ersten Urheber eigenes einfiel, wurde alles anders. Schon die kleine Intrige zwischen Schlange und Weib erschütterte den ersten Plan. Dann mußte das Paradies verlassen werden, bei dem es doch bleiben sollte; es geschah das vom Standpunkt der Ur-Ordnung höchst Bedenkliche, daß den Vertriebenen eigene Arbeit geboten ward, welches allen nur möglichen Initiativen freies Spiel gab; bald erschien der vollends planwidrige Kain, und so ging es fort und fort, zu solchem Verdrusse derer, die am Vorurteil des „Ein-für-alles“ festhielten, daß heute nur noch blinder Glaube die Pole Schöpfer und Schöpfung in ihrer ursprünglichen Konstellation zusammenhält. Blinder Glaube als „Religion“, das heißt als Behauptung der Bindung des Einen an das All, ist aber der äußerst denkbare Ausdruck der Verzweigung. Er bedeutet, daß die lebendige Bindung verloren gegangen ist. Denn diese besteht ganz und gar und einzig und allein im organischen Zusammenhange mit der Schöpfung, wie sie wirklich ist, nämlich ein sich immerfort Verwandelndes. Wohl setzt die Wahrung dieses Zusammenhanges Glaube als letzte subjektive Instanz voraus — nicht aber Glauben im Sinn des Gehorsams gegen-

über Festgelegtem, sondern in dem des Hinzutragens des Eigenen zum Anderen. Echter Glaube ist Selbstbehauptung der Phantasie.

Es gibt so viel Welt-Möglichkeit, als es Phantasie gibt. Es hat so viele Weltwirklichkeiten gegeben, als Phantasien sich durchsetzen konnten. Von hier aus gewinnen wir ohne weiteres den einzigen kosmisch-stichhaltigen Wahrheitsbegriff: dieser ist eins mit dem der Entsprechung von Subjekt und Objekt. Zuunterst deckt er sich mit dem der Wahrheit im Sinn des Einmaleins. Wie aber die höhere Mathematik sich von der niederen dadurch unterscheidet, daß sie, je höher sie wird, desto wandelbarere Größen in haltbarem Zusammenhang zusammenfaßt, so kann Entsprechung bedeuten, daß schöpferischer Geist die Welt sich selbst entsprechend umschafft. So, und so allein verstanden, hat der Grenzbegriff eines ersten Urhebers, im Zusammenhang mit dem, was später nachweislich geschah, einen sinnvollen Inhalt. Zu diesem nun gehört nicht allein die natürliche Entwicklung, sondern auch die Erneuerung der Welterschöpfung aus dem Geist. Letzteres und nichts anderes haben die Welteroberungen durch Religionen und Philosophien bedeutet. Indem sie das Äußere anders anzusehen lehrten, wurde dieses anders. Ohne jedes metaphysische Vorurteil kann als erwiesen gelten, daß Geist mitschafft an der Welt. In unserer Menschenwelt ist der für sich erlebende, seine Zusammenhänge dem Universum aufzwingende sinngebende Geist sogar die letzte Instanz. Vor aller Wissenschaft, welche nur nachdeutet, ist immer die primär be-sinnende Religion. Daß dem so ist, hat gerade die Religion der Materie am eindrucksvollsten erwiesen: sie hat die Erde mit Gestaltungen bevölkert, die es vorher nicht gab; sie hat die kosmischen Kräfte in früher nie begangene Bahnen eingezwungen. Verdirbt und vergeht sie heute, so liegt das daran, daß sie ihren eigenen Sinn und Ursprung nicht versteht: dieser liegt nämlich durchaus im Geistigen: im Glauben an das Primat des Materiellen. — Doch wie dem auch im besonderen sei — hier will ich keine Theodizee entwickeln —,

das Wesentliche ist, daß die Wertschöpfung nie aufhört, nie am Ende ist, und daß es von der Qualität des Geistes abhängt, welche Rolle er in ihr spielt.

Der Geist ist ursprünglich Schöpfer, nicht Interpret. Wird er so leicht zu letzterem, so bedeutet das Ähnliches, wie dies, daß gerade der Edelmann, der Herr *par définition*, in sein Gegenteil, den Diener umschlagen kann; denn der Hofmann ist ja der Diener *par excellence*. Dient der Geist heute keinen Göttern, sondern den sogenannten Tatsachen, erweist er sich diesen gegenüber feiger, als je ein Azteke es seinen mörderischen Göttern gegenüber war, so bedeutet das Ähnliches, wie das Kriechen eben der aufrechten Männer, welche Könige stürzten, vor Finanzmagnaten. Was ich nun, seitdem ich aus meiner ersten kontemplativen Geistigkeit herausgewachsen bin, betreibe, ist nichts anderes, als die Überwindung dieser Angst. Der Sinn schafft den Tatbestand, Phantasie verwandelt die Welt, aus Sinnbildern wird Geschichte: mein Leben und Schaffen ist ein einziges Zeugen dafür. Und damit maße ich mir nichts an, ich übe nur elementares Menschenrecht aus. Wäre Gott gegen dieses Weiter-Schaffen des Menschen, längst hätte er ihm das Handwerk gelegt.

Südamerikas kann ich noch heute nicht gedenken, ohne ein Gefühl tiefster Bindung zu erleben. Es handelt sich nicht um Liebe, wie ich sie früher kannte, sondern um das, was altafrikanische Felsenbilder meinen, wenn sie den schweifenden Mann mit der Nabelschnur an seine ferne Mutter gefesselt darstellen. Mein erstes Wort, da ich in Argentinien an Land stieg, war: „Ich komme nicht, um zu lehren, sondern um zu lernen.“ Das schien mir alle Seelen aufzuschließen. Denn nun fand ich solche Bereitschaft, solches Sich-Öffnen, daß ich gab und geben konnte und geben mußte, wie nie vorher. Doch indem so Tiefe zu Tiefe in Beziehung trat und das neue Kraftfeld sich vollständig auswirken konnte, veränderte ich mich selbst. In mein Bewußtsein drängten die meiner Gründe und Abgründe, die den bestimmenden Gründen jener Welt entsprachen. Ich gewann

Zugang zur Schicht des dritten Schöpfungstags in mir. Das ist die Schicht, in der zuerst sich das Leben, wie wir es nacherleben können, der trägen Proté Hyle entrang. In dieser Schicht gibt es keine Freiheit, sondern nur schlechthinnige Bindung; dort herrscht auf psychischem Gebiet die vollendete Entsprechung der materiellen Schwerkraft. Dort ist Urerlebnis die Erde im Menschen, nicht der Geist in ihm. Und weil ich, der Unbändige, Unbindbare, dieser Schicht zum erstenmal auf dem Erdteil, den ich seither den Kontinent des dritten Schöpfungstages heiÙe, bewußt ward, fühle ich mich an seine und nicht an meine Erde gebunden.

Die ganze Tiefe meiner Berührtheit ward mir zum erstenmal auf dem Hochplateau Boliviens zur Erfahrung. Daß ich dort Ungeheuerliches erleben würde, hatte ich vorausgeahnt. An einem Nachmittage, lange bevor ich Europa verließ, fiel mir ohne bewußten Kenntnis-Anlaß der Satz ein: das Interessanteste an Südamerika ist die Puna — jene innerhalb der genauen Grenzen bestimmter Erzlager, offenbar von deren Emanationen ausgelöste Bergkrankheit. So begab ich mich in innerer Bereitschaft auf ihr Revier. Doch was mir da wirklich widerfuhr, kam mir doch unerwartet — und meines Wissens hat kein Weißer Ähnliches erlebt, wohl weil keiner bisher ähnlich tief berührt ward. Die Puna durch „Höhe“ zu erklären, ist ebenso töricht und ehrfurchtslos, wie zwecks Verständnisses der Hölle über Streichholzmarken zu spekulieren. In kürzester Frist war mein organisches Gleichgewicht zerstört. Zuerst versagten die eigentlichen Gleichgewichtsorgane, dann folgten Symptome von Groß- und Kleinhirnentzündung; Nieren und Leber erkrankten schwer, die Speicheldrüsen kündigten den Dienst, nur das Herz hielt durch. Das war mehr als Erkrankung, es war ein richtiger Aufschluß meines Organismus, gleichwie Gestein von Flußsäure aufgeschlossen wird. Ähnliche Einflüsse, nur unermeßlich mächtigere noch, müssen es gewesen sein, die im Verlauf der Erdgeschichte die katastrophalen Verwandlungen der Faunen bedingten. Mir war da ähnlich zumute, wie

Reptilien zumute gewesen sein mag, da Erdeinflüsse sie zwingen, zu Säugetieren zu werden oder auszusterben. Da fühlte ich mich Teil des kosmischen Werdens genau so innig, wie sich der Embryo, hätte er Bewußtsein, als Teil eines überindividuell-organischen Prozesses fühlen müßte. Da wußte ich: ich bin unter anderem reine Erde und Erdkraft. Nicht nur als Material: dieses Nicht-Ich ist Wesensteil dessen, als was ich „mich“ erlebe. Im Schmelztiegel der Puna rang die Konstellation von Erdelementen, die ich selbst verkörpere, mit anderen mächtigeren. Und hätte ich nicht vorzeitig den Schauplatz verlassen, es wäre entweder mein Tod, oder aber Mutation erfolgt.

Nur Mutation kann zu neuer Kräftekonstellation die Entsprechung herstellen. Einheitlich ist der Organismus und allemal als Ganzes paßt er sich neuen Konstellationen an. So legen, nach astrologischer Lehre, die Sterne den Menschen in dem Augenblick als Ganzes fest, wo er sich selbständig dem kosmischen Werden einfügt. Nicht anders wirken Medikamente. Leisten solche dort, wo der Körper in seiner Tiefe ergriffen ist, erschreckend wenig, so liegt das daran, daß kein somatisches Regulationszentrum des Gesamtorganismus — falls es ein solches gibt — gefunden ist, weswegen bei jeder Anregung untergeordneter Zentren die Gefahr besteht, daß ein Organ-komplex auf Kosten anderer geheilt wird. Deswegen stirbt der Mensch, bis auf ganz seltene Ausnahmen, zu seiner Stunde; die besonderen Anlässe sind nur auslösende Momente. Daß nun Stoffverbindungen überhaupt wirken, beruht auf dem letztlich Erdhaften der Physis. Schon sind manche Hormone, die Zauberer unter den Stoffen, synthetisch herzustellen: grundsätzlich sind es alle, denn bei allen handelt es sich um Erdkräfte (nichts letztlich Organisches), und ihr scheinbar ausschließlich Lebendiges beruht nur darauf, daß Leben sie auf spezifische Weise bindet, ob in Form unbewußter Regulation oder chemischer Kunst.

Wie ich nun im Schmelztiegel der Puna um meine Identität rang, da erreichte mein eigenes Mineraltum mein Bewußtsein.

Und ich begriff jene Todessehnsucht, die mich immer wieder mit dem Zwang des Schwindels ergreift, in einem neuen Sinn. Der Tod ist vom Erdbewußtsein her Erlösung. Welcher Kampf, welcher Krampf liegt im Leben-Müssen! Von Gleichgewichtsmangel zu Gleichgewichtsmangel entzieht sich eine Kräftekonstellation, die in bezug auf jedes einzelne ihrer Elemente künstlich ist, unermesslicher Übermacht. Wenn sich da die Glieder lösen, wie Homer das Sterben so schön beschreibt, da handelt es sich um echte Lösung; daher die Befriedung des Antlitzes zu rechter Zeit natürlich Verstorbener. Und so hatte vom Erdbewußtsein her der Buddha vollkommen recht: der Sinn des Lebens ist seine Aufhörbarkeit. Buddha war im Zeichen des Stieres geboren. Tief eingesenkt und verfestigt im stofflichen Samsara, mußte er Lösung als Befreiung empfinden.

Diese Übermacht tellurischer Einflüsse hat den Menschen der andinen Höhe geprägt. Es hat symbolische Bedeutung, daß Fürstenwohnungen noch in der Tihuanacu-Zeit in Form und Format von Gräbern angelegt wurden: dieser Mensch ist recht eigentlich mineralisch. Freilich kann der Akzent im Organismus so liegen, daß die Eigenart des Minerals bestimmt. Driesch hat mit Recht die Voraussetzung alles möglichen Philosophierens in dem Satz „ich habe bewußt etwas“ zusammengefaßt: ist erstes Erlebnis das Haben, und nicht das Sein, dann ist die logische Folgerung nicht abzuweisen, daß Bewußtsein von Ich und Geist nicht notwendig primär sein muß. Tatsächlich entsteht es entwicklungsgeschichtlich zuletzt. Soweit es sich um das Erleben organischer Vorgänge handelt, scheint der Tatbestand jedem geläufig, obgleich auch er schlechterdings unverständlich ist, da das Denkende im Menschen geistig ist; deswegen leuchtet keine Schöpfungsgeschichte ein, deren primus movens nicht der Geist wäre. Anders steht es dort, wo Anorganisches bestimmt. In Alto-Peru ging mir zum erstenmal der Sinn jener Mythen auf, nach denen der Zwerg, der unterirdisch hausende Erzgräber und Schmied, gegenüber dem Menschen das ältere Geschöpf sei. Nie schaute ich so bronzene

Seelen, wie die jener Höhenbewohner, nie befremdete mich mehr, was ich doch als Menschentum anerkennen mußte. Diese Trägheit und Zähigkeit, dieses ungeheuerliche Gedächtnis, diese Unempfindlichkeit jenseits der Oberfläche, deren Sensibilität eines Sinnes ist mit der schnellen Erhitzung und Abkühlung von Metallen, dieses selbstverständliche Nichtbeachten der Geschichte, diese dumpfe Melancholie, welche diesseits des bloßen Begriffs der Hoffnung west, ist recht eigentlich anorganisch. Kommt man einmal auf diesen Zusammenhang, dann erscheint er auch nicht mehr unerklärlich, so unverständlich er bleibe. Alle Bestandteile des Menschen bestimmen mit in ihm; die Umwelt, welche ihn formte, gehört organisch zu ihm: so muß auch der „Geist“ des Metalls, die „Tugend“ des Minerals an der Bildung der Seele mitwirken. Ja, wird nicht jeder, in dem der lebendige Geist nicht vorherrscht, mit dem Alter der Erde sich nähernd, mineralisch? Rührt daher nicht dessen Unheimliches für alle Jugend? Es verhärten nicht allein die Gefäße, sondern auch Gesinnung und Seele. Das typische Alter ist konservativ, zäh, materiell, oberflächlich aus Undurchlässigkeit. So wird der Zwerg von keiner Mythe anders als greisenhaft beschrieben.

Hier nun, in Bolivien und Alto-Peru, handelt es sich überdies wohl um historisches Alter. Meinem Gefühl nach sind diese Indianer viel älter, als Geschichtsforschung wahrhaben will. Warum leben sie auf so unsinniger Höhe? Sie flüchteten wohl da hinauf, als im Westen und Osten Festländer oder Rieseninseln ins Weltmeer absanken. Mich mutet diese Hochkultur um den Titicaca-See herum unmittelbar unmenschlich an. Die Landschaft rauher als in Nordsibirien, die Erzemanationen lähmend, wenn nicht mörderisch, der Boden trostlos karg. Wie versteht man hier den Kult des warmen Bluts und den des Goldes als schwerebefreiter flüssiger Sonne! Die Steppen auf viertausend Meter Höhe, rau und grau, kahl und fahl, über die sich schier ebenso hoch wolkenartig geformte Schneeberge türmen, vergegenwärtigen recht eigentlich die Zeit, da die

Erde noch „wüste und leer“ war. Desto mehr, als sie nicht unbewohnt sind — nie hatte ich den Eindruck ähnlicher Verlassenheit, wie beim Anblick der Lama- und Eselherden, welche traurige kleine Menschlein trieben, in letzter Selbstbejahung mit leuchtend roten Ponchos angetan, die Weiber im grotesken Kopfputz grauer Zylinder.

Wie ich in dieser phantastischen Welt weilte, konnte meine Seele nicht umhin, zu mythisieren. Ich schreibe den kosmogonischen Einfall, der mir da kam, zur Erinnerung nieder. Schwerlich entspricht er der Wahrheit, aber sinnlos scheint er mir nicht. — Als der Mensch des mineralischen Zeitalters aus seiner Höhle auskroch, da vertraute er sich dem Lama an, welches schon vor ihm da war. Das ist das urtümlichste der Haustiere. Nicht der Mensch zähmte dieses, so wie der Mensch den Hund geschaffen hat, sondern das Lama züchtete sich den Menschen, auf daß er seinem Dasein Sinn gäbe. Das Lama verkörpert den Urwillen zum Dienst; der aber ist der Ur-Wille zur Macht. Nachgeben-können kennzeichnet zuerst das Lebendige, dann folgt das Vorwegnehmen des Wunsches, ganz zuletzt kommt offene Herrschaft. Und noch heute ist diese die wenigst sichere. Das Lama ist und kann alles, es verlangt nichts. Es bedarf weder der Fütterung noch sonstiger Hege. Seinerseits aber kleidet, trägt, heizt es, nach seinem Tode ernährt es. Dem einsamen Hirten ersetzte es ehemals das Weib — das bedeutet es wohl, wenn noch heute an gewissen Feiertagen das Geschlechtsteil des Lamas angebetet wird. Sogar die Lustseuche, überliefern die Indianer, soll das Lama den Menschen geschenkt haben. Seinem Wesen nach aber ist es das Urbild der Schlüsselfrau. Wie ich, krank und entsprechend feinfühlig, das erste große Leittier gewährte, eine Truhe mit der Kasse um den Hals — die Herde zog herum, ihren Mist den frierenden Menschen zur Feuerung verkaufend, das Leittier aber erhob und betreute den Erlös —, da erschrak ich: wie es dastand, allmachtstrotzenden Blickes, mit hochehobenem Hals, zurückgelegtem Haupt, die Lippen zum Spucken gespitzt, da evozierte es in mir die Vision

der „ersten Mutter der Welt“, nach kabylicher Sage des ersten Geschöpfes auf Erden, wie sie mit in den Hüften aufgestemmt Fäusten vor Gott dem Herrn stand, sich Einmischung in ihre Privatangelegenheiten verbittend.

Hier oben war im Anfang das Lama, nicht der Mensch. Von jener „ersten Mutter der Welt“ berichtet Frobenius: Einst war sie unzufrieden mit ihren Mägden. Die unsorgsamste schalt sie: Du Schwein. So ward das Wort Schwein bekannt, bevor Gott der Herr das Schwein erschaffen hatte. In unserer Welt war im Anfang das Wort. In Südamerika war das Fleisch erste Materialisation. So wirkt das Lama seit der Mineralzeit als Urprinzip körperlich fort. Beinahe überall kennzeichnen den wurzelechten Südamerikaner, gleichviel wes Blutes, gegenüber dem Europäer und Afrikaner, kleine gedrungene Gestalt, schwerer Leib und winzig kleine Hände und Füße. Wer sich angesichts der häufigen Schönheit jener Menschenart über diese Bestimmung wundern sollte, vergesse nicht, daß die Königin der Lamas die gazellenartig zarte, zierliche und unzählbare Vicuña, und daß hier allein vom Urbilde die Rede ist.

Auf der Höhe der Cordilleren mit ihren Erzlagern, von Adenen noch heute Emanationen ausgehen, wie sie einstmals Faunen und Floren plötzlich verwandelt haben, ward ich mir meiner Mineralität bewußt. Doch schon wie ich auf See Brasilien nahte, klangen die Grundtöne des auf das mineralische folgenden Zeitalters in mir an. Das war, als ich des Wesensunterschieds zwischen der letzten Insel afrikanischen Gepräges und der ersten brasilianischen gewahr ward. Und ein verwandtes Landschafts-Kardiogramm fand ich überall in Südamerika wieder, wo die Erde nicht „wüste und leer“ ist. Ein seltsam blasses oder fahles Grün, bisweilen silberartig schillernd. Die Sonne entweder so abgeschwächt, daß es sogar in den sommerlichen Tropen selten des schützenden Helms bedarf, oder aber nicht anders sengend, wie auf der Tundra im Hochsommer auch. Im südamerikanischen Spektrum müssen manche rote und gelbe Strahlen fehlen. Der Wassergehalt übersteigt

überall, wo nicht gerade Wüste oder Hochgebirge ist oder die Hochsommerhitze solche zeitweilig schafft, den aller anderen Erdteile. Gesamtergebnis ist, daß die südamerikanische Landschaft eine noch so abgeschwächte Wiederverkörperung des Gleichgewichts zwischen Lebendigem und Leblosem darstellt, das jenen frühesten Zeiten eignete, da Lebendiges zuerst aus eigenem Gesetz bestimmte. Südamerika perpetuiert diese in ähnlichem Sinn, wie die Massai-Steppe in Afrika die Tertiärzeit des griechischen Pikermi, oder die Tiefsee die Fauna des Mesozoikums. Es ist kein Zufall, daß in Südamerika noch gegen Beginn unserer Ära Mastodonten von Indianern gejagt und Megatherien als Haustiere gehalten wurden. Die allgemeine Verteilung der Naturkräfte ist auf diesem Kontinente so, wie sie anderweitig längst aufgehört hat zu existieren. Beim genealogischen Alter in bezug auf später Gewordenes handelt es sich ebensowenig um ein zeitlich Absolutes, wie beim gegenseitigen Verhältnis von Schöpfer und Schöpfung. Haeckel mißdeutete die Aufeinanderfolge der Phasen der Embryonalentwicklung dahin, daß die Individualgeschichte die Artgeschichte repetiere: in Wahrheit war das Kaltblut nicht notwendig im Zeit-Verstande vor dem Warmblut da — von frühester Vorzeit an sind die meisten organischen Typen festzustellen —, sondern jenes verkörpert eine tiefere Schicht des Lebendigen überhaupt, was sich in allen theoretisch möglichen Erscheinungsformen einer gleichen funktionellen Grundbeziehung ausprägen mag, so unter anderen denen onto- und phylogenetischer Folge. Deswegen ist alles, was je war, noch heute virtuell vorhanden, zur Aktualisierung bereit; ob und wie diese erfolgt, hängt von der Grundverteilung der Erdkräfte ab.

In diesem Sinn nun beherrscht Südamerika, wo sich das Leben der Mineralität entrang, der Zeitgeist, dessen organischer Urausdruck das Kaltblut ist. Wie ich mich, noch in Europa, in die ersten Südamerikanerseen versenkte, kamen mir Schlangenvisionen: ich schaute gepardelte und getigerte Rumpffragmente mächtiger Pythonen, vom durch die Kronen der

Bäume gesiebten Lichte fleckenweis erhellt, hervorquellend und -rollend aus grundlosem trübem Teich. In ihrer Heimatlandschaft gewann diese Unterwelt, die das außer mir Wirkliche als Entsprechung in mir heraushob, ihr ursprünglich-urtümliches Gepräge. Alle Farben verblaßten, alle festen Umrisse verschwammen. Ich fühlte mich umronnen und umwälzt von einem Gewühl sich windender Larven, wobei das erste Mal die schaurige Musik des Schatten-Tanzes im Orpheus von Gluck in mir anklang, als bedeute diese notwendige Begleitung. Und wirklich ist sie's: nur im Tempo hat der große Seher sich geirrt. Zeitlupenhaft langsam, so wie sich heute das Chamäleon bewegt, krecht und schleicht die Brut der Unterwelt im Kreise, in unendlich-geschlossenem Raum. Und Menschen-Schatten ähneln diese Larven am wenigsten. Sie sind keine richtigen Schlangen, aber schlangenhaft; Steigaalen, jener frühesten Form des entlarvten Aals, sehen sie am ähnlichsten, nur daß sie nicht Licht, sondern gleichsam Finsternis-durchlässig sind. Wie ich zuerst die kalten schleimigen Leiber auf mich zukriechen und die Unzahl starrer glasiger Basiliskensblicke auf mich gerichtet sah, erschrak ich; ich fühlte mich dem Bösen preisgegeben. Doch bald merkte ich, daß sie weder auf mich zukrochen noch auch mich anstarrten; sie waren ständig bewegt, doch richtungslos, und obwohl weitoffenen phosphoreszierenden Auges, blind. Und dann offenbarte sich mir, daß das, was in mir zuerst die Assoziation des Bösen wachrief, nichts anderes ist als das Ur-Leben; die Qualifizierung entsteht dadurch, daß ein verzerrender Spiegel es auffängt. Und dann verstand ich auch, warum das unterste Leben sich gerade als Schlange im Tagesbewußtsein spiegeln muß, wie denn die Chaldäer für Schlange und Leben nur ein Wort besaßen. Unser Bewußtsein kann nur spiegeln, was am Lichte teil hat. Die Unterwelt ist aber unaufhellbar finster. So erscheint sie, wenn überhaupt, als Gegen-Schatten, als Gegenteil des Schattens an die Oberfläche projiziert, das Blinde als sehend, das Träge als geschwind, das Unsichtbare als glänzend; so erglitzert das,

was „an sich“ unterweltlicher Urwurm ist, der nimmer aufsteigen kann, als listige, böse und kleinodhafte Schlange.

Aber vor allem handelt es sich nie um ein besonderes Tier, auch nicht um viele, sondern um ein Diesseits der Zahl; alle möglichen Schlangen zusammen bilden eine einzige Ur-Mannigfaltigkeit, ein unzerreißbares, doch ständig sich entschlingendes und verschlingendes, vergehendes und neu werdendes Ur-Etwas, bei dessen Schau mir als einzig adäquat der Ausdruck Schöpfungsbrodem einfiel. Dieses Ur-Etwas ist das Gegenteil von bildhaft und seelenhaft; von der Erde her gesehen, gibt es keine Urwelt beseelter Bilder. Die Urwelt ist zwar ständig bewegt und gärend, aber blind und dumpf; sie verhält sich noch zu dem, was Tiefenpsychologie mit scheinbar größtem Recht als urtümlich hervorzuholen wähnt, wie Darmbewegung zu künstlerischem Schaffen. Tiefer als die tiefste Seelenkunde schürfen kann, liegen unermeßliche Reiche des Wesenden, die dem üblichen Begriff des Physischen zwar auch entrinnen, doch nur vom Körper her erlebbar sind. Alle, die den Zusammenhang mit den irdischen Müttern nicht ganz verloren, haben wenigstens in kurzen Augenblicken erlebt, was das Wort „Wissen des Bluts“ bedeutet. Doch es gibt auch im Menschen Tieferes als das Blut. Blut ist schon flüssiges Licht. Blut ist schon Lebens-Tag. Doch vor dem Tage war die kalte Nacht. In seiner untersten Schicht ist das Leben kalt, schleimig, viskös, es ist Gallert im Gegensatz zum Mineral, unzerreißbar wie Polypenarme, wuchernd, erstickend. Das zeitlose Dasein der Minerale wird hier zum unaufhaltsamen Werden in der Zeit; das Gesetz der Erhaltung der Energie, welches das Reich jener in ewig schönem Gleichgewicht erhält, ordnet sich hier dem Gesetz unbegrenzter Wucherung und Vermehrung unter, und dieses hat zur Urgrenze den Mord, dessen bloße Möglichkeit beweist, daß die Gleichung des Lebens wesentlich nicht aufgeht. Und Mord gab es lange vor dem natürlichen Tod, der vielleicht eine Kompromißschöpfung ist zur Beschwichtigung dämmernden moralischen Bewußtseins.

Die Prokreation nun — nur dieses Fremdwort gibt vollkommen den Ur-Sinn alles Zeugens und Gebärens wieder — verewigt auf allen Ebenen den Urgeist des Kaltbluts. Daß dem so ist, tritt auch beim Menschen allemal zu Tage, wo sich seine Sinnlichkeit losgelöst auslebt. Dann kriecht allemal aus der dunklen Unterwelt die kalte Schlange herauf. Daher die glasigen Augen der Huren, das Fahle des Wüstlings; bei beiden muß Rauschgift, je länger desto mehr, die Eigenwärme ersetzen. Daher zumal das schweißig Kalte des Onanisten. Hier gehört der Sexus in die Latrine; in wurmhafter Konvulsion gibt er dem Sumpf seinen Urschleim zurück. Daher das Häßliche im Ausdruck der Männer, welche nichts als Sinnenbefriedigung wollen. Daher die kalte Grausamkeit von Mann und Weib, in denen Urtrieb bestimmt, wenn ein Teil des anderen überdrüssig ward; da löst die Moral des Drachen jäh und Übergangslos diejenige des Menschen, so wie er sein sollte, ab; wenige Verbrechen sind so gemein, wie die tagtäglich totgeschwiegenen Erscheinungen intimen Zerwürfnisses. Daher das so häufige Bittere, Verkrampfte, Verzweifelte im Ausdruck jung Vermählter, deren Bewußtsein gewaltsam von früher unbekanntem Urtrieben übermannt wird. Diese Urliche ist verschwistert mit dem Tod. Hierzu bietet der männliche Frosch nach vollzogener Dauerhochzeit das Sinnbild für alle Kreatur. Daher letztlich das Häßliche aller Sexualorgane. Sie gehören der Unterwelt an, der Schöpfungsnacht; nicht umsonst dienen gleiche Gebilde der Fortpflanzung und Ausscheidung. Sobald der Mensch sich seiner losgelösten Sinnlichkeit verschreibt, wird auch er zu Schöpfungsbrodem. Dann ist die Unzahl Spermatozoon, welche der Mann bei jedem Akt ejakuliert, sein entsprechender Ausdruck.

Freilich muß das von der Erde her beurteilt ursprüngliche Leben dem selbstsicher gewordenen Tagesbewußtsein böse erscheinen. Zersetzung, Fäulnis, Gestank sind allgegenwärtige Begleiterscheinungen der Vermehrung, und alle Selbstbehauptung fordert häßliches Tun. Diese Häßlichkeit erscheint ein-

seitig herausgestellt und materialisiert in der Schlangen- und Molch-Welt. Welch entsetzliche Phantasie erschuf die brasilianischen Riesenkröten, diese lebendigen Fallen und Apotheken, deren Mörderaugen, umkränzt von grotesk tätowierter Haut, aus dem Schlamm und Kot, in dem sie sich vergraben, gemütlich heraufblinzeln! Welch grauenvoller Einfall, Lebendiges als Gifterzeuger zu typisieren! Wer sich dessen Entsprechungen in der Menschenwelt vergegenwärtigt, muß zugeben, daß es sich hier um objektiv Häßliches und Böses handelt. Nur liegt eben das Böse insofern allem Guten objektiv als seine offenbar notwendige Unterwelt zugrunde. Dieser Evidenz gegenüber nützen moralische Erwägungen nichts. Das übliche Preisen der Schönheit der Natur beruht großenteils auf dem unbewußten Versuch, deren Unterseite zu verdecken, so wie sämtliche Hochzeitsbräuche unter Menschen den eigentlichen Zweck überkleiden. Tatsächlich verhält sich das Schöne in der Natur zum Häßlichen, im großen betrachtet, nicht anders, wie die seltene Blüte zur perennen Wurzel. Nur daß die Wurzel hier Zersetzung, Verwesung, Fäulnis, Schmutz, Gestank, Unform, Scheußlichkeit und selbstverständlicher Dauermord ist. Die abstoßendsten Begleiterscheinungen der Krankheit und des Sterbens sind zugleich nicht allein Begleiterscheinungen, sondern Bedingungen und Vorstufen alles Neuwerdens. Wie mir dies am Eindruck des Werdens und Vergehens im brasilianischen Urwald, wo kaum festzustellen gelingt, wo das Sterben aufhört und das Geborenwerden beginnt, ganz deutlich ward, da ging mir der ganze Wahnwitz der Paradoxie des Ideals der Reinheit auf. Dieses Ideal, auf die Erde übertragen, ist recht eigentlich erdfeindlich. Und sein Überzeugendes scheint mir Beweis dessen, daß eine unserer Wurzeln nicht irdisch ist: es beweist Ursehnsucht nach Erdüberwindung. Zumal das nordamerikanische Bestreben, die Erde endgültig zu entschmutzen, bedeutet unmittelbaren Widersinn; es unterfängt sich, die Dunkelheit und Finsternis auch irdisch zu überwinden. Das aber ist unmöglich. Solange es Geburt und Tod gibt, kann das irdisch verstandene

Reinheitsideal niemals verwirklicht werden. Und tatsächlich fördert es nicht, es sterilisiert. Es sterilisiert nicht allein die Kost von schädigenden Mikroben, sondern das Leben überhaupt. Alle Geburt erfolgt aus der Erde heraus. Alles Entstehen ist schmutz- und grauenbehaftet. Was die Weltanschauung des reinen Geistes in die Hölle bannt, ist der irdische Mutterschoß alles Lebens. Kein primitiver Maler erfand je Schauerlicheres, als was alles Ur-Werden charakterisiert.

In Südamerika bedingt es der bestimmende Geist des dritten Schöpfungstags, daß dieses Schauerliche zuerst überall beeindruckt. Dort sieht der Mensch unwillkürlich die Magna Mater von Angesicht zu Angesicht. Ich schreibe einige Stellen aus dem Roman des Columbianers José Eustasio Rivera *La Voragine* heraus, der, wie immer es mit ihm als Kunstwerk bestellt sei, als bisher größte Epopöe des mörderischen Urwalds gelten muß. Da schildert Rivera einen Einbruch der Tambochas, jener fürchterlichen fleischfressenden Ameisen, wahrer Wespen ohne Flügel, roten Kopfs und zitronenfarbigen Rumpfs, die durch die Angst, welche ihr Gift der gesamten Schöpfung einflößt, überall, wohin sie kommen, siegen wie ein Präriebrand. „In jede Höhlung, jede Spalte, jede Ritze, in alle Bäume, alles Laub, alle Nester und Bienenstöcke dringt die dicke stinkende Welle ein, welche Vögel, Ratten, Reptilien verzehrt und ganze Völker von Menschen und Tieren in die Flucht jagt.“ Und weiter schreibt Rivera von der Termiten: „Sie läßt die Bäume dahinsiechen wie von gallopiertender Syphilis; an der Oberfläche unmerklich zermalt sie Gewebe und Rinde, bis daß sie plötzlich auf einmal schwer in sich zusammenbrechen. Indessen aber schafft die Erde immer wieder Erneuerung. Am Fuß des verfallenden Riesen sprießt der Keim; inmitten der Miasmen fliegt der Pollen; überall der Atem des Gärens, heiße Dämpfe des Halbdunkels, der Duft des Todes, der Marasmus der Prokreation

„Wo findet man da die Poesie der Einsamkeit, wo bleiben die Schmetterlinge, welche durchsichtigen Blumen gleichen,

wo die magischen Vögel, der singende Bach?! Arme Einbildungskraft der Dichter, die nur gezähmte Einsamkeit kennen! Nichts von verliebten Nachtigallen, nichts von Gärten à la Versailles, nichts von sentimentalen Panoramas! Hier ist die Heimat der Responses aufgedunsener Kröten, des Stauwassers faulenden Röhrichts. Hier herrscht der aphrodisische Parasit, welcher die Erde mit toten Bienen bedeckt, hier die Mannigfaltigkeit obszöner Blumen, die sich wie Geschlechtsorgane zusammenziehen und deren klebriger Geruch wie eine Droge berauscht; hier die böartige Liane, deren Flaumhaar die Tiere blendet, die Pringamosa, welche die Haut entzündet. Und in der Nacht unbekannt Stimmen, phantasmagorische Lichter, das Schweigen der Beerdigung. Der Tod geht vorbei und gibt Leben. Man hört das Aufschlagen der Frucht, die im Zerbersten Saat verheißt, das Fallen des Blatts, das die Berge mit unbestimmten Seufzern erfüllt und sich dem väterlichen Baum zum Dung anbietet; das Knirschen der Kiefer, welche fressen, aus Angst gefressen zu werden; das Gepfeife der Aufgestörten, das Stöhnen der Sterbenden, das Gerölpe der sich Entladenden. Und wenn das Morgenrot über den Bergen seine tragische Glorie offenbart, beginnt das Lärmen der Überlebenden: das Gegurre der Tauben, das Gegrunze der Schweine, das groteske Gelächter der Affen. Alles um der kurzen Freude willen, einige wenige Stunden mehr zu leben

„Dieser sadistische und jungfräuliche Wald weckt in der Seele die Halluzination ständig-naher Gefahr. Die Pflanze ist ein feinfühliges Wesen von uns unbekannter Psychologie. Spricht sie zu uns in dieser verlorenen Einsamkeit, dann versteht ihre Sprache allein das ahnende Vorgefühl. Unter seinem Drucke spannen sich alle Nerven wie Seile — zum Angriff, zur Falle, zum Verrat. Die Sinne wechseln ihre Tugenden: das Auge hört, der Rücken sieht, die Nase durchforscht die Horizonte, die Füße berechnen, das Blut schreit: Flieden wir, flieden wir! ‚Wir haben uns verlaufen!‘ Diese einfachen und gewöhnlichen Worte bringen in diesen Bergwäldern eine so entsetz-

liche Angst zur Entladung, daß sich mit ihr sogar das ‚Rette sich wer kann‘ der Niederlagen nicht vergleichen läßt. Vor dem Geiste dessen, der diese Worte hört, ersteht die Vision eines menschenfressenden Abgrunds. Es ist der Wald selbst, welcher weit offen dasteht wie ein Maul, das die Menschen einschlingt, welche Hunger und Verzweiflung ihm unter die Zähne bringen “

So ist das Leben zuunterst. So stellt es sich noch heute unverschleiert und zynisch-offen dar in der Sumpf-Welt des Kaltbluts.

Wie der Geist des Minerals eine ganze Landschaft bestimmen kann, so kann es der Geist der Schlange. Auch der ihr entsprechenden Schicht in mir ward ich mir in Südamerika bewußt. Zuerst äußerte sich dieses Bewußtwerden in Projektionen. Ich hatte nicht allein immer wieder Schlangenvisionen — ich sah mehr Amphibien und Reptilien in die Landschaft hinein, als ich tatsächlich wahrte, und ahnte urweltliche Hintergründe gar in flachsten Vordergrundwesen. Doch bald stellte sich das rechte Verhältnis zwischen dem „in mir“ und „außer mir“ ein. Südamerika ist wirklich „Schöpfungsbrodem“, wie heute kein anderer Kontinent. Hier liegt in der Natur mehr zeugerische Phantasie fixiert, wie irgend sonst. Kein Erdteil bringt auch nur annähernd so viele Heilkräuter, Gifte und Nährpflanzen hervor. Nirgends tritt die Pflanzen- und Kaltblüterwelt so reich und aufdringlich in die Erscheinung, reich in jedem Sinn. Der Haut brasilianischer Frösche eigenen Gaben, um die sie das größte medizinische und technische Genie beneiden könnte. Der Amazonas allein soll eintausendeinhundert dort allein heimischer Fische beherbergen, und in den sein Stromgebiet bedeckenden Urwäldern kaum weniger Vögel- und Insektenarten, als die ganze übrige Erde zusammen. Wie verdichtet-spezifiziert dort die Natur als Schöpfungsbrodem in die Erscheinung tritt, verdeutlicht die folgende Schilderung des Besuchs eines brasilianischen Urwaldtümpels¹ am besten.

¹ Zitiert aus einem Aufsatz Arthur Heyes in der *Neuen Schweizer Rundschau*, August 1930.

Ich schreibe sie als Sinnbild hin; auf allen Ebenen ist Entsprechendes zu finden, doch das Schauerliche gerade dieser Schilderung dient am besten dem Zweck, den ich erreichen möchte. Zunächst die Nachtstimmung: „Das schwerflüssige Wasser zwischen den Bäumen zitterte leise unter dem brandroten Licht des glühenden Monds. Melancholische Vogelrufe drangen durch das Helldunkel der Nacht, ein kaum wahrnehmbarer Windhauch wisperte in Laub und Röhrriecht. Und im Wasser begann jetzt ein unheimliches Treiben, ein Glucksen, Plätschern und Rauschen, ein immer wilderes Spritzen und Klatschen. Das ganze tote Gewässer regte sich in unsichtbarem Leben, und mir wurde allgemach klar, was für ein Leben das war, und die Haare wollten sich mir sträuben. Es waren Krokodile. Das ganze Gewässer schien buchstäblich nur aus Krokodilen zu bestehen! Und die Reptilien fielen jetzt bei Nacht anscheinend übereinander her, ein unaufhörliches dumpf quarrendes Brüllen scholl aus der Mitte der Lache herüber, ein rasendes Schwanzschlagen, ein dröhnendes Klappern mächtiger Kiefer, ein gischtendes Aufspritzen von Wasser, und über die Kämme der aufschwelgenden Wogen hinweg huschten die trübroten Reflexe des geisterhaften Mondlichts. Mir war, als wäre ich zwanzig Millionen Jahre zurück in die Urwelt versetzt — so mögen die Nächte am Jura-Meer gewesen sein, wenn die Kämpfe der Ichthyosaurier im Dunst der Kohlensäurewolken tobten und im roten Glanz das Feuerlicht des noch nicht erkalteten Mondes darüber schimmerte.“ Und von der Jagd des nächsten Morgens heißt es: „Die Vaqueiros stiegen mit Knüppeln bewaffnet ins seichte Wasser und begannen da alles Lebendige aufzustochern, und dieses Lebendige waren ausschließlich Krokodile, Krokodile, Krokodile. Die Panzerechsen müssen in dieser Lagune wie gepackte Bücklinge übereinander gelegen haben, sonst hätten sie gar keinen Platz darin gehabt. Denn allein an dem schmalen Ausläufer des Gewässers, an dem ich stand, sind nicht unter fünfhundert vorbeigezogen. Kurz bevor die Vaqueiros die Mitte des Pfuhls erreichten, war er zu einem einzigen wimmeln-

den Chaos von Krokodilen geworden. In wildem Entsetzen stoben die gepanzerten Riesen vor den schreienden stochernden Menschen her, rauschten wie eine anrollende wallende Brandungswooge zu beiden Seiten des Ausläufers an Land herauf, wackelten in schwerfälliger Eile über den trockenen Boden davon, fuhren drunten im rauschenden Strudel wie das Kielwasser eines Dampfers und mit der wimmelnden Gedrängtheit eines Heringszuges das flache Wasser hinauf, und unaufhörlich krachten die Keulenschläge der nachstapfenden Vaqueiros auf die gepanzerten Schädel nieder.“

Eben dieser Geist des Schöpfungsbrodems beherrscht Südamerikas Landschaft überall, wo die Erde nicht „wüste und leer“ ist. Wo drüben neues Leben anhebt, gewinnt es alsobald den Charakter eines Urbeginns. Letzteres gilt von Argentinien. Zu seiner überkommenen Landschaft passen allein die ausgestorbenen Vorwelttiere, zumal die riesenhaften Edentaten. Und die wenigen alten Lebensformen, denen man noch begegnet, machen alle, so oder anders, vorweltlichen Eindruck. So der Ombú, der einzige eingeborene Baum der Pampa, mehr Schwamm als Holz, eine Pseudomorphose ähnlich jenen Echsen, die einstmals spätere Säugetiere vorausskizzierten; das Gürteltier, der Guanaco, der Strauß; jener jazzbandartig kreischende gelbe große Vogel, welcher Wespennester baut; der patagonische Hase, dieses Hirsch- oder Antilopen-Rudiment. Doch was dem heutigen Argentinien seinen wahren Charakter gibt, ist samt und sonders von außen eingeführt. Ohne europäische Gräser gäbe es die heutige Pampa nicht; hätte Cook Australien nicht entdeckt, ihr fehlte das Element des Vertikalen, das aus ihr ohne Gewaltbarkeit nicht wegzudenken ist: der Eukalyptus. Die wahre Fauna Argentinien nun besteht aus eingeführten und dort verwilderten Haustieren, Kühen und Pferden; diesen aber in solcher Unzahl, von so ungeheurer Fruchtbarkeit, als handelte es sich um Frösche. Das Kaltblut als solches spielt in der argentinischen Landschaft eine geringe Rolle. Doch der Geist des Kontinents des dritten Schöpfungs-

tags bedingt, daß gerade das warme Blut an der Lebensmodalität des kalten teil gewinnt. Die Viehmassen der Pampa sind nur vom Schöpfungsbrodem aus zu verstehen. Und gleiches gilt von der Animalität des argentinischen Menschen. So anders er sei, als die tropenbewohnenden Südamerikaner — er ist doch Sonderausdruck des allgemeinen Genus, so daß man von hoher Warte aus den Brasilianer und Venezolaner und ihn unwillkürlich in eins zusammenschaut. Und da springen als erstes gemeinsames Kennzeichen kaltblutgemäße Züge in die Augen. Im folgenden werde ich vereinfachen und verallgemeinern, und obwohl vieles im Falle einiger Typen nicht in dem Gewichtsverhältnis zutrifft, wie ich es schildere, so gilt es im qualitativ-differenzialen Verstande durchaus. Der südamerikanische Mensch ist wesentlich stumm. Desto stummer, je tiefer er ist. Je ernster ein Konflikt, desto mehr verhält er die Stimme. Wichtiges wird nie ausgesprochen, nur angedeutet; nur Ange-deutetes, umgekehrt, sofort verstanden. Hier scheut der Geist das Licht. Der Zusammenhang, welchen oberweltlichen Menschen die Rede schafft, besteht hier vom Schweigen her. Alle wurzelechte Geistigkeit ist passiver Artung, die Gesichter sind starr. Der undurchdringliche, dumpfe, blinde und zugleich lauernernde unheilschwangere Ausdruck, welchen drüben so viel mehr Menschen zeigen, als böse sein können, spiegelt den Blick der Amphibien und Reptilien jenes Erdteils wider. Sogar der gelegentlich vulkanisch hervorbrechende prachtvolle Enthusiasmus des südamerikanischen Menschen hat etwas Schlangenhaftes: er gleicht dem sich-Schleudern der königlichen Anaconda, die unmittelbar darauf in brütende Apathie zurück-sinkt. Und als ich da zuerst spirituell strebendem Menschen-tum begegnete, fiel mir von selbst — ohne jede archäologische Kenntnis dazumal — das mexikanische Ursymbol der gefiederten Schlange ein.

Solche Reptilisierung des Menschen ist keine Unverständlichkeit. Sobald die Dominanten des dritten Schöpfungstages anklingen, entsteht zwangsläufig ein Gesamtbild ähnlich dem hier

schematisch Geschilderten. Schon bloße Hypertrophie der Sinnlichkeit, durch tellurische und atmosphärische Einflüsse bedingt, wirkt dahin. Es ist wohl gut, wenn ich hier einige Oberflächenschilderung einfüge. Die Atmosphäre Rio de Janeiros ist ein einziger Aphrodisiacus; die des Urwalds ist allenthalben überreizend. In den kühleren Breiten jedoch schafft der Geist der Landschaft ungeheuerliche Potenz und Fruchtbarkeit. So äußert sich die Angleichung der Eingewanderten an die neue Erde in nichts so sehr, als in der dort erwachenden frenetischen Sexualität. Mehr als irgendwelchen Männern auf Erden bedeutet Argentiniern ihre Manneskraft. Ihr Leben ist wie das keiner anderen mir bekannten Mannesart auf Sinnenbefriedigung und Fortpflanzung gerichtet. Allein dadurch, daß dies dort als selbstverständlich gilt, gewinnt dieses Leben, sogar wo es unzweideutig Laster ist, die Unschuld des Schöpfungsbrodems, des Teichs zur Laichzeit. In Südamerikas Freudehäusern herrscht nicht gellende Unzucht, sondern die Stille konzentrierter Prokreation, im Ur-Sinne des deutschen Wortes Zucht, und in den Pausen wie Feierabendstimmung. Ich entsinne mich eines Soupers, das mir Männer des beamteten Geistes und der Politik in einem primitiven Bordell gaben: dessen Atmosphäre war gemütlich-häuslich, wie die des Heims eines viehzüchtenden Bauern. So zeichnet sich auch das Sklavinnen- und Zuhältertum drüben dadurch aus, daß an den Mädchen nicht allein verdient, sondern für sie gesorgt wird. Die nach Argentinien und Brasilien Verschleppten enden meist nicht unglücklich. Mit den eigentlichen Queridas, den Geliebten, ist es unmittelbar glänzend bestellt. Die Vornehmsten unter diesen, meist größte Schönheiten, werden eingeführt, so wie ein orientalischer Herrscher sich schönste Mädchen für seinen Harem sammelt; um ihre Stellung könnte manche europäische Gattin sie beneiden. Es gibt verschiedenste Kreise und Schichten von Queridas, die einander nicht stören, meist nichts von einander wissen, die nebeneinander herleben wie die verschiedenen Tierarten in der Natur. Insofern besteht auch kein Widerstreit zwischen

Laster und Familie. Diese ist Sanktuarium, weil der Mann dies eben auch, und zwar an erster Stelle will, wo er obendrein ein losgelöstes Sinnenleben führt; hier ist er der sorgsame Patriarch. Die Mädchen sind keusch, die Frauen treu — so will es die Urordnung der Natur. Die Familien sind richtige Brutanstalten. Es gibt phantastisch viele Kinder. Ob in bezug auf das Bordell oder das Heim — auf dieser Erde fielen mir immer wieder die französischen Zeitworte *grouiller*, *pulluler* ein.

Und dies zwar stets mit der Nuance der brodelnden Prokreation des Kaltbluts. Deswegen wirkt Südamerika auf oberflächliche Beobachter so leicht als Sündenpfehl. Pfehl ist es freilich, nur der Begriff der Sünde hat da nichts zu suchen. Und lasterhaft ist vieles typischerweise auch — aber hier nur in dem Verstand, daß es nicht nur Säugetiere, sondern auch Molche gibt. Dieses Kaltblüterhafte berührt einen, bis daß man verstanden, auf unheimliche Weise paradox, denn zumal Argentinien ist überdies das Land der Herzlichkeit, Impulsivität und Spontaneität. Die Frauen sind von großer Süßigkeit, und da die ganze Lebensordnung im Gemüt wurzelt, so sollte dies wärmste Atmosphäre ergeben. Der Schluß scheint so zwingend, daß meine Phantasie lange solche Wärme konstruierte. Allein zu Unrecht. Die Zärtlichkeit, Sanftmut, Süßigkeit und Freundlichkeit sind da wesentlich Eigenschaften des Kaltbluts: von sich aus fröstelnd, stellt der Mensch dieser Breiten sein ganzes Leben instinktiv darauf ein, durch wohltuende Eindrücke erwärmt zu werden. Wie keiner reagiert er auf Wärme, aber er hat sie nicht. Er ist durchlässig für Wärme wie Kälte eben wie der Kaltblüter; deswegen perhorreszieren dortige Frauen auf sonst unbekannte Weise jegliche Härte; Zorn ist ihnen Laster, aus warmer Leidenschaftlichkeit fühlen sie zuerst und zuletzt die Heftigkeit heraus, und diese vertragen sie nicht. Aber andererseits wollen sie im tiefsten Innern vergewaltigt werden; sie wollen ganz passiv sein können, jeder Verantwortung bar; und der häufige sexuelle Erfolg südamerikanischer Männer in Europa beruht darauf, daß sie ihrerseits bei allem Zartgefühl

mit Ur-Selbstverständlichkeit vergewaltigen. Grodeck hat nicht ganz unrecht, wenn er sagt; die primitive Frau erkennt zutiefst nur einen Liebesbeweis an — die Notzucht.

In der kaltblüterhaften frenetischen Sexualität des Südamerikaners liegt denn auch eine Wurzel der tiefen südamerikanischen Melancholie. *Post coitum animal triste*. Es herrscht die Stimmung des erschöpften Froschmännchens oder des an seinen Eiern zerspringenden Weibchens. Wie sich der Mensch im Urwald des Amazonas verschlungen fühlt, so fühlt er sich versinkend im Sumpf seiner eigenen Unterwelt. Die Exuberanz südamerikanischen Lebens steht nie unter dem Zeichen der Freude. Das argentinische hieß ich *una vida a la sordina*. Die Straßen sind halbdunkel bei Nacht, die Gesichter impassibel, leise wird gesprochen, vernehmliches Lachen gilt als taktlos, äußerstes Dekor wird überall äußerlich gewahrt — alles dies zur Verdeckung des Sumpfes im eigenen Innern.

Aber eben daher andererseits der besondere Trieb nach Schönheit. Gibt es den irgendwo auf Erden ohne häßlichen Untergrund? Ward er nicht überall am dritten Schöpfungstag geboren? Nirgends läutert Gestein sich so vielfach zu Edelmetallen wie in Südamerika. Den Ursinn des Smaragds, des Rubins, der Turmalins verkörpern auf der Ebene der Tierheit die Korallennatter, der Glanzfalter, der Kolibri, vor allem das reiche Geschlecht der Kleinod-Fische des Amazonas. So ist auch Selbstverwirklichung in Form der Schönheit keinem heutigen Menschen so primärer Drang, wie dem Südamerikaner. Zunächst wirkt dieser noch leicht wie halbgeschaffen; als Rohprodukt oder Skizze der Natur. Was als vollkommene Schönheit intendiert war, bleibt ein Zusammenbestehen von gleißender Oberfläche und unterweltlichem Wesen. Daher das für diesen Erdteil Typische der Erscheinung des *rastaquaire*: seine übertriebene und falsche Eleganz, seine Juwelenbesätheit, seine protzige Zurschaustellung meist nicht vorhandenen und keinesfalls soliden Reichtums sind nicht Kennzeichen des wesentlichen Hochstaplers, sondern der Inkongruenz von Wesen und Form.

Der *rastaquaire* sehnt sich aufrichtig zu sein, was er nur scheinen kann. Eben dank dem aber wird sein Nachkomme es einmal wirklich sein.

In dieser ersten Meditation habe ich hauptsächlich Untergrundfarben aufgetragen und einiges leicht Erkennbare darüber gemalt. Kehren wir jetzt zu dem Punkte zurück, an dem ich sagte, daß ich mich an Südamerikas Erde mehr gebunden fühle, wie an meine eigene. Die Beziehung zur Erde ist immer Beziehung zur Unterwelt. Nur wissen die meisten nicht, was dieser Satz besagt, weil sie sich bluthaft an die Erde gebunden fühlen. Freilich mag die Pflanze Mensch von der Wurzel bis zur Krone mit ihrer Landschaft verwachsen sein, und das gilt von den meisten mit ihrer Heimatlandschaft. Doch die tiefste, die eigentliche Beziehung besteht vom Kaltblut her. Und nur von ihm her ist der Sinn der Erde und des Erdhaften richtig zu erfassen.

Die Offenbarung dieses Sinnes ist es, welche ich dem Kontakt mit Südamerika verdanke. Südamerika hat mir viel mehr gegeben, wie Indien und China. Der Chinese wie der Inder ist mir nahe verwandt, denn auch er lebt zutiefst aus dem Geist; so bedeutet mir seine Unterschiedlichkeit in spirituellem Zusammenhang nicht mehr, als in anderem die vom Franzosen oder Briten. Der Südamerikaner ist vollkommen Erdmensch. Er verkörpert den Gegenpol des geistbedingten, geistdurchstrahlten Menschen. So konnte ich ihm gegenüber mit meinen bisherigen Verstehensorganen nicht bestehen; es mußten sich neue bilden. Nicht ohne schmerzvolle Schwierigkeit gelang dies. Gleichwie die bolivianische Puna meinen Körper aufzuschließen drohte, so gefährdete das Mit-Schwingen im fremden Rhythmus Argentiniens lange Zeit mein seelisches Gleichgewicht. Seinen Ausdruck fand dies — da immer der Körper das Ziffernblatt der Lebensuhr ist — in langwierigen Anfällen von *Arhythmia perpetua* als Interferenz-Symptoms unvereinbarer Melodien. Doch eben diese Gefährdung beschleunigte die Bildung neuer Organe. Wie diese nun erwachsen, gewann ich eine

neue Perspektive gegenüber der Wirklichkeit: die von der Erde her. Da sieht alles anders aus, als vom Geiste her gesehen. Und vieles ist nur so überhaupt zu sehen. Von dem mir Neuen, was mir seither in organischem Wachstumsprozeß in den Gesichtskreis trat, werden die folgenden Meditationen handeln.

ZWEITE MEDITATION

DIE UR-ANGST

Wie ich an der Puna daniederlag und mein überreiztes Gehirn jene Hellsichtigkeit des inneren Auges ermöglichte, die nur der Kranke kennt, schaute ich ein seltsames Bild. Ich schwebte hoch über dem Weltmeer. Unter mir lag, ganz klein, der südamerikanische Kontinent, wie ihn die Landkarte zeichnet. Zugleich strich ich wie ein Sturmvogel über die mächtig von der Antarktis daherrollenden eiskalten gischtsprühenden Wogen. Und da gewahrte ich ganz nah und ganz fern zugleich ein rätselhaftes Geschöpf. Ein unbestimmbarer Leib, Weib, Schlange, Amöbe und Kraken zugleich; Hände und Füße sich entrollend wie Fangarme, verfließend wie Pseudospodien; ein kleiner schmaler Frauenkopf. Riesengroß rauschte das Wesen, die feine Nase ständig, mit vibrierenden Nüstern witternd, die Horizonte absuchend, über die Wellenberge und -täler dahin, bald fahl und bleich wie ein Tintenfisch, momentweise silberschuppig aufleuchtend, und dann wieder sanft in allen Farben des Mondsteins erschillernd auf dem Untergrund der dunklen Flut. Und dieses selbe Schillern sprach aus dem Ausdruck des Antlitzes. Starr war er an sich, wie der eines Reptils, aber die prachtvoll gemeißelten Menschenzüge waren zugleich so vollkommen unregelmäßig, daß jede Perspektive ein anderes Bild ergab. Wie Sonnenlicht und Wolkenschatten im Sturm immer neue Farben über die See werfen, so huschten göttliche Schönheit und höllische Häßlichkeit, Sanftmut und Arglist über das stumme Antlitz hin. Das einzig Bleibende war der Ausdruck des Hungers, eines so ungeheuren, so namenlosen Hungers, daß sogar aus den Zügen des klassisch schönen Weibes der Wolfshund sprach.

Nicht leicht und siegesgewiß glitt das Wesen dahin — unsagbar mühsam kämpfte es nordwärts, krampfhaft suchend, wie ein dem Ertrinken naher Mensch. Und dann wälzte es sich wieder auf den Wogen hin und her, Unglück in den Augen, klagende Schreie über die Wasserwüste sendend, und ich blieb im Zweifel, ob es eine Frau war, welche sich schluchzend in ihren Kissen herumwarf, oder ein bellender Seelöwe.

Mit diesem Bilde brach das Urbewußtsein in mir durch. Dieses ist ein Bewußtsein der Ur-Schwäche, des Ur-Hungers und der Ur-Angst. Die Natur außer mir bin ich nicht. Die Natur in mir bin ich auch nicht. So bin ich ursprünglich ein einziges Erleiden. Vor allen Fragen sind alle Antworten da. Auf alle Einflüsse antwortet die Psyche, sie kann die Antwort nicht ablehnen, und wenn sie selber fragt, erhält sie keine Antwort, und kein Befehl findet Gehör. Sie fühlt sich allerseits überwältigt, sie will fliehen und will es doch wieder nicht, denn von dem, was sie überwältigt, hängt sie in ihrem Dasein ab. Nur im Durchschlingen sieht sie mögliches Heil, so wie der Regenwurm die Erde durchschlingt. So ist denn Hunger Urausdruck selbständiger Lebensregung, und so ist Unersättlichkeit des Hungers Urform. Das ganze Weltall möchte das Leben sich einverleiben und sich also hinüberfressen über alle Gefahr. So verschlingt noch die Nachtigall täglich ihr mehrfaches Gewicht; so ist es der ewige Traum menschlichen Verstehens, dermaleinst das Universum zu verschlucken. Doch alles Leben weiß nichtsdestoweniger in seinem tiefsten Grund, daß sein Hunger unstillbar ist und die Übermacht der Natur unentrinnbar. Und aus dem allen ergibt sich Angst.

Und weiter ergibt sich Angst aus dem Vorgefühl des Geists und seiner Macht und dem Bewußtsein letzter Schwäche aller Natur gegenüber ihm. Denn die Natur-Seele hat den Geist nicht zum Subjekt. Kein Lebendiges, sicherlich kein Tierhaftes, das nicht irgendwie am Geistprinzipie teilhätte; aber nur im seltenen Höchsta Ausdruck des Menschen bestimmt es. Doch ahnen tut die Macht des Geistes alle Kreatur, die überhaupt, noch so

dunkel bewußt, von ihm beeinflußt wird. Zwingt heute der winzige Mensch die Urgewalten der Erde in seinen Dienst, so ist es, weil sie, vom Geiste her beurteilt, ganz schwach sind. Der Geist bricht als *Deus ex machina* in die Natur ein; er überlistet oder bannt sie mit Mitteln, für welche ihr jede Handhabe fehlt. Mit Recht sahen und sehen die Naturvölker im Zaubern den ursprünglichen Geistesausdruck; eben weil sie der Natur näherstehen als Durchgeistigte, urteilen sie exakter. Auch die wissenschaftliche Formel ist ihrem tiefsten Sinn nach eine Zauberformel: ein bloßes „Besprechen“ zwingt die Natur, ihren Lauf zu ändern. Der richtigen Zauberformel gegenüber — bei der Zauberei der Märchen kam es genau im gleichen Sinne auf Exaktheit an, wie bei der Aufstellung von Gleichungen in der Physik — ist die Natur vollkommen machtlos. Lange nun, bevor Lebendiges zaubern kann, unterliegt es der Verzauberung, und dieses ahnt es; daher die Wehrlosigkeit des Vogels vor der Schlange, welche doch nur zu zaubern scheint. Ich wüßte kein Tier, dem nicht der Inhalt unseres Begriffs des Unheimlichen erlebnismäßig geläufig wäre, und immer entspricht er naturdurchkreuzendem Eingriff. Insofern schwingt Angst vor Geist im frühesten Vorstellungsrudimente mit. Diese Angst wirkt aber wiederum lähmend zurück, und so schließt sich ein Kreis, wie der vom Menschen gezogene, aus welchem das Huhn nicht hinausfindet: durchaus kein hypnotisches Phänomen, wie mechanistische Deutung es versteht, sondern eine Erscheinung echten Zauberbanns. Denn die mechanische Auswirkung der Suggestion setzt an erster Stelle Naturverlauf-durchkreuzende Wort- oder Bildwirkung voraus, und das eben ist Zauberei.

So hat denn alles Getier ursprünglich, als erstes, Angst; vor dem Geiste sowohl als vor der Natur. Deswegen gibt es kein mutiges Tier. Gerade die gewaltigsten unter diesen fürchten sich, wo nicht Urkraft gewaltsam durch sie vorstößt und damit blind macht, denn gerade sie fühlen sich am meisten überwältigt. Ihr Mut ist niemals freie Initiative, sondern passives Nachgeben gegenüber fremder Übermacht, welche aus dunkler

Innenwelt hervorbricht. Die Grundstimmung der Löwen und der Tiger, wie vormals der Panzerechsen, ist die Furcht. Sie fürchten sich dumpf, so wie Naturvölker in ihrem Dämmerbewußtsein sich bei Verhandlungen scheuen, laut zu reden oder die Waffen in der Hand zu behalten oder schnell zu schreiten: die Dämonen in ihnen möchten aufwachen und durchgehen.

Es scheint mir von sinnbildlicher Bedeutung, daß die ersten Tiere Krusten- oder Weichtiere waren. Vor dem offenen Hause war die Festung da. Bevor Eigenwärme innere Geschlossenheit ermöglichte, war bei fehlender Rüstung Durchlässigkeit die beste Wehr. So sind Weichtiere entweder durchsichtig, oder sie frieren und dörren im Takt von Frost und Hitze ein, oder sie regenerieren beliebige Glieder, oder sie vermehren sich, wenn sie zerrissen werden, oder endlich sie reagieren so dumpf oder so langsam, daß ihnen diesseits des Todes nichts anzuhaben ist. Vollkommene Erlösung vor der Angst bietet dem Ohnmächtigen nur die Gefühllosigkeit. Daher der Kult der Apathie des Indianers, in welchem die Schlange zunächst der Oberfläche lebt: diese Gefühllosigkeit bedeutet nicht Stoizismus, denn der Starke bejaht in sich eine selbstherrliche Geistigkeit, die keine Außenwelt erschüttern kann. Der Indianer hat keine solche Innenwelt; sein Ideal ist, nicht mehr zu spüren, so wie die Schlange, welche sich stumm in Stücke hauen läßt. Das letzte organische Sinnbild der Ur-Ohnmacht des Lebens ist des Menschen Nacktheit. Der sublimste Ausdruck der Ur-Angst ist die Scham. Das Spiel beginnt auf jeder Stufe neu. Auch das geistige Schaffen beginnt mit Festungsbau und Weichheit — der Weichheit des Verstehens.

Aus der Ur-Angst folgt das Böse. Ursprünglich, von der Erde her beurteilt, gibt es weder Böses noch Gutes, sondern einfach das Ur-Leben, so wie es ist; und kein Wesen wünscht dieses aufrichtig anders, denn damit müßte es sein Ur-Leben fortwünschen, wo dieses Voraussetzung seines Wünschen-Könnens ist. Doch die erste Welle der Angst, welche noch so dunkles Bewußtsein belichtet, verwandelt das Dasein in ein Böses. Von

der Folter her leuchtet der Sinn des Vorgangs am besten ein. Wie im Anfang der Mord war und nicht der natürliche Tod, so geht die Sucht des Quälens der zum Vernichten vor. Dies aber aus der Ahnung letzten Nicht-Vermögens. Alle Folter ist Ausdruck geahnter Ohnmacht: der Ohnmacht, den anderen die Angst auskosten zu lassen, welche der Folterer zuunterst spürt. Dem Unbewußten genügt die Vernichtung nicht — es bedarf der ewigen Pein des anderen zur eigenen Sicherung. Wie nun die Folter Produkt der Angst ist, so ist das Böse nicht erste Ursache, sondern erste Folge.

Die Ur-Angst verleiht aus sich heraus dem Ängstigen erschreckende Attribute. So entstanden in den Zeiten, da die Natur noch im Großen so frei erfand, wie heute im ganz Kleinen unsere Phantasie, die objektiven Schreckgebilde. In Wahrheit scheinen alle schrecklichen Geschöpfe weit schrecklicher als sie sind; wahrscheinlich ist der (nach allen menschlichen Maßstäben bemessen) vollendet tückische südamerikanische Schlammteufel vor Gott ein aufrichtigeres, ehrlicheres und wohlwollenderes Geschöpf als der gutherzigste Philister. Aber ist einmal Angst der Mutterschoß der Gestaltung, dann muß er Erschreckendes gebären.

Wo nun aber die Welt des dritten Schöpfungstages nicht erschreckend ist, dort ist sie verführend. Damit gelange ich zum Ur-Ausdruck des Bösen. Das abgründige Leben ist Erleiden ohne Eigenbetätigung. Das erste Werdens-Bewußtsein führt nicht zur Frage, „was tue ich?“, sondern, „was geschieht mit mir?“. Die Frage, „war ich das alles?“ von Goethes Helena nach Aufrollung ihrer Geschichte durch Phorkyas drückt das Ur-Erstaunen aus. Zuerst wußte das Leben vom Schicksal und nicht vom Willen. Die erste Möglichkeit nun, die sich auf Grund erwachter erster schwacher Initiative bot, dem Schicksal zu entinnen, bestand im sich-Verstellen im ganzen Doppelsinn des deutschen Worts. Daher die Urlüge. Zuerst trat das Geistige auf Erden in Gestalt des Schauspielers auf. Der Lurch spielte den Schlamm, die Larve das Laub oder den Ast, der Schmetterling

die Hornisse. Der erste Impuls des Wilden ist überall, die Wahrheit zu verhehlen. Warum heißt man die Schlangen falsch — sie, die trügsten und einfallsärmsten aller Tiere? Weil man sich, so oder anders, in ihnen täuscht. In Butanton bei Saõ Paulo in Brasilien, dem berühmten Reptilienheim, überraschte mich der lässig-gemütliche Ausdruck der schrecklichsten Giftschlangen; sie lagen da wie befriedete fette Mütter von zwanzig Kindern. Während die harmlosen ständig auf dem Qui-vive waren, wildwütig dreinschauten und bei der geringsten Reizung blitzschnell angriffen. Auf meine entsprechend gestellte Frage erwiderte man mir, ich könnte mit leidlicher Sicherheit von gefährlichem Äußeren auf Harmlosigkeit schließen und umgekehrt. So darf man, verallgemeinernd, behaupten: im Anfang war nicht der Mann, sondern das Weib, und nicht die Wahrhaftigkeit, sondern die Lüge. Den Urgründen nahe Frauen verkörpern selbst auf den höchsten Höhen der Kultur noch heute die Seinsart des Ur-Lebens. Ob solche Frauen je mit gutem Gewissen die Wahrheit reden, weiß ich nicht: sicher lügen sie nie mit schlechtem, außer vielleicht dort, wo Kindererziehung technisch Wahrhaftigkeit verlangt. Allein „die Mutter“ ist ein anderes als „das Weib“; als Mutter wirkt die Frau von ähnlich höherer Ebene her, wie der ex cathedra entscheidende Papst unfehlbar ist gegenüber dem fehlbaren Privatmenschen. Und in anderer Dimension erhebt sich die Ehe-Frau, die den Sinn der Ehe erfaßt, oder die Freundin als echte Schicksalsgefährtin über die Ebene ursprünglicher Weiblichkeit; sie lebt aus geistigem Zusammenhang heraus. Doch nichts ist verfehlter, als von diesen geistdurchdrungenen Lebensformen her auf die Ur-Anlage zu schließen. Das Ur-Weib ist von geistigen und ethischen Motiven völlig ungehemmt. Es wurzelt durchaus in der Welt des dritten Schöpfungstags. Deshalb bedeutet Schönheit bei der Frau so viel gegenüber dem wenigen, was sie beim Mann bedeutet: das Anziehende drückt wirklich sie selbst aus, nicht, wie beim Manne, die Gattung, mit welcher das Individuum nur in dem, was es nicht wesentlich auszeichnet, zusammenhängt. Deswegen hat

die Frau von Hause aus keinen moralischen Instinkt. Deswegen ist ihr eigenstes Lebenslement Verstellung. Deshalb verkümmert sie in ihrer Weiblichkeit in jeder Welt ausschließlich bestimmender Wahrhaftigkeit, so wie es heute die nordamerikanische ist. Deshalb „verfällt“ der Mann dem Urweibe und ihm allein, denn dieses packt ihn dort, wohin Geist und Freiheit nicht hinunterreichen.

Kein Wunder, daß ausschließlich geistige Religionen in ihrer heroischen Frühzeit das Weib böse schlechtweg schalten. Als böse gilt ursprünglich das Falsche, nicht das Vernichtende. Nur Verrat und hinterhältiges Überlisten beurteilt naives Bewußtsein als böse, Töten in offenem Kampf hingegen als edel und folglich gut. So erscheint nicht nur die Ränke des Weibes böse — ihre ganze verstellende und verführende Art, sich zu behaupten, muß böse wirken. Aber das Weib ist doch nur „böse“, insofern das Ur-Leben „böse“ ist. Was heute als spezifisch weiblich gilt, ist Urlebens-Art: die Ur-Ohnmacht, die sich als Passivität äußert, die Ur-Ängstlichkeit und die Ur-Lüge.

Diese Eigenart des Ur-Lebens tritt heute auf dem Kontinent, welchen der Geist des dritten Schöpfungstags bestimmt, am reinsten in die Erscheinung. Vom allgemeinen Sinn des Ur-Bösen her verstehen wir ganz, was es mit der Reptilität des Südamerikaners für eine Bewandnis hat. Kurz vor seinem Tode, beinahe als sein Vermächtnis, schrieb der große Bolivar: „No hay fé en America, ni en los hombres, ni en las naciones. Sus tratados son papeles; sus constituciones, libros; sus elecciones, combates; la libertad, anarquia; y la vida, un tormento.“¹ *La vida un tormento* — das Wort besagt mehr als Qual, mehr als Marter: sein Grundton bedeutet Höllenqual. Für Bolivar, der alle Zusammenhänge vom Standpunkt des Politikers übersah, erschöpfte sich alles Leben in seiner Unterwelt. Das Urbild des

¹ Es gibt kein Treu und Glauben in Amerika, weder bei den einzelnen, noch den Nationen. Seine Verträge sind Papierfetzen, seine Verfassungen Bücher, seine Wahlen Schlachten; seine Freiheit ist Anarchie, und sein Leben eine Qual.

Südamerikaners als politischen Tieres ist der *compadrito*. Des-
 sen Begriff stammt aus den Vorstädten von Buenos Aires. Der
compadre, der Gevatter oder Pate, spielte im Leben des Gaucho,
 dessen hochmütig-einsame Armut an einem edlen Freund-
 schafts-Ethos seinen einzigen sozialen Halt fand, eine ausschlag-
 gebende und durchaus schöne Rolle. In Buenos Aires indessen
 wurde das vom Gaucho übernommene „Gevattertum“ in ver-
 derbter Form zum Bindemittel der besonderen Unterwelt, die
 das natürliche Gefolge und Aktionsmittel des südamerikanischen
 Häuptlings darstellt, und in diesem Sinne verwende ich den
 Begriff des *compadrito* für die entsprechende Menschenklasse
 des ganzen Erdteils. Der südamerikanische Häuptling, der
caudillo, im Fall des Sieges im Großen der Diktator, ist kälte-
 stes Kaltblut. Er ist undurchdringlich, schweigsam, mehr Zau-
 berer als Held, abwartend und passiv, bis daß der Augenblick
 blitzartigen Zugreifens kommt. Er vergißt nie, ist rachsüchtig,
 ränkevoll, zäh, unter höflichster Oberfläche gefühllos grausam,
 kurz das, was das Wort *taimado* in Südamerika (nicht in Spa-
 nien!) bedeutet; ist der Candillo großen Formats, dann eignen
 ihm die großen Eigenschaften der Riesenschlange. Doch sein
 natürliches Gefolge ist reptilienhaft im niedersten Verstand.
 Bestechliche, Verleumder, Erpresser, Sykophanten, Speichel-
 lecker, Gleißner und bereitwillige Werkzeuge für dunkle Ma-
 chenschaften gibt es überall: nie jedoch schaute ich Menschen
 dieser Art, welche in allen Demokratien prosperiert, deren Grund-
 gebärde dermaßen häßlich wäre, und die im zähschleimigen
 Zusammenhang ihrer „Gevatterschaft“ unter sich und ihres
 Kliententums dem Häuptling gegenüber so sehr als Unterwelt
 wirkten, wie in Südamerika. Dank der Nähe ihrer Seele zum
 kalten Untergrund tragen sie den Ausdruck des Ressentiments,
 der Lüge, des Verrats und der möglichen Rache so offen zur
 Schau, wie Molche ihr Molchtum. Nichtsdestoweniger, oder viel-
 mehr eben deshalb aber sind sie harmloser als ihre Artgenossen
 aus Breiten bestimmenden Warmbluts: als Molche, die sich in
 einer Molchwelt daseinsberechtigt fühlen, haben sie gutes Ge-

wissen, indem sie häßlich sind. Und die Ur-Angst lebt hier der Oberfläche so nahe, daß sie nur, wenn sie sehr schwer gereizt werden, Gefährliches wagen. Die *Compadritos* sind ferner für Verstehen und gütige Behandlung empfänglich, wie Eidechsen für Sonnenwärme, und wer sie als das nimmt, was sie sind, und das heißt vor allem: sich nie und nimmer auf die Wirksamkeit moralischer Motive in ihnen verläßt, kann Freude an ihnen erleben. Nichtsdestoweniger ist diese Unterwelt der *Compadritos* im selben Sinne böse wie die Krötenwelt.

Im gleichen Sinne bieten die Frauen Südamerikas eine vollendet-einleuchtende Illustration der Wahrheit, daß im Anfang nicht der Mann war, sondern das Weib. Beispiellos hemmungslos, wenn auch eben deshalb unschuldig und selten gefährlich, entfaltet sich in ihnen das Böse, welches das erstgeborene Kind der Ur-Angst ist. Nirgends gibt es mehr Indiskretion, mehr und giftigere üble Nachrede als drüben seitens der Freundin über die Freundin. Wohl keine Frau der Erde nützt gleich meisterlich alle Möglichkeiten der Passivität und Verstellung aus. Keine fängt so spinnenhaft den Mann ein, mißbraucht so skrupellos und schlau die Unauflöslichkeit der Ehe zu seiner Drangsalierung. Nirgends bedeutet Treue so oft nichts als Trägheit; eine Argentinierin sagte mir einmal: „Bei uns ist die Treue eine Krankheit.“ Und begeistert stimmten alle argentinischen Männer zu, als ein Franzose meinte: merkwürdig viele Südamerikanerinnen seien entweder Schildkröten oder Vipern. Nirgends schlagen weibliche Gefühle so selbstverständlich beim geringsten Anlaß um, nirgends ist der Untergrund der stärksten Leidenschaft so kalt. Damit bestreite ich nicht die hohen Eigenschaften und vor allem Möglichkeiten der Südamerikanerin: das Gesagte beweist nur ihre Ur-Weiblichkeit, dank der sie besonders verführerisch ist. Es beweist ferner, daß ihr „Böses“, als un-naturhaft, niemals letztes Wort ist. Das Märchen weiß es wohl: das Tier, das auf dem Bauche kriecht und Erde ißt, ist oft eine verwunschene Prinzessin.

Der Ur-Angst entsproß das, was wir das Böse heißen. Die ganze Unterwelt trägt deshalb seinen Stempel. Die Ur-Angst ist Mutter der Sucht zu schrecken, nicht umgekehrt, und weil die Angst vor dem Mute da war, so ist die Lüge erstgeboren gegenüber der Wahrheit, und die Verführung gegenüber der Überzeugung. Mut und Wahrhaftigkeit sind die beiden unnatürlichen Tugenden par excellence. Der Begriff eines „natürlichen“ Mutes ist ein Unbegriff: Mut steht und fällt mit dem Sieg über die natürliche Angst. Vom Standpunkt der Natur ist Mut unmittelbar eine Dummheit, denn nur Verstecken oder Flucht entzieht der Gefahr. So fordert kein männlicher Mann vom Weibe Mut. So sieht jeder ein Greuel im Töten oder Vergewaltigen von Weibern — nicht weil sie ein Höheres darstellten, sondern einfach, weil die Ur-Angst im selben Sinne Sicherheit fordert, wie die Courage Risiko. Wer das Weib bejaht, bejaht damit auch seinen Willen zur Sekurität.

Damit gelangen wir zum Ur-Schutze gegen die Ur-Angst. Beim Menschen erzeugt diese, zwecks ihrer Überwindung, als erste Regung nicht Mut, sondern Angst vor dem Leiden. Und deshalb ist der erste aktive Urtrieb der nach Sicherung. Deren Urform ist der Besitz. Wirkliche Sicherheit gewährleistet nicht die Wehr, sondern einzig die Unmöglichkeit, angegriffen zu werden. Solche schafft einzig Besitz-Recht; das heißt das Recht auf das ausschließliche be-sitzen des erforderlichen Lebensraums. Dies erklärt, warum Besitz, seitdem es Menschen gibt, nur in Revolutionszeiten oder im Fall von Verbrechern oder endlich von vollendet Durchgeistigten nicht vom Instinkt als unantastbar anerkannt ward; der Urbegriff des Raubes beweist für sich allein, daß Besitz ein Recht verkörpert, welches der Räuber bricht. Deshalb ist Besitz-Recht tiefer im Instinkt verwurzelt, als alles andere, was einen Rechtsanspruch verkörpert. Wahrscheinlich liegt die irdische Wurzel von Rechtsbewußtsein überhaupt im Besitzgefühl. Denn Rechtsgefühl hat zuunterst nichts mit Gerechtigkeit zu tun, als welche vergleicht, welches

Blindem unmöglich ist: es behauptet einfach persönlichen Sicherheitsanspruch.

Dies erklärt das vom Geiste her vollkommen Unverständliche, daß Besitz ursprüngliches Prestige hat, nicht aber die Gewalt. Steht moralische Autorität in der Dimension des geistig Bindenden über dieser, so ist in der Dimension des Erdgebundenen das Prestige des Besitzes ihr gleichermaßen überlegen. Gerade in frühesten Zuständen galt und gilt Schuldknechtschaft als eine Selbstverständlichkeit, die gegebenenfalls gar nicht erst der Gewalt bedarf, um durchgesetzt zu werden. Der Gebende oder Borgende gewinnt gegenüber tiefstem Ur-Instinkt einen Käufer-Anspruch; hier wirkt ein Funktionsverhältnis ähnlichen „Verfallens“, wie im Fall des Mannes gegenüber dem Urweib. Im sozialen Abhängigkeitsverhältnis bindet nicht die Treue primär, denn echte Treue gibt es nur vom Geiste her, welcher Bindung aus sich heraus setzen muß, um gebunden zu werden, sondern das materielle Brotherrnverhältnis. So sehr liegt diese Art der Beurteilung in dem, was im Menschen noch tiefer der Erde zu ist als das Blut, daß das Prestige aller Macht ursprünglich so empfunden wird, daß einer so viel mehr „hat“ als andere, daß ihm das Schwert gehorcht. Der König war ursprünglich der Reiche, wie denn der spanische Hidalgo noch jüngst zu sagen pflegte: „Der König ist nicht mehr als ich, er ist nur reicher.“ Hier wurzelt auch der tiefe Dreifach-Sinn des deutschen Substantivs „das Reich“. Wesentlich friedliche Reiche hat es seit Urzeiten gegeben — nichts falscher, als daß der Krieg aller gegen alle Urzustand sei; letzterer besteht vielmehr im normalerweise friedlichen Nebeneinanderleben des Verschiedenen, wie dies von den Tieren mit Einschluß der Raubtiere gilt. Doch nie noch gab es ein Reich, in dem nicht Besitz in letzter Instanz bestimmte; besaß der Inka oder besitzt heute der Sowjetstaat als einziger alles, so ändert das nichts an der Lage des Problems. So beweisen denn Prestige und Anspruch des Reichtums in der Neuen Welt durchaus nicht Loslösung von den Wurzeln des Daseins oder deren Verdorrung, sondern im Gegenteil Wurzelnähe;

nicht anders, wie Nordamerikas öffentliche Meinung zu den Weltkriegsschulden steht, stand schon Kain zu seinen schwächeren Brüdern. Im gleichen Verstand bedeutet Besitz instinktiv anerkanntes Recht auf Macht auch im vollendet unökonomischen Südamerika, welches Schulden als Kapital mißverstehet und ebenso blind vergeudet, wie Nordamerika helläugig rechnet. Das argentinische National-Epos *Martin Fierro* stellt ein in der Weltliteratur insofern Einziges dar, als ein armer Teufel sein Held ist und nicht am Ende siegt: sein Pathos liegt darin, daß die Übermacht der Reichen unabänderliches Schicksal sei; die ganze Stimmung dieses Epos ist die verstehender Resignation. Besitz bedeutet eben für die Ur-Tiefe im Menschen die Ur-Sicherung; Besitz-Recht fordert schon das niederste Geschöpf eigenen Lebensraums.

Diese Einsicht zwingt manche Zusammenhänge anders zu sehen, als gang und gäbe ist. Es ist einerseits sinngerecht, wenn Spiritualität sich ursprünglich besitzfeindlich darstellt und Durchgeistigung mit (zum mindesten geforderter) Sublimierung des Besitzrechtsbegriffs zu paar geht, denn Besitz ist ganz und gar von dieser Erde, und von ihr enthaftet zu werden, ist das eine Ziel spirituellen Vollendungsstrebens. Aber andererseits tun die unrecht, welche aus Geistes-Gründen gegen den Materialismus der heutigen Massen Sturm laufen. Der überwältigenden Mehrheit aller Menschen fehlt tatsächlich die Elementar-Sicherung gegen die Ur-Angst, und ohne diese sind unbefangenes ausströmendes Leben und Edel-Sinn nur dem erreichbar, der so tief und fest im Geist verwurzelt ist, daß ihn Erdmotive kaum mehr bestimmen. Folgerichtig sollte Armut Privileg sein und nicht anerkannte Norm; das Privileg der Höchststehenden, wie dies Brahmanismus und Christentum auch meinten, da sie Brahmanen und Mönchen — den damals höchsten Ständen — Armut auferlegten. Daß innerlich nicht höchst Überlegene ohne genügende Sicherung kein inneres Gleichgewicht im Guten erreichen können, beweisen alle Tatsachen aller Geschichte: zumal das Unschöne des Seelenzustands der überwältigenden Mehr-

heit überall, wo diese nicht aus besitzenden Bauern besteht oder bei noch fehlendem Individualbewußtsein kollektivistisch organisiert ist; die durchschnittlich edlere Gesinnung der von kleinlicher Sorge Gesicherten; der Mangel an Ressentiment, Mißgunst, Scheelsucht, Neid, Haß und anderen häßlichen Eigenschaften beim Nordamerikaner, dem bisher einzigen einigermaßen gesicherten nicht bäuerlichen und nicht unzivilisierten Massenmenschen der Geschichte; es beweist dies nicht zuletzt das instinktive Bestreben der jeweils Mächtigen, die Massen bedürftig zu erhalten: sie wußten von jeher genau, daß äußere Abhängigkeit innere mitbedingt. Wohl hat es soziale Gebilde auf hoher Stufe gegeben — die meisten echten Aristokratien gehören dazu —, wo Unabhängigkeit zu ihrer Fundierung keines Privatbesitzes bedurfte. Dann aber war die sonstige Sicherung so absolut, daß es die Mitglieder dieser Gemeinschaften einfach nicht nötig hatten, reich zu sein; so leben Könige grundsätzlich von ihrer Zivilliste. Der sogenannte Materialismus der modernen Massen ist sonach, wie schon allein aus seiner religiösen Inbrunst einleuchten sollte, ein viel Tieferes als jeder abstrakte Idealismus. Bei ihrem Kampf um Besitz oder Stellung, welche — wie tief faßt die Sprache die Nuance! — jenem an Sicherung gleichkommt oder ihn übertrifft, handelt es sich ursprünglich weder um Befriedigung des Hungers auf Kosten anderer noch auch um Ehrgeiz, sondern um den Gewinn des schlechterdings notwendigen Schutzes vor der Ur-Angst, welchen die Massen nicht haben und alle Idealisten aus höheren Ständen hatten und mit den zwei einzigen Ausnahmen echter Heiliger und von ihrem Schöpfungstrieb besessener Künstler innerlich so nötig hatten, daß all ihr Idealismus in Materialismus umgeschlagen wäre, hätten sie ums tägliche Brot zu sorgen gehabt.

Im Anfang war nicht der Mann, sondern das Weib; das Weib **l**verewigt als differenzierte Gestaltung die Ur-Eigenschaften tierhaften Lebens. Diese eine Erwägung erklärt, warum das Weib und nicht der Mann ursprünglich Besitz will: das Weib

und nicht der Mann will an erster Stelle Sicherheit. Daher das Weibliche der sozialistischen Sicherheitsideologie mit ihrem Ideal, dem reinen Wohlfahrtsstaat. Daher die Tatsache, daß in aller Geschichte die Matriarchalen und nicht die Patriarchalen die Besitz-Völker waren. Letztere wollen ursprünglich Nutznieß oder Einkommen, nicht Eigentum; dies ist der Sinn der Feudalordnung der Germanen und des sogenannten Kommunismus der Russen. Von hier aus finden wir denn den ersten Zugang zum Verständnis der Erdgründe des Ur-Männlichen. Auf der gleichen Ebene wie das Weibliche differenziert die Ur-Angst vertritt, vertritt das Männliche differenziert den Ur-Hunger. Hunger an sich nun kennt keine Grenze, außer derjenigen der Selbstvernichtung. Daher riskiert Hunger von vornherein und steht damit im Gegensatz zu jedem Sicherheitsstreben. Damit erweist sich der Hunger freilich als das ursprünglich-entsprechende Verkörperungsmittel der geistigen Freiheit, welche bewußter Wille zum Risiko, und der geistigen Eroberung, welche Verstehen und schließlich Durchgeistigung ist. Aber in der Unterwelt gibt es keine Freiheit. So steht hier dem reinen Sicherheitsbedürfnis der reine Hunger gegenüber.

So findet sich der spätere Kampf der Geschlechter dort schon vorgebildet, wo es noch keine Geschlechter gibt. Schon in der Unterwelt tobt immerwährender Kampf zwischen Hunger und Angst; ein dauerndes und harmonisches Gleichgewichtsverhältnis zwischen beiden ist undenkbar. Wo nun noch so dämmerndes Bewußtsein und noch so geringe geistige Initiative dieses Urwalten spiegelt und richtet, da übersteigert es sich. Sicherheit fordert Zusammenhalten; übersteigert wird dieses zu Geiz, dessen Grenze Selbsterstickung ist. Ingleichen muß Leben immer wieder Hunger spüren, um fortzuwachsen, und damit setzt es nimmer rastendes Mehr-Haben-Wollen. Doch übersteigert wird dieses zur alles verschlingen-wollenden Habsucht, deren Grenze die Selbstverschlingung ist. Dementsprechend ist die menschliche Urgeschichte, wie sie auch alle Mythen übereinstimmend schildern, in ihren untersten Motiven ein Krieg

zwischen Habsucht und Geiz. Und alle Sage weiß davon zu berichten, daß nicht der Mann ursprünglich besaß: er war der Ur-Eroberer; Ur-Besitzrecht eignete dem Drachen oder dem Zwerg. Folgerichtig ward dieser allemal erschlagen, denn damit erst ward der Mann zum Herrn der Schöpfung. Aber andererseits wußte auch schon die Ur-Sage vom Fluche der Habsucht. Das geraubte Gold rächt sich am neuen Besitzer, wie das unterlegene Weib am Manne, indem es ihn in Fesseln schlägt.

Diesen Ur-Zusammenhang verdeutlicht klarer als alle Mythe ein Ereignis naher Geschichte: der Verlauf der Conquista Südamerikas. Und den genauen und notwendigen Kontrapunkt zu ihr verkörpert die Entwicklung der Vereinigten Staaten Nordamerikas. — Die Spanier des heroischen Zeitalters waren Männer in einzig dastehender Übertriebenheit. Sie waren keine Patriarchalen, als welche sie auch Ordnung und damit Sicherheit hätten vertreten müssen, sondern so extreme Männer, wie sie nur dort gedeihen, wo die Frau in ihrem Kreise souverän nach dem Rechten sieht: Abenteurer, Spieler, Eroberer, zuchtlos, tollkühn, phantastisch, verschwenderisch, unverantwortlich und unersättlich. Ihnen fehlte jedes Sicherheitsbedürfnis. Dafür beseele sie nie dagewesene Habsucht. Schon der edle Cid war in seiner Beutegier schamlos wie ein kleines Kind. Um sein Fähnlein, welches später Ungeheuerliches an Heldenmut und zähem Durchhalten leistete, zum Zug nach Peru zu bewegen, rief Pizarro: „Vor euch liegt Peru und der Reichtum, hinter euch Panama und die Armut: was ein rechter Castilier ist, der weiß, was ihm besser frommt!“ Diese Gier war gänzlich unökonomisch; sie war einfach Urwille zum Raub. Doch insofern sie Wille zum Raub des als Wert erkannten war, beseele den Ur-Hunger ein geistiges Motiv. Hieraus folgt, daß das spanische Eroberertum zwei Wurzeln entsproß: zuunterst dem blinden und unersättlichen Ur-Hunger, zuoberst der schöpferischen Phantasie, welche Werte erkennt und schafft. Naiver Phantasie muß widersinnig erscheinen, daß ihr vorgestelltes Ziel nicht mit der Vorstellung selbst schon erreicht sei. So wählt sie den kür-

zesten, der Zauberei am nächsten stehenden, das heißt die geltenden Gesetze durchkreuzenden Weg zu ihm: den Weg der Gewalt. Nichts verabscheut sie so sehr, wie das Rechnen mit jenen Gesetzen, das man Arbeit heißt.

Wo Ur-Hunger allein waltet, da spricht man vom gemeinen Dieb. Herrscht indessen Einbildungskraft souverän, dann ersteht die sublimen Gestalt des „edlen Räubers“, welcher deshalb das Ur-Ideal aller unverbildeten Jugend ist. Die Conquistadores nun waren weder gemeine Diebe noch auch edle Räuber: sie waren eine Synthese schöpferischsten Dichtertums, welches durch Geist alle Tatsachen bewältigt, und erdnächster Habsucht. Diese Spannung wirkte sich in ihrem Schicksal aus. Die Conquistadores vollbrachten schier übernatürliche Wunderthaten. Doch alle endeten elend — nicht bloß arm, wie die meisten echten Soldaten, deren Sinnspruch „wie gewonnen, so zerronnen“ ist. Und Spanien verarmte mit ebenso übernatürlicher Geschwindigkeit am eingeführten Gold. Doch dieses schlechte Ende war nicht die Endlösung: vom Alberich-Fluch — ein drittes Wunder — blieb nichts am spanischen Menschentum haften. Trotz aller Greuel der Eroberer und Besiedler ist in Südamerika keine Drachensaat des Hasses aufgegangen, und Spanien vertritt heute die edelste Menschlichkeit, die in Europa lebt. Nun aber kommt der vollends wunderbare Kontrapunkt: die ersten Besiedler Nordamerikas waren keine Räuber, sondern fromme Männer, welche ein Gottes-Reich auf Erden gründen wollten. Seither aber entmenschte sich diese Menschheit unaufhaltsam zu einem Fafner, der da grunzt: ich liege und besitze.

Wie hängt das alles zusammen?

Hier reichen die Wurzeln von Ur-Angst und Ur-Hunger unmittelbar ins Mineralische hinab. Hier leuchtet andererseits, von der dunklen Erde her gesehen, zum erstenmal der Sinn des Lichts des Geistigen auf.

Insofern die Conquistadores zuunterst einseitige Verkörperungen unersättlichen Ur-Hungers waren und kein Besitz-Instinkt als Wille zur Sicherung ihn begrenzte, mußten sie sich

schließlich selbst verschlingen. Doch was sie letztlich wollten, war nicht beliebige Beute, sondern Gold. Das Gold nun ist das Ur-Sinnbild des Werts; und aller Wert ist geistig. Ohne Zweifel haben die Altertumsforscher recht, die diese Übertragung auf die Urvorstellung zurückführen, daß Gold flüssige Sonne sei — die Sonne aber ist Urbild des göttlich und damit geistig Schöpferischen; eben deshalb das typische Suchen danach im Westen. Rein beseelte diese Vorstellung den Kult des Goldes der Inkas, denen es wirtschaftlich nichts bedeutete. Aber auch in den Spaniern, einem gleichfalls uralten Volk, wirkte die Urvorstellung entscheidend mit; die Inkas konnten sich ihr extatisches Verhalten vor dem materiellen Gold nur so erklären, daß das Gold ihr Gott sei. Doch zu der Urvorstellung, daß Gold flüssige Sonne sei, tritt überall, wo es überhaupt in praktischem Zusammenhang Bedeutung gewinnt, alsbald ein zweites Motiv hinzu, welches die Sonderstellung des Goldes-Werts befestigt. Es ist ein schlechthinniges, von den Ur-Trieben her überhaupt nicht verständliches Wunder, daß mit Gold andere Werte einzuhandeln sind, zumal lebendige Menschen; ungläubig staunten die Inkas, als sie diese Möglichkeit bei den Spaniern zuerst verwirklicht sahen. So symbolisiert das Gold nächst der lebenspendenden Sonne, dem Urbilde des Überirdischen und damit des transzendent Geistigen, richtige Zaubermacht — und es bedeutet eine Wiedergeburt dieses Primordialen, wenn Millionenbesitz in Nordamerika einen gewöhnlichen Menschen in einen großen Mann verwandelt.

Doch nichtsdestoweniger ist Gold ein Mineral. Wo nun das Mineral als höchster Wert gilt, paßt sich das Wertbewußtsein unwillkürlich, zwangsläufig, den Normen des Toten an. So findet eine Rückübertragung statt. Der Enderfolg ist der, daß die Verehrung des Goldes allen Wert vom Gold bestimmt werden läßt. Hieraus aber ergibt sich jener wahrhaft tragische Zirkel, den man den Fluch des Goldes heißt.

Denn nun bestimmt der Geist des Un- oder Vorlebendigen. Ur-Hunger ist unersättlich, jedoch er findet, ins Eigengesetz

jeweiligen Lebens einbezogen, seine normale Grenze. Der Goldhunger hingegen ist wesentlich unersättlich. Das Fressen hat seine Grenze am Ekel, das Saufen an der Verblödung, Macht-hunger am Aufhören alles Widerstandes, sexuelle Unersättlichkeit an der Impotenz. Wie aber soll Goldhunger je aufhören? Da ist überhaupt keine Grenze abzusehen, denn Assimilierung ist unmöglich, und das Gewonnene zerrinnt als Gold, so oder anders, sobald es überhaupt verwandt wird. So wird die Gier zwangsläufig unendlich wie der Weltenraum. Und da hier auf Menge als solche alles ankommt, und zwar auf Menge des Un-Lebendigen, so übernimmt die Seele unaufhaltsam, unentrinnbar das Gesetz der toten Quantität. Sie entmenschet sich nicht allein, sie enttiert sich; es tritt Remineralisierung ein. Daher die kalte Grausamkeit der sonst so warmen Spanier zur Zeit ihres Goldrauschs. Daher das kalte Rechnen moderner Financiers. Kälte ist die Eigen-Wärme des Metalls.

Bleibt nun der Eigen-Geist des Ur-Hungers bestimmend, dann erfolgt, früher oder später, Selbstzerstörung, und damit nimmt die Herrschaft des Toten ein natürliches Ende. Dieser natürliche Prozeß war Spaniens Glück. Spaniens Habsuchts-Karma hat sich ausgelöscht. Anders steht es, wo der Geist des Ur-Hungers in den der Ur-Angst umschlägt und einmündet und sich als solcher metallisiert. Dann schlägt Besitz in Besessenwerden um. Besessenwerden nun kennt kein natürliches Ende. Dann entsteht unaufhaltsam, dann verfestigt sich uneinnehmbar eine Welt völlig undurchlässiger Sicherung. Und erstarrt die Sicherung ihrerseits zu Geiz, dann verhärtet sich die ganze Seele zum Mineral. Dieses Schicksal ist der Weg der heutigen Vereinigten Staaten Nordamerikas. Denn bei ihnen bestimmt der Geist des sicherungsbrünstigen Weibes immer mehr, und immer weniger der Geist des abenteuernden Mannes.

Dieser Weg wird Nordamerikas Schicksal bleiben, bis daß dort Menschenwert wieder mehr gelten wird als Goldeswert. Das Gold, welches flüssige Sonne bedeutet und somit Geist ver-sinnbildlicht, zieht als Tatsache verehrt den Menschen, welcher

ihm verfällt, in die unterste Unterwelt zurück. Das ist das Urbeispiel der Verführung. Der Wille zur Sicherung verhärtet sich in seiner primordialsten Form, in der Form vollkommener Gefühllosigkeit. Der Ur-Hunger wird satt an vollendeter Selbstverschlingung. Und in der Ohnmacht des lebendigen Menschen vor dem Gold erlebt die Ur-Schwäche des Lebens eine schaurige Wiedergeburt.

DRITTE MEDITATION

KRIEG

Ich sitze im Halbdunkel einer Petroleum-Lampe, fröstelnd, den Hals in einen Vicuña-Poncho gehüllt, in meinem Schlafzimmer in „La Porteña“, jener Estancia der Provinz von Buenos Aires, in welcher Ricardo Güiraldes, der Schwanensänger der Gaucho-Zeit, seinen *Don Segundo Sombra* schuf. Don Segundo lebt noch lebhaftig, ein hoher Siebziger. Am Nachmittag hatte ich ihn besucht, mich beim Maté an seinen in archaischem Spanisch fein pointierten Sarkasmen ergötzt. Dann kam er zum Feste herüber, das Don Manuel Güiraldes mir zu Ehren gab. Es wurde Gitarre gespielt, gesungen und getanzt. Mit unvergleichlicher Anmut vollführte der Alte einige jener *pas*, in welche der Mann des argentinischen *campo* seine ganze Bewegtheit in gleichem Sinne zuspitzt, wie die indische Bajadere die ihre in eine Fingerbewegung. Dann aber kam ein buchstäblich homerisches Gelage. Rind auf Rind war eingefangen worden. Dies war mit jener Sicherheit und Umsicht, mit jener Freude am Schwierigen und Umständlichen geschehen, mit welcher die alten Damen meiner Jugendzeit feine Spitzen aus zwischen Pflöcken gespannten Fäden klöppelten, mittels von verschiedenen Seiten her raffiniert, bald um ein Horn, bald um einen Fuß geworfener Lassos, bis daß die Beute regungslos dastand. Dann ein schneller Stoß in die Gurgel — Unabgelöst vom Fell, auf roh geschichtetem Holz im Freien wurde das Fleisch alsdann in ungeheuren Mengen gebraten. Riesenstücke des *asado al cuero* füllten die Teller. Doch viele zogen die Eingeweide vor. Alle Gedärme fanden Liebhaber. Es ging genau so zu wie im Kreise der Freier der Penelope.

Nun verfolgt mich das Bild des ausströmenden Bluts. Mir ist,

als sprudelten über die Pampa, diese ebenste Ebene der Erde, diese unermeßlichste aller Unermeßlichkeiten, weil nicht die leiseste Krümmung ihr Gestalt gibt, mit ihren ewig abendlichen Farben, mit der dumpfen Schwermut ihrer Atmosphäre, welche die Tatsache, daß die Schwärme der Vögel, die man hier Raben heißt, in Wahrheit schwarze Ibisse sind, für mein Bewußtsein irgendwie übersteigert — mir ist, als sprudelten über die Pampa allenthalben heiße rote Quellen. Diese andererseits so feinsinnigen und zartfühlenden, immer leisen, immer gütigen Gauchos sind wesentlich Viehmetzeler, bei jeder Gelegenheit bereit, das silbergeschärfte Messer zu ziehen, um aus schier beliebigem Hals das rote Blut strömen zu lassen. Sogar den Straußen, die wir zu Roß mit Schleudern jagten, schnitten sie, sobald die Vögel in den kugelbeschwerten Stricken verfangen fielen, als erstes die Kehle durch. Der Gaucho-Typus steht und fällt geradezu mit dem Beruf des Halsdurchschneidens, des *degollar*. Und ich fühle, daß seine Süßigkeit, sein Schönes irgendwie damit zusammenhängt. Das gibt mir viel zu denken. Sind die Spanier nicht menschlicher als andere Menschen, weil sie den Stierkampf haben? Ist es nicht das Töten im Krieg, das den echten Krieger im Frieden so milde macht? Hat nicht die typische Heiterkeit des Chirurgen und die Freudigkeit der Operationsschwestern den gleichen Grund, wie die Sanftmut der Gauchos? Hängt die Unmenschlichkeit des Maschinenzivilisationsmenschen nicht mit seinem bewußten Abscheu vor Blut und Töten zusammen?

Wie dem auch sei: im Geist des Gaucho hat absichtliches Töten wohl überall und überhaupt begonnen. Nichts Böses erscheint ursprünglich mit ihm verknüpft. In der Unterwelt fehlt jede klare Grenze zwischen Töten und natürlichem Tod, ja beinahe zwischen Töten und Sterben. Diese Grenze klärt und schärft sich erst, nachdem die Schöpfungsnacht zum Schöpfungstage ward. Die aufgehende Sonne macht aber das Auge zunächst für das Dunkel blind. So wußte erstes Bewußtsein von den Untergründen der Mordlust ebensowenig, wie es das unserer Kinder weiß. Das erste Motiv zum Töten, das im dämmernden

Tagesbewußtsein aufleuchtet, ist das des reinen Blutrauschs. Ich gedenke der Edelfalken, die ich in meiner Kindheit zog: paradiesisch harmlos lebten sie in Freiheit neben anderen Vögeln dahin, welche sie auch als harmlos anerkannten, bis daß sie, halb aus Zufall, erstmalig Lebendiges schlugen; nachher war kein Halten mehr, der Blutrausch war geweckt. Doch nicht sogleich assoziierten sie Töten mit Nahrungsaufnahme. So begann das bewußte Töten beim Menschen mit dem, was wir Krieg heißen; beim Töten um des Tötens willen. Das erste Jagen war Kriegführung. Jede Nützlichkeits erwägung war dem ersten Töten fremd. Der früheste Mensch fühlte so, wie heute noch überall der echte Jäger. Das Verspeisen der Beute nahm im frühesten Bewußtsein den gleichen Platz ein, wie das spätere Verspeisen des dem Gotte dargebrachten Opfers.

Das Elementare und Primäre des Blutrauschs erklärt, in der Tat, warum er in aller Geschichte mit den frühesten religiösen Vorstellungen verknüpft erscheint: vom erwachenden religiösen Bewußtsein her beurteilt, war alles Töten ursprünglich Opferung. Und noch heute sieht jeder echte Soldat, noch so ungewußt, das Töten im Krieg als Menschenopfer an. Sonst unterschiede er es nicht aus so echtem innerem Erleben heraus so rein vom Morden; instinktiv schaut er das Selbstopfer mit dem Töten der anderen in eins zusammen. Vom Opfer her begreifen wir denn auch den frühesten Mut. Auch die mutigsten Tiere sind nicht wirklich mutig: sie geben bloß dem Drang innerer anstatt äußerer Übermacht nach, die in bezug auf ihr Bewußtsein ein genau so Äußerliches ist. Doch zugleich mit dem Blutrausch erwacht der Opferdrang. Das Ausströmen des Bluts an sich steigert das Lebensgefühl; ob es das eigene oder fremdes ist, wird auf dieser Stufe kaum unterschieden. Und so ist auch der Kampftrieb sekundär, nicht primär. Von den Untergründen her gesehen und beurteilt, ist er sogar ein spätes Phänomen. Erst war der Wille zum Blutopfer da, dann erst der Wille zum Kampf. Der Kampf als Selbstzweck wird erst möglich, wenn das Spiel im Bewußtsein das Primat vor der Wirklichkeit er-

rungen hat, und dies setzt bestimmende Vorstellung voraus. Die dunklen, dumpfen und blinden Urzustände, in denen noch heute alle tiefsten Beweggründe wurzeln, wissen aber nichts vom Spiel. Ihnen eignet all die Finsternis des Ernstes. Eben in diesem Sinne heißt man Despoten finster. Eben deswegen ist Sowjet-Rußland so schauerlich ernst. Nichts widersinniger, als vom Kindheitszustande her Kosmogonien zu dichten: der Kindheitszustand ist ein paradiesischer, kein höllischer; im Anfang aber war die Unterwelt. Deswegen war der Meuchelmord da vor dem ehrlichen Kampf, nur daß im Meucheln nichts Böses gesehen ward; deswegen ging das Töten des Wehrlosen dem des Wehrhaften voran. Der Kampf ergab sich zuerst aus der vis major der Situation, daß sich der Angegriffene wehrte, oder daß der Mensch von anderen Geschöpfen angegriffen wurde. Deswegen ist es auch sinngemäß, daß die Jagd, die alle raubtierartigen Männer heute genau so begeistert, wie sie's in der Eiszeit tat, wesentlich Meucheln ist. Und der moderne Krieg, in welchem der Angegriffene gegenüber den Waffen des Angreifers wesentlich wehrlos ist, führt recht eigentlich zum Urzustand zurück. Dies erklärt, warum ihn der echte Soldat, so sehr er alle Ritterbegriffe zerstöre, die noch vor wenigen Jahrzehnten gelten konnten, doch nicht als widersinnig empfindet.

Das Ausgeführte erklärt, wieso in der Überlieferung kein Töten mit häßlichen und bösen Gedanken verquickt erscheint. Das erste Töten des Menschen stand für sein Bewußtsein nicht im Zeichen der Nützlichkeit; seine Wurzel liegt nicht im Fleischfressertum und im Raubtiertum nur soweit, als auch Raubtiere den Bluttausch kennen. Aller früheste Nachdruck liegt auf der Lebenssteigerung an sich, welche das Ausströmen des Blutes auslöst, und da das Töten mit dem Selbstopfer zupaar geht, so muß im Urbild des Kriegers das Adelige überwiegen. Am Beispiel des Gaucho wurde mir ganz klar, wie es im Anfang war. Durch Zufall tötete Kain den Abel, so wie meine Edelfalken durch Zufall erstmalig Lebendiges schlugen. Dann aber erwachte der Bluttausch; Kains sämtliche Nach-

folger waren Krieger. Doch wie sich Kain zuerst verflucht fühlte, so wird der Gaucho, der einen Menschen umbrachte, nicht Mörder, sondern Unglücklicher, *desgraciado*, geheißen. Nichts sinnwidriger und verfehlter, als sich die ersten Menschen nach dem Bilde unserer Verbrecher auszumalen. Verbrecher gibt es noch heute unter Primitiven kaum. Ihr Töten ist Opfergang.

Aber freilich nutzen die furchtbarsten Dämonen der Unterwelt der Schöpfungsnacht gar bald die Lage aus, welche der zweckfreie und insofern unschuldige Bluttausch schuf. Die Ur-Angst gebiert den Willen zur Vernichtung zwecks eigener Sicherung. Sie gebiert die Gier, Fremdes zu besitzen. In erster Übertragung gebiert sie die Grausamkeit: der Gepeinigte soll all die Angst auskosten, übertreffen und damit annullieren, welche der Peiniger unüberwindlich zuunterst in sich spürt. Der Ur-Hunger aber verlangt Töten und Erobern und Raffens und Zerstören ohne Ende als Mittel zur eigenen Alleinherrschaft; wo er überwiegt, da zersetzt sich alles Schöne, das mit dem Bluttausch zusammenhängt. Zuunterst will jeder sich alles Fremde einverleiben, ob lebend oder tot; zuunterst beansprucht jeder das Weltall als sein Allein-Erbe. Doch dieses unterwirft sich ihm nicht, und so entsteht als primäre Reaktion aus jedem Widerstand Vergeltungswunsch, der sich zur Rachsucht wandelt, wo die Erinnerung zäh ist, so wie sich das normale Immer-wieder-mehr-haben-wollen alles ursprünglichen Lebens im gleichen Fall zur Habsucht übersteigert. Die Unterwelt im Menschen jauchzt dem Sterben jedes anderen entgegen, mit dem er sich nicht identifiziert. Hier bietet bestimmendes Gruppenbewußtsein, sei es primär, wie bei Naturvölkern, oder sekundär, wie im modernen Krieg, kein besonderes Problem. Die Unterwelt erlebt jedes Vergehen fremden Lebens als Zuwachs des eigenen. Das ganze Leid der Welt aus dem Glück des lachenden Erben zu rechtfertigen, welcher ja fort und fort die Zukunft vertritt, wäre ein sinnvolleres Unterfangen, als alle üblichen Rechtfertigungen des Bösen. So tief wurzelt jener

Alleinherrschaftsanspruch, daß das Bestreiten desselben, das im bloßen Wachstum anderer liegt, leicht Rachedurst weckt; als die Franzosen „Rache für Sadowa“ schrien, wo Österreichs Niederlage sie nicht im mindesten anging, da waren sie nicht verstiegen, sondern primordial. Daher das echte Pathos der Rache in aller frühen Geschichte. Da handelte es sich nicht um Ressentiment, das heißt das Nachtragen der eigenen Ohnmacht, auch nicht um Rachsucht, das heißt die Gesinnung solcher, die sich zu schwach fühlen, um offen und schnell zu reagieren, und zu unsicher in sich selbst gegründet, um eine Verschiebung äußerer Verhältnisse zu ihren Ungunsten seelisch zu ertragen — da handelte es sich um das, weshalb Jahweh sich selbst einen „eifrigen Gott“ hieß. Wer es wagt, meinte er, mich nicht allein gelten zu lassen, verdient den Tod.

Hier, im Anspruch des Ur-Hungers, liegt die zweite Urwurzel des Rechts — die erste liegt in der Sicherung durch Besitz, welche Ur-Angst fordert. Mit Gerechtigkeit hat Recht ursprünglich nichts zu tun, denn dieses beruht nicht auf Vergleich, sondern auf unbedingter Selbstbehauptung. Daher das Kriegsrecht. Das Kriegsrecht ist im Grunde ein ehrlicheres Recht, als alles, das die Ansprüche aller auszugleichen vorgibt. Das moderne Bestreben, den Krieg zu rechtfertigen, ist Spiegel des Konflikts zwischen dem unbedingten Rechtsbewußtsein, welches jeder mit dem Einsatz seines Lebens für sein Leben Kämpfende selbstverständlich hat, und geistgeborener Theorie. Und daraus ergibt sich als weitere Selbstverständlichkeit die Grausamkeit und Härte jeder neuen Rechtsschöpfung. So wie die Bolschewisten vorgegangen sind, verfuhr schon Zeus dem Kronos gegenüber, da er nach „neuem Gesetz“ die Welt umzuformen unternahm. Doch zum Verständnis der Untergründe gilt es vor allem einzusehen, daß kein einziger aus geistgeborenem Rechtsgefühl entsprossene Rechtsbegriff auf sie auch nur im allermindesten anwendbar erscheint. Und zwar ist ein solcher Begriff desto weniger anwendbar, je „vorgeschnittener“ ein Zustand. Es entspricht dem Sinn dieser besten aller Welten, daß der Welt-

krieg unvergleichlich bestialischer war, als irgendein Menschenfresser-Krieg. Je mehr Verstand bedeutet, und dies besagt: je mehr der Zweckgedanke dominiert, desto geringer muß die Rolle sein, welche der zweckfreie Bluttausch spielt; desto mehr Kraft muß den Dämonen der Unterwelt zugeleitet werden. Im Besonderen stellen die Folgen des Weltkriegs einen reineren Ausdruck von Ur-Hunger und Ur-Angst dar, als in der Vorzeit die Titanenkämpfe. Der tiefste Sinn der Weltkrise, welche das furchtbare Unisono des ganzen Menschheitsorchesters, das der Weltkrieg bedeutet, weniger auslöste als einleitete, ist der, daß es sich um einen Kampf von Ur-Angst und Ur-Hunger in seit mythischen Zeiten einzigartiger Reinheit handelt. Allen Massen ist bewußt geworden, was die Technik vermag, und daß sie besser leben könnten, als sie leben. Jetzt finden sie sich mit der Erde als einem Jammertale nicht mehr ab. So drängt sie Ur-Hunger mit elementarer Gewalt voran. Gleichzeitig aber steigert sich die Ur-Angst als Ausdruck des Bewußtseins fehlender Sicherung. Ur-Angst bestimmt aber vor allem die Haltung der Besitzenden: sie wollen die Sicherheit, die sie noch haben, erhalten um jeden Preis. Und da sie die Aussichtslosigkeit des Unternehmens dunkel fühlen, so erwacht auch in ihnen der Ur-Hunger in Form skrupellosester Profitgier, was die Hauptursache ist der phantastischen Unehrllichkeit der Nachkriegszeit, so daß die Zuchthäuser aller Länder vorzugsweise von solchen besetzt sind, welche früher für besonders anständig galten. Die aufgewühlten Untergründe manifestieren sich an der Oberfläche als die Polaritäten von kapitalistischem und sozialistischem Interesse, als der Wille zur *sécurité à tout prix*, der in erster Linie Frankreich beherrscht, und dem Willen zum schlechthinnigen Rechtsbruch im Namen des Ur-Hungers, welchen Sowjet-Rußland in der mathematisch klaren Gestalt eines urtümlichen Sinnbilds verkörpert. Die ökonomischen Motive aber lösen ihrerseits Willen zum Krieg aus. Wenn alle Sicherheit aufhört, dann treibt es die Jugend zu den Fahnen, denn der Soldat und er allein darf rauben, wenn er hungrig ist. Ein Krieg nun wird aus dem glei-

chen Grunde desto entsetzlicher, je länger er währt und je mehr die Not der Kämpfenden sich steigert. Im Verzweiflungskampfe dankt der Mensch als Oberweltwesen beinahe vollständig ab, und nur sein höllischer Untergrund bleibt wirksam. Wieder bietet modernes Geschick die deutlichste Illustration. Weit scheußlicher noch als der Weltkrieg war der Weiß-Rote Bürgerkrieg in Rußland, wo die Vertreter des Alten unter nie dagewesenen Entbehrungen nie dagewesene Entfernungen kämpfend zurückflutend durchmaßten und in sich steigender Repressalie gegen die Roten immer grausamer wurden. Zuletzt war das ganze europäisch-asiatische Rußland eine einzige Hölle, wie sie entsetzlicher kein mittelalterlicher Maler imaginiert.¹ Und die einmal geweckten höllischen Urtriebe wirken seither fort. In naturgemäßem Aufstieg sind Verbrechernaturen immer mehr bestimmend geworden; gegenüber dem, was nicht mehr sein soll, herrscht teuflischer Sadismus. Das ist so, weil das bolschewistische Rußland verstandesgemäß noch vorgeschrittener ist, als der Westen, und noch ungehemmter ist durch Beweggründe anderen Ursprungs. So belebt das Zweck-Denken die ganze Unterwelt und speit diese weit über der erschauenden Erde aus.

Ähnlich furchtbar, wenn auch in noch so viel kleinerem Maßstab, ging es überall auf Erden zu, wann immer die Unterwelt aufgewühlt wurde und ausbrach. Und das hat sie immer wieder überall getan, wo es überhaupt zu als berechtigt anerkanntem Töten kam, weil der ursprünglich edle Blutrausch in

¹ Man lese Edwin Erich Dwingers großartige Schilderung *Zwischen Weiß und Rot, die russische Tragödie 1919—1920*, Jena 1930, Eugen Diederichs. Mit Recht schreibt der Verfasser am Schluß (S. 499): „Wird man erkennen, daß diese Tragödie für Jahrhunderte die Schande der Menschheit bleibt? Daß die Weltgeschichte durch diesen gigantischen Raubzug einen Flecken erhielt, der alle bisherigen übertrifft? Daß man ein Volk von 150 Millionen ins Elend stürzte, nur um des Geldes willen, und keine Stimme seiner Sterbenden jemals ins Herz drang? Daß die Worte Petroleum, Platin, Silber, Gold, Erz den ungeheuren Chor einer Million Sterbender so übertönten, daß niemand auf der Welt ihn hörte?“

langsamem Übergreifen immer tiefere Schichten des Unbewußten unaufhaltsam ansteckt. Billigkeit im Sinn bewußten Gelten-Lassens fremden Rechts zum Leben gab es ursprünglich nur als Ausgleich unter Zusammengehörigen, wo sich die Frage möglicher Vernichtung nicht stellte. Sobald die Frage sich stellte, so wie bei Thronfolge-Streitigkeiten, mordete der Bruder selbstverständlich den Bruder und der Sohn den Vater. Wie selbstverständlich Vernichtung des Lebenshemmenden dem Urbewußtsein ist, erkannte ich an der erstaunten Frage einer Brasilianerin, als wir die (in ihrem Lande recht akute) Frage des Meuchelmords besprachen: „Ja, wäre es Ihnen denn nicht lieb, wenn ein Mensch, dessen Dasein Sie stört, ganz einfach nicht mehr wäre?“ Ich mußte zugeben, daß dies allerdings auch meine instinktgemäße Lösung wäre. Jene byzantinischen Kaiser, die sich jedes Ungenehmen sofort entledigten, litten sicher an weniger Komplexen als heutige Europäer. Sogar in einem Caligula, welcher den Römern ein einziges Haupt wünschte, das er abschlagen könnte, erschien allgemein-menschlicher Wunsch nur übersteigert; höchstes Glück muß das Allesverschlingen-wollende empfinden, wenn es sich sagen kann: auf der Welt gibt es nur mehr mich allein.

Ich wüßte wenig Oberflächlicheres und Sinnwidrigeres als die Erwägungen, auf welche entwurzelte allzu-Zivilisierte die Hoffnung auf eine bessere Menschheit gründen. Werden die Untergründe verleugnet, so brechen ihre Energien, gestaut, irgendeinmal desto verheerender hervor, wie dies ja Weltkrieg und Weltrevolution schon grauenhaft bewiesen haben. Und je mehr auf Geist bezogen wird, was nicht des Geistes ist, desto häßlicher das Bild, desto greulicher die Lüge, desto furchtbarer die Folgen. Nur wo die Kämpfenden sich aufrichtig und ursprünglich zu ihrem Willen zum Töten, zu ihrem Haß, zu ihrem Vergeltungstrieb und ihrem Blutrausch bekennen, kann Edles letztlich bestimmen und im Endergebnis zur Geltung gelangen. Alle edlen Feldherren wußten, daß sie Böses taten, indem sie Kriegerrecht ausübten; ihre Größe bestand darin,

daß sie ihr Schuld-Dharma auf sich nahmen, so wie dies Krishna dem zaudernden Ardschuna gebot. Die, welche sich dieses Bösen tief bewußt waren und es dennoch taten — nicht die, welche das Schreckliche sinnwidrig mildern wollten — sind von ihren Soldaten als Führer vergöttert und später gar von der Menschheit heilig gesprochen worden. Gleichsinnig säten die Kriege am wenigsten Drachensaat, welche als das erlebt und anerkannt wurden, was sie tatsächlich waren und deshalb spontan im Frieden totgeschwiegen oder desavouiert wurden. Dies zu leisten gelingt desto leichter, als alles Kriegerrecht vom Friedensstandpunkt verbrecherisch ist, denn es beruht durch und durch auf Vergewaltigung. Da der Vergewaltigungs-Trieb jedoch andererseits normal ist, nur eben der Unter- und nicht der Oberwelt zugehört und in der Befriedigung stirbt, so kann schon nicht-Insistieren organisches Vergessen bedingen. Dank dem Gefühl für diesen Zusammenhang hinterlassen Kriege primitiver Kriegerstämme kaum je bittere Gefühle. Auf Grund seines Verstehens dessen, worauf es hier vor allen Dingen ankommt, wird England so wenig nachgetragen, so hart konsequent es das Kriegerrecht allemal übt. Frankreichs Verhängnis ist, daß es unter modernen Völkern den Zusammenhang am wenigsten versteht. In ihm erlebt im Falle jedes französischen Sieges der antike Glaube an das Gottesurteil, als welches Sieg verkörpere, eine Wiedergeburt, so daß Frankreich auf geistige Werte bezieht, was nur auf die Unterwelt bezogen Sinn und Berechtigung hat. Daher das Haß-Weckende der nur-französischen Vorstellung, daß es sich bei *la paix par le respect des traités* um moralisch-Ideales handle. Kein erzwungener Vertrag verkörperte je auch nur das geringste moralische Recht. Man darf sogar, allgemeiner, das Folgende sagen: die meiste Ungechtigkeit der Geschichte kommt von der unglückseligen Verquickung der Begriffe von Gerechtigkeit und Recht. Dank dieser Ideenassoziation allein ist es gelungen, bitterste Ungechtigkeit unter Zustimmung der Betroffenen durch Jahrhunderte und Jahrtausende aufrecht zu erhalten. Alle Be-

drückung, alle Ausbeutung, alle Versklavung rührt daher. Von allen Idolen ist das Recht, das als solches Gerechtigkeit verkörpern soll, das schändlichste. Die Welt wird erst besser werden, wenn dieses Götzenbild von seinem Piedestal gestürzt wird. Recht an sich ist nichts als Festlegung, ohne die mindeste moralische und spirituelle Qualifikation. Gerecht wird Recht dadurch allein, daß eine Bindung eben Gerechtes festlegt. Aber im Sinn des „ein für alle Mal“ ist dies wesentlich unmöglich, weil sich das Leben von Augenblick zu Augenblick wandelt und jede neue Situation einen neuen Ansatz der Gleichung erfordert. Deshalb gilt nicht nur der alte lateinische Satz: *summum jus summa injuria*, sondern jedes Recht als dauernde Bindung verstanden ist in tiefstem Verstande unmoralisch und schlecht. Hier gilt alles, was Jesus gegen die Gesetzesgerechtigkeit vorbrachte. Gut ist auch hier einzig und allein der gute Wille. Guten Willen aber gibt es nur von der Freiheit her.

Wo nun Krieg die Grundlage eines Rechtsverhältnisses schuf, kann von bestimmender Freiheit überhaupt keine Rede sein. Vom Standpunkt der Freiheit ist Vergewaltigung immer Verbrechen. Im Fall des Krieges war es allemal die geistfremde und -feindliche Unterwelt, die, gleich einem Vulkanausbruch die Landschaft verwandelnd, für eine Weile der Oberwelt ihren Stempel aufdrückte. Dieser Vorgang nun ist vor geistigem und sittlichem Bewußtsein so allein zu rechtfertigen, daß die Unterwelt unabtrennbar zur Menschennatur gehört und nicht dauernd verdrängt werden kann. Daher das Sympathische naiven Kriegertums. Da mag ein grausamster Massenmörder im übrigen Heiliger sein, so wie dies der Kaukasier Schamil war, welcher naiv glaubte, daß Gott gebiete, alle Feinde totzuschlagen. Sobald jedoch Geistbewußtsein rechtfertigen will, was nicht des Geistes ist, verwandelt sich der Mensch in einen Teufel. Fern davon, die während des Weltkriegs seitens aller Völker angeblich verübten Greuel als unwahrscheinlich zu leugnen, halte ich vielmehr schlimmere noch, als überliefert werden, für wahr-

scheinlich: je weniger gutes Gewissen ein Krieger bei seinem Handwerk hat, in desto böserer Gestalt muß seine Unterwelt ausbrechen. Vom Geiste her ist Krieg überhaupt nur durch Einsicht in die Notwendigkeit des Bösen zu rechtfertigen — welche Rechtfertigung eben moralisch keine ist. Ich nenne die folgenden Erwägungen: In dieser bestmöglichen aller Welten schafft der Geist des Bösen allein radikale Veränderung, welche zu Zeiten offenbar im Sinn des Guten liegt. Ferner waltet eine Art Gerechtigkeit insofern auch auf dem urchigen Gebiet des Bösen, als Vergewaltigung und Bedrückung die Besiegten, wo sie vital sind, stiehlt. Dies hat nichts mit der sogenannten „ewigen Gerechtigkeit“ zu tun: es beruht auf dem biologischen Gesetz, das meines Wissens zuerst Hans Much mit der erforderlichen Exaktheit formuliert hat, daß jedes Minus nicht mit dem erforderlichen Plus, sondern einem Vielfachen dieses kompensiert wird, weswegen Schwierigkeiten wachstumsfördernd sind.¹

Alle möglichen unmittelbaren Vorteile des Krieges liegen auf biologischem, nie und nimmer auf geistigem oder sittlichem Gebiet, und auf biologischem ausschließlich von der Unterwelt her gesehen, die ihren blinden Drang im Kriege auslebt. Deswegen ist es widersinnig von Hause aus, den Krieg auch nur von der Ebene biologischer Oberwelt her rechtfertigen zu wollen. Er ist kein Stahlbad. Er führt zu keinem Überleben der Tauglichsten, sondern der Untauglichsten. Und im Sinn der Ersetzung einer Menschenart durch eine angeblich bessere ist er außer im Extremfall buchstäblicher Ausrottung, der nur ganz selten verwirklicht ward, wirkungslos. Vom Weltkrieg kann man heute, 1931, sagen, daß er sogar im destruktiven Verstand vollkommen überflüssig gewesen ist. Trotz aller Verluste gibt es im ganzen schon mehr Menschen, als vor dem Krieg, mehr Produktionsmittel und Konsumprodukte; die augenblickliche Not beruht einzig und allein auf der Unangepaßtheit der Vorstellungen an die Tatsachen. Jeder Heutige,

¹ Vgl. sein Büchlein *Was ist das Leben?* S. 73 (Leipzig, J. A. Barth).

auch unter den Geschlagenen, kann als Instinkt- und Trieb-Wesen nicht umhin, positiv zum Weltkrieg zu stehen, denn ihm dankt er sein Sosein und seine bestimmte Daseinsmöglichkeit, und die kann er als Voraussetzung seiner Identität nicht aufrichtig fortwünschen. Jeder Überlebende oder Nachgeborene ist lachender Erbe, wie gering oder übel die Erbschaft immer sei. Todesfälle, Vermögensverlust und Machtverschiebung gibt es, vom Einzelnen her beurteilt, im Frieden genau so wie im Krieg, und kaum einige Dutzend unter den vielen Millionen der am Krieg beteiligten gingen die sogenannten Kriegsziele persönlich an. Von den Kriegsschrecken und -greueln wissen die seit dem Friedensschluß Erwachsenen so wenig, daß sie heute genau so wirklichkeitsfremd zum Kriege stehen, wie ihre Vorgänger von 1913. Und was das Ungeheuerlichste ist: sogar die Teilnehmer des Weltkriegs erinnern sich seiner nicht wirklich mehr; keinesfalls im Sinne nach- und fortwirkenden Erlebens. Er war so furchtbar, daß die Erinnerung verdrängt worden ist, so wie sich keiner seiner Zahnarzt-Erlebnisse erinnert. Der um 1929 plötzlich aufflammende gewaltige buchhändlerische Erfolg aller Kriegsbücher, welche bis dahin gar keine Aufmerksamkeit fanden, beweist, daß eben dann das Vergessen des Kriegs vollendet war.

Ein Dichter hat den Sinn des letztbetrachteten Verhältnisses ganz tief erfaßt und groß herausgestellt: das war Balzac in seinem *Colonel Chabert*. In diesem Romane schildert der große Franzose die intime Tragödie des überlebenden napoleonischen Helden: daß nichts, aber auch gar nichts von der ihm natürlichen Lebensordnung mit ihren Werten und Motiven im Frieden weiterlebt. Es besteht kein Zusammenhang zwischen Kriegs- und Friedenswelt. Deshalb muß der dem einen Zustand einseitig angepaßte dem anderen gegenüber versagen. Es ist zutiefst nicht wahr, was immer äußerlich gälte, daß Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln sei: der Krieg gehört einer anderen Ebene an als jedes Leben in Friedenszeit. Er wurzelt ganz und gar in der blinden Unterwelt. Dement-

sprechend ist er an sich ohne mögliches Ziel und ohne mögliches Ideal; der Landsknecht ist des Kriegers Prototyp. Wer sich nun dieser abgründlichen Inkommensurabilität zwischen Ober- und Unterweltnormen bewußt wird, der schaudert mehr noch als vor den Greueln des Kriegs vor der Verblendung der Kriegsideologen. Welches politische Ziel war denn je auch nur zu einem Millionstel Prozent der gebrachten Opfer wert? Nur nicht-politische Ziele können sie rechtfertigen: so die religiösen Glaubens, der Menschenopfer fordert, oder die persönlicher Ehre oder der Stammes-Ehre. Es konnte sinnvoll sein, der schönen Helena, deren Raub allen Griechen ein Sinnbild für Persönlichstes bedeutete, Hekatomben zu opfern, nicht jedoch dem Petroleum. Nach dem Ende eines um sachliche Ziele geführten Krieges kann man tatsächlich nur vergessen, sonst wird man vor Grausen verrückt. So ist es denn leider auch nicht wahr, daß der Weltkrieg, mit welchem die Mechanisierung des Krieges einsetzte, den Krieg als Krieg ad absurdum geführt hätte: im Gegenteil, erst in ihm ist er, ganz so wie er ist, mit dem ganzen Trieb-Orchester, das ihn ermöglicht, zum Erlebnis geworden. Dies nun bedeutet allerdings einen ungeheuren Fortschritt, und um dieses einen willen war er vielleicht nicht ganz umsonst. Zum ersten Mal ist menscheitsbewußt geworden, daß der Krieg wesentlich nicht Idealismus, Mut, Disziplin, Kameradschaft und Opferfreude ist, sondern Mord, Marter, Angst, Grauen, Raub, Lug und Trug, Zerstörung, Vergewaltigung, kurz Verbrechen in jedem Sinn. Als das schauerlichste Ergebnis des Weltkrieges sehe ich nicht die Zerstörung an, die er hinterließ, sondern die gesteigerte Idealisierung des Krieges seitens der meisten Jungen, welche den Weltkrieg nicht mehr mitgemacht. Dies ist von keinerlei Idealismus her zu verstehen, sondern einzig daher, daß die Menschen urweltlich gefühllos geworden sind. Sowjetrußlands Gesinnung schuf dazu das Vorbild: Töten, Morden, Vergewaltigen bedeuten überhaupt nichts Schlechtes. Nur die Ideologie des Kriegertums zählt, vom Feldherrn her gesehen. Aber den

ganzen wahren widersinnigen Sinn des Kriegs verkörpert überhaupt nicht der Feldherr, sondern einzig der namenlose Frontkämpfer. So ist denn das erste sinngemäße Kriegerdenkmal aller Zeiten das, welches spontan dem Unbewußten aller Weltkriegsvölker entwuchs: das Denkmal des Unbekannten Soldaten.

Im Kriege führt die böse Unterwelt ein rechtmäßiges Dasein. Wo immer das Stadium naiven und deshalb schönen Blutrauschs so oder anders überwunden ward, sind Ur-Hunger und Vergeltungstrieb seine tiefsten und letzten Motive. Lebten diese Dämonen nicht, ewig lebendig, in der untersten Tiefe, kein Völkerkrieg wäre auch nur theoretisch denkbar. Woher kommt es nun, daß das Menschheitsbewußtsein diese Wahrheit noch heute nicht wahr hat? Das liegt an der ungeheuren und tragischen Paradoxie, welche der Krieg als Oberwelterscheinung verkörpert. Der Krieger, der jeden Augenblick Entsetzlichstes zu tun und zu erleiden bereit sein muß, ist der fröhliche und leichtsinnige Mensch par excellence — er ist es wirklich, er gilt nicht nur dafür. Und das unreflektierte Bewußtsein spiegelt den Krieg überhaupt nicht als das, was er wesentlich ist. Zuunterst erweckt sein Begriff die Vorstellung unbedingter Disziplin. Auf höherer Stufe die mathematisch klarer Berechnung. Und als sein Sinn endlich gilt heute noch, trotz Maschinenkriegs- und Giftgaserfahrung, das ritterliche Spiel, welches er niemals wesentlich war; das Spiel, dessen Seele die Ehre ist. Dies gilt so sehr, daß der unbekanntesoldat sich überzeugt dem Feldherrn opfert und daß einzig das, was der Krieg diesem bedeutet, in der Erinnerung als Wesen und Sinn des Krieges fortlebt.

Wie ist das möglich? — Bedenken wir die verschiedenen Punkte in ihrer logischen Folge.

Der Krieger kann und muß leichtsinnig sein, weil er als Krieger die Normen der Unterwelt übernimmt, als welche blind ist und zum Töten und Sterben gleichgültig steht. Dies Übernehmen der Unterweltnorm mit gutem Gewissen wirkt andererseits befreiend; denn nun setzen alle Hemmungen aus, die von

der Oberwelt her die Unterwelt am sich-Ausleben hindern. So bewirkt sogar die Bereitschaft zum Tode innere Lösung. Der Zwang, unter dem der Soldat lebt, entspricht aber seinerseits der Norm der Unterwelt, er widerspricht ihr nicht. Sie kennt keine Freiheit, ihr ist Zwingen und Gezwungenwerden gemäß. Was ihrem Wesen widerstreitet, sind Voraussicht und Verantwortung — und gerade die werden dem Soldaten abgenommen. Es sind immer Vorgesetzte, die zu wissen haben, was über das Nächsterforderliche hinausgeht; auch für dieses verantworten sie, und diese letzte Verantwortungslosigkeit geht, vom Erlebenden her geurteilt, bis zur Grenze des obersten Heerführers. Endlich ist der Krieger sicher, daß für ihn materiell gesorgt wird; deswegen leidet er von allen Menschen am wenigsten unter der Ur-Angst; diese bezieht sich nämlich primär nicht auf den Tod, sondern auf das Hungern. Von den Trieben her beurteilt, ist der Soldat der gesichertste Mensch; schon deshalb hat er am wenigsten Angst; schon deshalb ist es psychologisch berechtigt, vom Soldaten mehr Mut zu erwarten, als vom Zivilisten. Weiter wirkt auf die Masse, welche im Krieg eine unbegrenzte Suggestion ausübt, als innerlich befreiend der Umstand, daß Minderwertigkeitsgefühl kaum überhaupt aufkommt: im Kriege ist der im Frieden Untüchtigste dem Tüchtigsten gleichwertig, wenn nicht überlegen. Wie General Crozier es einmal gut gesagt hat: „Es gibt keine schlechten Soldaten, sondern nur schlechte Führer.“ Endlich darf sich im Krieg die ganze Unterwelt im Zusammenhang ausleben. Zum Krieger-Dasein gehören auch Saufen, Spielen, Zoten, Huren und Bejahung des Schmutzes. Doch auch die schöne Seite des Triebhaften und Ursprünglichen kann sich im Kriege ungehemmt ausleben. Dieses will die Strapaze, denn der Muskel wächst durch Übung; der Ur-Hunger äußert sich als Todesverachtung, alles Sicherungsstreben schwindet und damit aller Geiz; es entfaltet sich die Fähigkeit unbekümmert schenkender Liebe. Und wie jede vorhandene Kraft in anderen gleiches anklingen läßt, so geben sich im Kriege sonst wählerischste und unzugänglichste Mädchen be-

glückt schier jedem hin, den sie für einen Helden halten. Auch sie wollen sich opfern, und verglichen mit der Hingabe des Lebens scheint keine andere zu groß. Da ferner die Liebe mit dem Tod verschwistert ist, so gewährt Liebe angesichts des Todes höchste Wollust. Das Bild der Leichtsinnsförderung vollendet der psychische Mechanismus, dank welchem alle Betonung eine Mit- und Überbetonung des Gegensatzes auslöst. Gerade weil es sich beim Kriegerdasein um ein reines Unterwelts-Leben handelt, spielt diese im Bewußtsein die geringste Rolle. Das Häßliche des Kriegshandwerks führt zu exklusiver Betonung des Schönen, von Sang, Klang und Spiel und der Pflege der edlen Gruppengefühle. Das rational Unsinnige der Seinsart des Unterweltlichen fördert seinerseits den Leichtsinn. Blinder Ur-Hunger, Überwältigungs- und Vergeltungstrieb, blinder Blutrausch und die blinde Wollust des Sterbens der anderen rechtfertigen sich auf ihrer Ebene selbst. Zu verstehen ist das alles nicht, wozu also denken? Von hier aus darf man endgültig behaupten: je rationalisierter eine Welt, desto sinngemäßer ist ein allen geistigen und sittlichen Normen hohnsprechender Krieg.

Bei der Disziplin wirkt ein anderer Zusammenhang. Auf den ersten Blick scheint ihre Bedeutung im Krieg eine ungeheuerliche Paradoxie. Die untersten, niedersten, ungebändigtesten und wildesten Triebe machen Krieg überhaupt möglich. Und nun soll Kriegführung sich in Form schlechthinniger Naturüberlegenheit darstellen! Die Paradoxie besteht; nichtsdestoweniger ist gerade auch die Disziplin in der Unterwelt begründet. Zwang und Gewalt sind deren eigenste Normen; nur Freiheit ist ihr völlig fremd. Im übrigen arbeitet Disziplin zuerst und zuletzt mit der Angst, der Ur-Eigenschaft primordialen Lebens. Und dieses will vergewaltigt werden, nicht selbst entscheiden. Wie genau die militärische Disziplin der Unterwelt angepaßt ist, beweist die Tatsache, daß sie die Menschen tatsächlich ändert, von außen nach innen zu, und daß es diese zuunterst freut, wenn sie durch Disziplin gebrochen und eingebrochen

werden, so wie das Kind für die Strafe dankbar ist, dank der es ihm gelingt, schlimme Neigungen zu überwinden und brav zu sein. Doch daß jeder Soldat in der Disziplin, wenn sie ihm einmal in Fleisch und Blut übergang, ein Ideal sieht, liegt daran, daß Disziplin nicht allein bindet, sondern auch befreit. Indem sie die Unterwelt bindet, indem sie das für sich Undisziplinierbare vom Geiste her diszipliniert, macht sie zugleich die Bahn frei für selbständige Auswirkung geistiger Energien. Es ist richtig, daß man gehorchen lernen muß, um befehlen zu können. Deswegen beginnt auch aller Weg geistlicher Vollendung mit Askese, d. h. mit Disziplinierung. Der auf den Ebenen des Disziplinierbaren vollkommen Disziplinierte ist eben dadurch der freieste Mensch. Daß nun die Disziplin allgemein als Seele des Kriegerhandwerks gilt, beweist, daß ihr Geistiges dem Bewußtsein mehr bedeutet, als ihre Grundlage. So ist Soldatentum der Weg zur Freiheit nicht nur im Sinn des Auslebens des Unterweltlichen, das allein Kriegführen ermöglicht, sondern auch im Sinn der Befreiung des Geists. Für den nicht höchststehenden Menschen gibt es überhaupt nur diesen Weg zur Geistesfreiheit. Ja, es gibt auch kein erreichbares höheres geistliches Ziel für jedermann, als diszipliniert „überhaupt“ zu sein; gerade auf geistlichem Gebiet sind wenige berufen, über den Unteroffizier hinaus zu avancieren. Daher die nachträgliche Begeisterung der meisten, die seine Wirkung persönlich erfuhren, für militärischen Drill. Dieser wird deshalb zu beliebigem Ende als bewährte Technik fortleben, auch wenn der Krieg einmal überlebt sein sollte.

Daß der Krieg dem Strategen reine Mathematik ist, beruht nicht allein auf der Unmöglichkeit, Massenentscheidungen anders herbeizuführen: es hat tiefe lebendige Gründe. Der höhere Offizier rückt entsprechend dem Polaritätsgesetz instinktiv von der reinen Unterweltbestimmtheit zur reinen Intellektualität ab. Er sieht im Kriege ehrlich nur das Hin- und Herrücken von Fähnchen auf der Karte, und in Blutopfern

rechnungsmäßiges Abschreiben. Aber gerade die damit in die Erscheinung tretende Unmenschlichkeit beweist die Kraft des unterirdisch wirkenden und bestimmenden Urlebens. Es gibt wenige Generäle, die nicht heiße Wollust beim Gedenken der Blutopfer in sich verdrängen und drum durch kaltes Rechnen überkompensieren. Und vollends beweist letzte Unterweltbestimmtheit, daß viele, allzu viele Führer Tausende mit gutem Gewissen in den Tod schicken, um damit für sich einen Orden zu gewinnen.

Die letzte Paradoxie des Krieges ist nun das, was ihn letztendlich adelt. Wo bestialisch gewütet, wo kaltherzig gerechnet wird, ist das im Bewußtsein letztentscheidende Motiv das Seelenvollste, Subjektivste und Persönlichste von allem, was es auf Erden gibt; zugleich das Geistigste, insofern es allein in bezug auf den unvergleichlichen Einzigsten Sinn hat: die Ehre. Die persönliche Ehre bestimmt letztlich ausgerechnet dort, wo die Person als Tatsache überhaupt nichts gilt. Ehre ist nie zu begründen noch zu beweisen. Ehre hat überhaupt keine Triebgrundlage, denn sie hat wesentlich nichts mit Eitelkeit, Selbstliebe, Besitz- und Machttrieb zu tun. Ehre hat auch keine Verstandesgrundlage, denn Verstand muß vergleichen, und Ehre ist das schlechthin Unvergleichliche; sie west jenseits jeder nur denkbaren Beziehung zu anderen. Wer ihren Sinn auch nur im allermindesten im „Ansehen“, im Urteil anderer sucht, der mißverstehet ihn ganz. Der Ehrbegriff ist ein so rein Spirituelles, daß bloß intellektuelle, genau wie ausschließlich triebbestimmte Zeiten unmöglich wissen können, was es bei ihr gilt. Insofern ist die Ehre der vornehmste und erste Exponent der Tiefe im Menschen, die ihre Wurzel nicht in der Unterwelt hat. Zuerst war die Frauen-Ehre. Es beruht auf Einzigkeitsbewußtsein und zugleich dem Bewußtsein schlechthinigen Werts, wenn eine Frau sich entehrt fühlt, die von einem Mann genommen wird, dem sie sich nicht geschenkt hat. Unmittelbar darauf, als erste Mannes-Ehre, leuchtete im Bewußtsein das Ideal der Krieger-Ehre auf. Nunmehr bestimmte

diese an sich, unabhängig von jedem Kriegs-Motiv und jedem Kriegs-Ziel. Fortan ward vorausgesetzt, daß wer da kämpft, ob auch als Bandit, Räuber, Söldner, als wissendes Organ schmäählich ausbeuterischer Unternehmung, ja, gegen seine eigene beste Überzeugung, unter allen Umständen seine Ehre wahrt.

VIERTE MEDITATION

BLUT

In Argentinien reproduzierte ich öfters einen alten Traum, in dem ich als letzter Mensch auf der zu fahlem Gestirn zurückverwandelten Erde stand und dabei lachte vor Freude, endlich allein zu sein. Aber diese hatte nun einen anderen Sinn als früher. Vormals war meine Freude echt. Mein Einsamkeitsbedürfnis war so groß, die Menschen empfand ich als so durchaus störend, daß mir Abgeschlossenheit ausschließlich Glück bedeutete. Jetzt hatte mein Lachen unverkennbar den Charakter der Schadenfreude. Und zwar lachte ich so über mich selbst. Mein Geist hatte sich abgelöst von mir, ich war irgendwie eins geworden mit der Erde. Und dennoch war ich einsam. Und diese Einsamkeit war schauerlich.

Ich war in der Fremde. Nichts Unliebes hatte mir ehemals dieses Wort bedeutet, denn niemals hatte ich mich fremd gefühlt im Gegensatz zu dem, was zu mir gehört. Wesentlich fühlte ich mich als Gast auf Erden und als Wanderer von Fremde zu Fremde in meinem Element. Nun, da der Kontinent des dritten Schöpfungstags mir mein Irdisches ins Bewußtsein gehoben hatte, wurde das anders. Und die Veränderung war mir ein desto befremdenderes und damit deutlicheres Erlebnis, als mein Geist nirgends je glücklicher war als drüben; die Art von Sympathie, die mir einzig wertvoll ist, strömte mir dort wunderbar reichlich zu. Nun empfand ich als entscheidend bedeutsam, daß nichts mir in dieser Welt verwandt war. Unter diesen Sternen war ich nicht geboren. Dieser Himmel war mir unübersichtlich. Nichts an und von dieser transäquatorialen Erde gehörte ursprünglich zu mir. Und mit den Untergründen dieser Menschen gab es für mich

keine mögliche sympathetische Berührung. Da verstand ich die tiefe Gegenständlichkeit des Bildes vom Stammbaum. Im Erd-Verstande gehört zu einem nur, was die gleichen Wurzeln hat. Ein unüberbrückbarer leerer Zwischenraum trennt Baum von Baum.

Für diese Zugehörigkeit, deren Bedeutung mir gerade am Erlebnis der Fremdheit deutlich ward, steht dem Menschen das Sinnbild des Bluts. Man versuche nicht, es zu durchdringen oder aufzulösen und in Intellekt-gemäßeres zu übersetzen. Wo es verstehende Beziehung zu Wirklichkeiten zu gewinnen gilt, welche nicht der rationalen Sphäre angehören, erlebt allemal die Situation eine Wiedergeburt, aus der die ersten Denker ihre Weltbilder schufen. Da ist das, was man durch die drei Koordinaten: voraussetzungsloses Erleben, erstmaliges Sehen und unmittelbares Einsehen am wenigsten falsch definieren mag, das eine, was zur Erkenntnis nottut, beim Schöpfer wie beim Nach-Denker. Und der exakteste Ausdruck für Gemeintes ist da nicht der Begriff, der da am meisten aus-, sondern am meisten einschließt. Es ist das Wort in seinem archaischen Verstand, das wohl das chinesische Ideogramm oder die nordische Rune, nicht jedoch moderne Schrift entsprechend wiedergibt; es ist das Sinnbild, welches dadurch, daß es bestimmtes Erleben evoziert, wie eine angeschlagene Saite gleichgestimmte anklingen läßt — nicht dadurch, daß es Neues auf Bekanntes zurückführt — zwischen Innen- und Außenwelt ein Entsprechungsverhältnis herstellt. Solche Sinnbilder sind desto besser, je vieldeutiger, nicht je eindeutiger sie sind; je mehr Ober- und Untertöne sie zusammen mit den angeschlagenen in der Seele zum An- und Mitklingen bringen. Das Sinnbild „Blut“ steht für den gleichen Zusammenhang, für den auch der Stammbaum ein gegenständliches Zeichen ist. Nur bezieht es sich auf alle Richtungen der Zeit, nicht allein die Vergangenheit, und es betont einen anderen und spezifischen Aspekt dieses Zusammenhangs. Es ist der, welcher dem Gemüt als erster auffällt. Gehe ich von meinen Gefühlen aus, so assoziiere ich zu Ver-

wandtschaft und Heimat an erster Stelle Wärme. Der Raum zwischen den Sternen ist kalt. Alle Fremde ist kalt. Doch auch das Keimplasma ist kalt; es gehört der Welt des dritten Schöpfungstages an. Sein Bereich und Reich ist der grenzenlose überallhin verfließende gärende Schöpfungsbrodem. Wärme nun setzt Abgeschlossenheit voraus. Blut ist wesentlich warm und kann nur in der Abgeschlossenheit lebendig fließen. Deswegen ist das Blut dem Menschen erstes und vornehmstes Sinnbild ursprünglicher Zugehörigkeit. Das Urbild der Menschen-Gemeinschaft ist der abgeschlossene Körper des Warmbluts, das in und gegenüber aller Umwelt, solange es lebt, seine Eigentemperatur bewahrt. Ihre Urform ist die Blutsverwandtschaft. Diese ist und bedeutet allemal einen geschlossenen Kreis, welcher unabhängig von aller Seelenstimmung und -zustimmung besteht. Mit diesem geschlossenen Kreise steht und fällt Verwandtschafts- und Heimatgefühl. Meinen Kreis hatte ich in Europa zurückgelassen. Aus den geschlossenen Kreisen Südamerikas aber fühlte ich mich desto ausgeschlossener, je näher sie mich heranzogen, denn nur auf zwei Wegen gelangt man in Verwandtschafts- und Heimatkreise hinein, welche sonst ohne Ein- noch Ausgang sind: durch Blutvermischung und durch Wurzelschlagen in der Landschaft.

So fühlte ich mich denn einsam und fremd. Aus dieser Fremdheit heraus aber trieb es mich, Heimat zu schaffen. Und aus diesem Drang heraus verstand ich den Ur-Weg der Besiedelung der Erde durch die Menschen. Welt-offen, wie er geistig-seelisch ist, mußte der Mensch sich mit seinesgleichen zusammenschließen, um an ihrer Kälte nicht zu erfrieren, so wie sich Rebhühner im Schneesturm aneinderschmiegen. Der erste Drang geht dahin, die Einsamkeit zu überwinden. Deshalb sah Gott schon wenige Stunden, nachdem er Adam schuf, daß es nicht gut war, daß der Mensch allein sei, und formte ihm die Gefährtin aus dessen eigenem Fleisch. Daher das Primat des Gruppenbewußtseins im Menschen; nicht mangelnde Individualisierung ist sein tiefster Grund, wie denn stärkstes Familien-, Stammes- und Nationalbewußtsein unter individualisiertesten und durch-

geistigsten Völkern vorkommen. Aus dem Brodem der Schöpfungsnacht ward mit dem ersten Anbrechen des Tags, da Licht die Wärme des Blutes ermöglichte, der abgeschlossene Blutverband. Auch dessen Wurzel reicht tief in die Unterwelt hinab. Die Abgeschlossenheit des Warmblutes ist auch Sicherung, ist insofern auch Kind der Ur-Angst. Aber die Welt des Blutes ist doch eine neue Welt, die Welt des anbrechenden Tages. Und damit wandelt sich das Verfließen der Schlange, welche diesseits der Zahl west, in artikulierte Gruppen, und das Chaos ununterscheidbaren Fressens und Gefressen-Werdens in Kriegführung. Es ist verfehlt, zwischen Pflanzen- und Fleischfressern allzu säuberlich zu unterscheiden: der Unterschied zwischen beiden ist ein geringerer noch, als der zwischen ausbeutender Wirtschaft und vergewaltigender Politik, die immer wieder ineinander übergehen: das Wesentliche ist, daß beide hungrig sind und von Lebendigem leben. Ebensowenig gibt es in diesem Zusammenhang einen wesentlichen Unterschied zwischen Tier und Mensch. Schon das Jagen der Raubtiere ist echter Krieg. Und da es sich dabei um Ursprüngliches, mit der Erdhaftigkeit des Lebens unlöslich Zusammenhängendes handelt, so führt kein Fortschritt über die Bedeutung des Blutverbandes, und was damit zusammenhängt, endgültig hinaus; so können Urzustände auf jeder Stufe neu bestimmend werden. Daher die Bedeutung der Sippe in den modernsten Kreisen Südamerikas. Alteingesessene argentinische Familien bilden richtige Stämme, gleich denen der Kinder Israel; nicht nur äußerlich, auch innerlich halten sie unerhört zusammen; bei kürzester Trennung ist ihnen, als zerrisse etwas in ihrer Seele. Hier fassen wir eine weitere Wurzel der Freude am Krieg: gerade in der Stunde des Überganges in die letzte Einsamkeit der kalten Todesnacht will der Mensch Zusammengehörigkeit spüren. Daher der moderne Nationalismus. Wo lange Perioden der Zusammenfassung der Menschen in Staaten unabhängig vom natürlichen Zusammenhang, wo zumal ins Privatleben tief eingreifende intellektgeborene Mächte, wie das Kapital, die Bedeutung des Blutes

direkt zu erledigen drohen, dort drängt es die Urkräfte krampfhaft zur Abwehr an die Oberfläche. Nur Staatsverbände vereinheitlichter Tradition, in denen den Normen des Blutes selbstverständlich Rechnung getragen wird, wie im Nachkriegseuropa an erster Stelle Frankreich, sind heute nicht nationalistisch im primitiven Gruppenverstand. Und so kann in durchgeistigster Zeit, bei besonderer Konstellation, das Blut unmittelbar als Schicksal empfunden werden, so wie dies in nordischer Urzeit geschah. Dies gilt vom deutschen Rassen-Idealismus, den eben deshalb kein Volk sonst ähnlicher Bildung versteht. Wahrscheinlich in Kompensierung hypertrophisch entwickelter Sachlichkeit legt der Deutsche heute vielfach den Nachdruck auf das Blut in vorzeitgemäßem Sinn und Grad. Dann ist es natürlich Schicksal, wird es zum Schicksal. Dann muß völlig irrationale Blutpolitik als sinnvoll einleuchten. Denn überall bedingt Beachtung und Betonung Belebung.

Doch das Ausgeführte genügt nicht zur Erklärung der ganzen Bedeutung des Blutes. Die Bluteinheit ist nicht nur Tatsache, sondern auch Forderung. Diese ergibt sich aus der Erfahrung, daß Bluteinheit Gesinnungsgleichheit schafft. Treten Menschen zu nicht Blutsverwandten in Beziehung, so treibt ähnlich starker Instinkt, wie der zum Familienabschluß, andererseits zur Mischung. Da sie zueinander zuallererst nicht in Beziehung treten, so schafft die Forderung des Abschlusses früheste Norm. Die Sehnsucht nach dem Inzest, die zuunterst in jedem lebt, beruht auf der Sehnsucht nach vertrauter Wärme. Schwerlich ist der Gedanke der Exogamie je irgendwo zur Herrschaft gelangt, bevor sich ein Stamm stark genug fühlte, fremdes Blut zu assimilieren; deswegen blieb im äußersten Falle, bei den Königen, welche die Einheit und das Gleichgewicht der Völker sinnbildlich verkörpern, Geschwisterehe bis heute Postulat; eben sie bedeutet zutiefst die Forderung der Ebenbürtigkeit; eben deshalb heißen Herrscher einander Brüder. Doch wenn ein Stamm seine innere Festigkeit erreicht hat und weiteres bewohntes Land erobern will, dann treibt es ihn

früher oder später zur Vermischung. Das unbewußt leitende Ziel dabei ist die Schaffung einer weiteren Heimat.

Dieses und nichts anderes erklärt die Assimilierungspolitik, welche alle Eroberer auf die Dauer betrieben haben. Nichts, aber auch gar nichts soll fremd sein in der umgebenden Welt. Ist alles miteinander verwandt, dann, aber erst dann ist die Einsamkeit endgültig überwunden. Dann trägt jeden einzelnen ein so fester Zusammenhang vom Unbewußten her, daß er ohne etwas dazu zu tun seinen vorherbestimmten Platz in der Gemeinschaft hat und sich sogar dann nicht abgeschieden fühlt, wenn er als Einsiedler in die Wüste zieht. Der vom Instinkt gewiesene Weg zur Schaffung dieser allgemeinen Heimatatmosphäre ist eben die Blutmischung. Es drängt das Blut gebieterisch überall, wo sich die Frage der Einheit durch Beschränkung nicht stellen kann, durch möglichst allseitige Kreuzung Einheit zu schaffen. So zeugten die Sieger allenthalben mit den Besiegten Kinder, und aus der Kreuzung gingen dann neue und umfassendere Dauer-Einheiten hervor. Selbstverständlich war der Konflikt der Erbmassen und nicht deren Vereinheitlichung die erste Folge. Auch hier bietet das heutige Südamerika für alle Urzeiten das beste Sinnbild. Der erste Anzetteler einer südamerikanischen Revolution im seither traditionellen Stil war ein Sohn des Cortez von einer indianischen Prinzessin. So wie Südamerika, haben in der Tat, alle Völker und Reiche, welche aus Blutmischung hervorgingen, ihr historisches Dasein begonnen. Nachdem die germanischen Eroberer sich mit den alten Bewohnern des römischen Weltreichs zu vermischen angefangen hatten, ging es in Europa jahrhundertlang sehr ähnlich zu, wie heute in Mexiko. Der Konflikt innerhalb der Seelen suchte in äußeren Konflikten Abreaktion. Und überall und zu allen Zeiten hörte der „südamerikanische Zustand“ auf, nachdem ein Dauergleichgewicht erreicht war. Doch nie handelte es sich auch da um Endgültiges, es sei denn, das absolute Ende war erreicht. Der Mensch ist dermaßen differenziationsfähig und variabel und andererseits dermaßen

fähig, sich in besonderer Abart zu fixieren, daß der Abwechslungsrhythmus primär notwendigen Abschlusses und ebenso primär notwendiger Mischung ewig ist. Endgültige Fixierung im Sinn des Verlustes aller Variabilität war allemal der Anfang vom Ende. Je tiefer die Archäologie schürft und je weiter die Ethnologie in die Vorzeit zurückgreift, desto mehr müssen wir staunen über die Vielfalt der Völker, welche die Erde bewohnt haben und wieder verschwunden sind; im Kleinen bietet die Menschengeschichte das gleiche Bild wie die der Vorwelttiere. Dort wie hier ist Festfahren in bestimmter Differenzierung die Ursache alles Aussterbens gewesen.¹ Dort wie hier ist neues zukunftsträchtiges Leben immer nur aus noch oder wieder Undifferenziertem hervorgegangen. Denn die Mischung löst die Fixierungen wieder auf, und das ergibt Verjüngung.

Hieraus erklären sich die nicht nur verschiedenen, sondern entgegengesetzten Ideale, zu denen sich die Völker im Lauf ihrer Geschichte bekannt haben. Jedes Kulturvolk hat sich auf irgendeiner Stufe an den Normen der Ebenbürtigkeit oder Rassenreinheit orientiert. Damit tat es jedesmal recht, solange die besondere Periode eines stabilisierten und dabei vitalen besonderen Gleichgewichtszustands währte. Nie aber währte sie lang; bald bedingte Fixiertheit Erstarrung und Vitalitätsverlust. Dann lag die Rettung, falls solche überhaupt noch möglich war, allemal in der Verjüngung dank Orientierung an den entgegengesetzten Normen. So finden wir in entgegengesetzten Zuständen entgegengesetzte Ideale im gleichen Sinne heilsam wirkend. Hat der Vollmensch alter Kultur allen Grund, auf Rassen-Reinheit und Ebenbürtigkeit zu halten, auf daß kein fremdes Gen das bestehende optimale Gleichgewicht erschüt-

¹ Diese Bestimmung halte ich für die sachgemäße, denn sie umschließt sowohl die Verhärtung (Übermineralisierung, nach Schramme die Hauptursache des Aussterbens der meisten Tiere und meisten Pflanzen), als die Verweichlichung dank der Gewöhnung an zu günstige Lebensbedingungen, als die Unfähigkeit zu weiterer Neuanpassung wegen Vitalitätsverlusts, als endlich die Entartung auf Grund aufgehäufter schlechter Erbmasse.

tere, so fordert gesunder Instinkt überall, wo Neues entstehen soll, Mischung. Dieser Instinkt leitete die Eroberer des alten Römerrcichs; so entstanden die heutigen Kulturvölker. Gleicher Instinkt läßt Nordamerika alle Kasten- und Rassenvorurteile im Rahmen der weißen Menschenabart ablehnen. Extrem fühlt in diesem Verstande Südamerika, dessen ersten Besiedlern jegliches Rassenvorurteil fremd war. Das überzeugendste Sinnbild seiner Gesinnung schaute ich eines Abends, da ich von einer Café-Fazenda nach São Paulo heimfuhr. Da begegnete mir eine berühmte Muster-Rasseherde. Die war aber nicht etwa einrassig: sämtliche bewährten Viehrassen, von der Anglerkuh bis zum indischen Zebu, waren in ihr vertreten. So behauptet Südamerikas bisher originellster Ideolog, José Vasconcelos, die „kosmische Rasse“, welche als Höchsta Ausdruck möglichen Menschentums den „integralen Menschen“ hervorbringen werde, würde aus der Mischung sämtlicher bisheriger Völker hervorgehen. Und da die Bevölkerung Südamerikas die gemischtteste aller Erdteile ist, so werde die Menschheit dort ihr Schicksal vollenden. Diese Theorie ist noch falscher als die der alleinseligmachenden Reinrassigkeit, weil viele Gene einander ausschließen oder neutralisieren und nur bestimmte und quantitativ begrenzte Verbindungen im Guten lebensfähig sind. Doch die Möglichkeit dieser Theorie und ihr Sinn sind desto bedeutender. Sie beweisen die Richtigkeit der Auffassung, daß Drang nach Mischung zutiefst auf Verheimatlichung der Umwelt hinzielt. Wer unkonsolidiertes Mischblut ist, kann Heimat nur in einer vollkommen durchmischten Welt zu finden hoffen.

Absolut gültige Normen für das Blut vermag Geist keinesfalls aufzustellen. Jede Eugenik führte sich irgend einmal ad absurdum. Das Genie ersteht immer überraschend, dauernd hochstehende Völker sind nicht zu züchten. Ist schon die Tugend nicht lehrbar und schafft gute Erziehung nicht notwendig wertvolle Menschen, so steht es mit der Veredelung der Rassen vollends schlecht. Bei Tieren und Pflanzen ist dauerhafte Rassenveredlung möglich, weil da nur der Körper als

Gattungstypus zählt mit seinen leidlich eindeutigen Gesetzen, weil vollkommener Abschluß durchzuführen ist und störende Einflüsse in hohem Grade auszuschalten sind. Doch wie soll man Menschen im gleichen Sinne züchten wie Rassevieh, wo es hier auf die individuellen Charaktere mehr ankommt, als auf die der Gattung, wo Geist und Seele, die niemand abschließen kann, bestimmen und wo die Gesetze der Geist- und Seelenchemie vollkommen unbekannt sind? Überdies können glückliche Rassen aus unwahrscheinlichster Mischung hervorgehen. So gilt die Zumischung von Negerblut in manchen Gegenden Südamerikas als begabungsfördernd. Dies ist, soweit es zutrifft, zum Teil wahrscheinlich so zu erklären, daß die Trägheit des Indianerbluts und die durch den Kontinent des dritten Schöpfungstags bedingte Kälte durch die stürmische Vitalität und die große emotionelle Wärme des Schwarzen kompensiert werden, so daß dadurch indirekt, wie durch die Wirkung eines Katalysators, höheres Niveau entsteht. Brasilien beweist jedenfalls, daß schwarzes Blut in geringer Zumischung — Brasilien wird von Jahr zu Jahr nicht schwärzer, sondern weißer — auf die Dauer nicht notwendig schadet, sondern zur Bildung einer neuen hochstehenden Rasse führen kann. In den afrikanischen Reichen aller Geschichte müssen die Verhältnisse ähnlich gelegen haben; die berühmte Nephretete Ägyptens hätte, heute geboren, allenfalls Brasilianerin sein können. Worauf es ankommt, ist nie die Frage „Mischung oder Nicht-Mischung“, sondern ob aus ersterer ein neues günstiges Gleichgewicht hervorgeht.

Ist nun ein solches erzielt, dann stellt es eine qualitativ neue unauflösliche Einheit dar, ganz wie im Fall einer neuen chemischen Verbindung. Beim zu neuer Einheit konsolidierten Mischling ist es grundsätzlich falsch, von der Vorherrschaft eines bestimmten Bestandteiles zu reden, so sehr der äußere Anschein dazu verführen mag: das Entscheidende ist allemal die neue Qualität. Auf die Dauer hat das ursprüngliche Eröbererblut, das im Anfang allen Ton angab, nie eine andere

Rolle gespielt, wie die vom Sieger übernommene Sprache: nicht die philologische Abstammung entscheidet hier, sondern das Neue der Tochttersprachen, ihre neue Seele. Nichts scheint mir lehrreicher in diesem Zusammenhang, als die verschiedene Bedeutung, welche die gleichen Worte im Spanischen und in anderen romanischen Sprachen haben (ich setze nur die spanischen Worte her, da die meisten die entsprechenden französischen und italienischen Modulationen kennen). *Verificar* bedeutet auf spanisch „verwirklichen“, sonst „auf Richtigkeit nachprüfen“; *facilitar* auf spanisch „übergeben“, sonst „erleichtern“; *manifestar* auf spanisch „mitteilen“, sonst „zeigen“ oder „öffentlich erklären“; *preciso* auf spanisch „notwendig“, sonst „genau“. Sogar *vis* und *viciium* (Gewalt und Laster) hat das Spanische verwechselt, sonst hieße nicht eine spanische Feste Villaviciosa. Im Volksmund ist gar das große Wort *destino*, Schicksal, zur „kleinen Anstellung“ geworden; z. B. *Fulano tiene un destino de quince mil reales* (Meyer hat ein „Schicksal“ von fünfzehntausend 25 Centimos-Stücken). Neuer Geist erteilt altem Sprachmaterial schier beliebigen neuen Sinn. Die wahre Bedeutung der Blutmischung läßt sich von der Parallele der Sprache her tatsächlich am besten ermessen. Man dürfte sagen: Mulatte zu sein, ist schauerliches Kauderwelsch. Das Englische ist seinem Wortlaut nach noch heute ein entsetzliches Mischmasch germanischer und romanischer Brocken. Doch die einheitliche Seele des neuen englischen Volks drückt sich so vollkommen in ihm aus, daß keiner darauf kommt, das Englische eine mißglückte Mestizisierung zu heißen. Letztlich ist es in lebendigem Zusammenhang irrelevant, von Ursprüngen zu reden, denn es zählt immer nur das Jetzt und Hier. Dem Beispiel der Sprache als Mittels der Verdeutlichung dessen, was Blutmischung bedeutet, sei zum Abschluß dieser Betrachtung noch das des heutigen argentinischen Nationaltanzes, des Tango, beigefügt. Dieser entstand in Vorstädten zweifelhaften Charakters; seine wichtigsten nachweisbaren Vorfahren waren kubanische Negertänze und napolitanische Lieder. Bei der

großen Passivität der argentinischen Natur war klar, daß der Erwecker von außen kommen mußte. Doch bald bildete sich die ganze Weite, die ganze Schwermut, die ganze uferlose und lösungsunfähige Leidenschaft Argentiniens den übernommenen Formen ein, so wie der englische Geist das ursprüngliche germanisch-romanische Kauderwelsch zur überzeugenden Originalsprache umschuf. Die sichere Gehaltenheit des Pferdebandigers trat als Hintergrund an die Stelle negerhaft-napolitanischer Ausgelassenheit. Der Hieb der Reitpeitsche, der Gitarre angepaßt, schuf männlichen Rhythmus. Heute gehört der Tango, als Musik und Tanz, zur Klassik dieser Zeit. Die Art, wie ihn die *compadritos* tanzen — die historisch einzig echte Art — mutet jeden Verstehenden schon heute als Sakrileg an, obgleich es noch um 1900 kaum anderes Tango-Tanzen gab. Und gleiches gilt vom Wollüstigen der europäischen Tanzweise. Richtig ausgeführt, bringt der Tango nicht losgelassene, sondern suspendierte Leidenschaft zum Ausdruck, so wie der Rio de la Plata den roten Sand suspendiert dem Meere zuführt. Am meisten ähnelt der echte Tango dem Menuett; nur daß dieses Ausdruck einer Melancholie des Herbstes ist, und jener der Schwermut des Frühlings.

Doch das Problem des Bluts hat noch eine andere Ansicht, und diese erst gibt ihm seine ganze unheimliche, immer wieder Tragödie-schaffende Bedeutung. Das Bewußtwerden des Blutes im Ich ist vom Standpunkt des Geists kaum leichter faßbar, als das der Mineralität oder der Reptilität. Dem Geist ist es ein Bewußtsein des Nicht-Ich. Das erwachte Individuum fühlt sich primär als „Selbst“ im Gegensatz zur Gattung. Eben deshalb begann alle erste Geistigkeit mit Blutsverleugnung: das Urbild des Geistigen war der Mönch. So war mein ursprüngliches Nichtverstehen der Blutsbindung nichts Normwidriges, sondern vielmehr das Normale vom Standpunkt des primär Geistbewußten. Bevor ich Vereinheitlichung auf der Ebene geistiger Persönlichkeit erreichte, bevor diese sich um den Mittelpunkt des Selbst zusammenschloß, fiel mir bei meinen

Bewußtseinsinhalten immer wieder das indische *neti neti*, das bist du nicht, ein. Und die Vereinhlichung gelang erst, nachdem ich mich dabei beschied, nicht verstehend anzuerkennen, daß ein der Masse nach überwiegendes Nicht-Ich doch zu mir gehört und daß es nicht frommt, es zu verleugnen. Dieses Nicht-Ich-Bewußtsein betraf schon mein psychisch Gegebenes. Wie sollte ich da mein Körperliches als mit mir identisch anerkennen? Und nun gar den weiteren Zusammenhang des Bluts? Ich konnte es desto weniger, als dieses Konflikte in sich trug, von denen ich fühlte, daß sie „mich“ nicht angingen. In meinem Falle handelte es sich nur um den Widerstreit verschiedener Familienanlagen, die rassisch nahe verwandt waren — jedoch schon er genügte, um mich in Teile zu spalten, die einander fremd und mißtrauisch gegenüberstanden. Wie muß da dem Mulatten und dem Mestizen zumute sein! Freilich ist volle Realisierung der Nicht-Identität von Ich und Blut erst vom Geiste her möglich, doch ahnen tut sie jeder, denn jeder Mensch hat noch so schwach bewußt am Geiste teil. Und es ist möglich, ja es ist wahrscheinlich, daß der Blutskonflikt der physiologische Anlaß des Erwachens vom Geistbewußtsein überhaupt war. Insofern sehe ich im immer schärfer sich ausprägenden „Sündenfall“ der zu geistiger Selbständigkeit erwachenden Menschheit, verglichen mit der Unschuld oder Vollkommenheit gebundener Zustände, kein schlechtes Zeichen. Sein Häßliches hat keine andere Bedeutung als das jedes Embryonalzustands. Es ist zutiefst nicht richtig, daß der zum Selbstbewußtsein Erwachte, sobald er nicht zu den Siegreichen gehört, anderen Menschen gegenüber Neid, Mißgunst, Ressentiment empfinde: er kann sich schwer damit abfinden, daß er selbst nicht so sein kann, wie er vorstellt, daß er sein könnte. Und er stellt nie Schlechteres, sondern Besseres und Höheres vor als er ist. Erst auf der Stufe überlegenen *amor fati* fällt dem sich wesentlich selbstherrlich Fühlenden Bescheidung bei seinen Naturgrenzen nicht bitter schwer. Und schon der niederste Mensch kennt Minderwertigkeitsgefühl. Letzteres allein

aber beweist, daß zum mindesten sein Unbewußtes von Wert weiß, und damit vom Geist.

Vollkommen identifizieren mit seinem Blut kann sich kein Mensch; sogar die Frau als Mutter nicht. An diesem verschwiegenen Orte seines Selbstgefühls spürt jeder die Tragödie, die das Christentum in die Worte faßte: „Der Geist ist willig, jedoch das Fleisch ist schwach.“ Und ist Geistbewußtsein überhaupt vorhanden, dann spürt die Tragödie am tiefsten nicht der Geistigste, sondern der Erdnächste; denn nur die Erde bindet, während der Geist befreit. Daher das stärkere religiöse Bedürfnis der Frau gegenüber dem Mann. Daher der tiefe Schicksalsglaube aller frühen Menschen — das Blut ist ein Schicksal, das jeder hinnehmen muß. Daher ihre Melancholie. Doch andererseits ist irdisches Glück nur möglich im Schoß der Gemeinschaft auf der Ebene des Nicht-Ich. So hat Lebensweisheit von frühester Vorzeit an dafür gesorgt, daß persönliches Bewußtsein hier eine möglichst geringe Rolle spiele. Alles und jedes wird depersonalisiert, auf die Ebene allgemeiner Sitte transponiert. Das modernste Beispiel dieses Primitiven bietet — oder bot bis vor kurzem — Spanien. Mir fiel auf, daß die meisten spanischen Frauen, gegenüber der tiefen Melancholie der südamerikanischen, vollkommen zufrieden schienen. Ortega, der mir das Zutreffende meiner Beobachtung bestätigte, erklärte sie dahin, daß das persönliche Schicksal in Spaniens großer Welt eskamotiert wird: von Hause aus tief mißtrauisch dem Leben gegenüber, und immer wieder durch Beispiele belehrt, daß jeder Versuch, aus der Routine auszubrechen, zu Unheil führe, lebten ihre Vertreter das Persönliche in der Projektion unpersönlichen Herkommens aus. So kämen sie um Liebe, Leidenschaft, Trauer, kurz um alles tief Ergreifende ganz herum. Dies bedeutet wieder nicht primären Kollektivismus, sondern Selbstversenkung ins Kollektive aus Angst vor Selbst-Erleben. So wird das Glück, welches Leben innerhalb des Blutsverbands gewährleistet, von jeher und überall überbetont. Selbstverständlich, so wird jedem vom Kind auf sugge-

riert, liebt man alle seine Verwandten; selbstverständlich wird man von allen geliebt. Konflikte mit Blutsverwandten gibt es nicht.

Doch schon die frühesten Sagen künden vom Widerstreit zwischen Natur und Geist. Das Essen vom Baum der Erkenntnis zerstörte das Paradies. Kain erschlug Abel, und damit begann die Geschichte. Hellas stellte seine intime Qual als Ödipus-Mythos, als Orestie heraus; es wagte gar zu glauben, daß Zeus seinen Vater in den Tartaros hinabstürzte. Die frühesten Zeiten deutlichen Geistbewußtseins reagierten den inneren Konflikt in Bildern ab. Später jedoch wurde er zur Haupttriebkraft der geschichtlichen Dynamik. Was die Geschichte des Menschen von der aller anderen irdischen Wesen zuunterst unterscheidet, ist die Bewegtheit, die sich aus dem Widerstreit zwischen persönlichem Identitätsgefühl und dem Nicht-Ich des Bluts im Rahmen des Selbstbewußtseins ergibt. Diese Spannung ist es, welche den Menschen von unten her rastlos über seinen gegebenen Zustand hinauszustreben antreibt. Seine persönliche Erfüllung und Vollendung will der Mensch erreichen. Die aber wird erst möglich mit Überwindung des Blutkonflikts. Aus dem Zwiespalt, welchen der Widerstreit von Vater- und Muttererbe in seiner Seele schafft, strebt er nach Einheit. Aus dem Widerstreit zwischen den Sondertrieben, welche ihn bedrängen, mit dem Bewußtsein möglicher Überlegenheit über sie, strebt er nach geistiger Persönlichkeit. Die Psychoanalyse lehrt allerlei vom Abreagieren intimer Konflikte der Seele in großem Zusammenhang; so hätte Alexander der Große Persien erobert, um seinen Vater in sich zu überwinden. Aber die Psychoanalyse faßt das Problem zu eng und dringt nicht bis zu seiner tiefsten Wurzel vor. Alle äußerliche Dynamik ist Abreaktion innerer Konflikte; so hören restlos Ausgegliche, unter Einzelnen wie unter Völkern, zu streben auf; daher das Ungeistige der Schweden. Doch der letztentscheidende Konflikt ist nicht der zwischen verschiedenen psychischen Inhalten oder Komplexen, sondern der zwischen dem Nicht-Ich des Blutes und dem Geist.

Die erdgemäße Lösung dieses Konfliktes ist der Tod. Seine geistgemäße Lösung ist die innere Abkehr von der Welt.

Das Blut und das, wofür es als Sinnbild steht, gehört ganz und gar der Erde an. Mehrere Male schrieb ich unwillkürlich „Heimat“, wo ich „Verwandtschaft“ meinte. So mündet Meditation des Blutproblems ganz von selbst in die des Zusammenhangs des Menschen mit seiner Landschaft ein. Vom Zusammenhang des Blutes mit der Erde ist nie abzusehen, auch beim Nomaden nicht. Des letzteren Zustand spiegelt in spezifizierter Form den Unterschied des freibeweglichen Tieres von der verwurzelten Pflanze. Nomaden sind unter Menschen im besonderen das, was unter Tieren die wüsten- und steppenbewohnenden Raub- und Huftiere darstellen. Auch von letzteren kann man sagen, daß ihnen die Seelenhaftigkeit des Standwildes fehlt. Aber andererseits stammt das meiste Herrenmenschen- und das meiste wagemütige Händlertum von ursprünglichen Nomaden her.¹ Jedes Lebewesen paßt sich seiner Umgebung an oder wird von dieser gemodelt. Die extreme Variabilität und besondere Sensibilität des Menschen bedingt, daß dies bei ihm im höchsten Grad der Fall ist. Auf die Dauer entsteht allemal als letzte Gegebenheit eine Synthese von Erde und Blut, welche so fest und zäh ist, daß der Irrtum wohl verständlich ist, der Oswald Spengler unterlief, da er die Wurzel aller Kultur einseitig in der Landschaft sah. Wäre Spengler im Recht, dann hätten so viele Kulturwandlungen auf gleicher Erde unmöglich stattfinden können. Wohl aber stellt ein mal geschaffener Zusammenhang von Blut und Erde eine unauflösliche Einheit dar. Je länger er gedauert, desto schwerer gelingt es, eine Gestaltung einseitig auf das eine oder das andere Element zurückzuführen. Sogar das ursprünglich Geistgeborene tritt dann als integrierender Bestandteil in die Synthese von Blut und Erde ein, das Wort wird Fleisch, und nur im Fleische ist es wirksam. Das aber bedeutet, daß nicht das an-sich-Sein des Geistes, nicht

¹ Man lese die ausgezeichneten Betrachtungen über dieses Problem in Otto Corbachs *Offene Welt* (Berlin 1932, Ernst Rowohlt Verlag).

seine Wahrheit, nicht sein Wert die kulturelle Bedeutung bedingt, sondern seine Wirklichkeit im Rahmen der Erscheinung, als Verstanden-Werden und Betätigung. Dies nun hängt ausschließlich von den vitalen Kräften ab, die ihn empfangen. Was Spengler zu seiner Theorie einer selbständigen Landschaftsseele verführt hat, ist der Umstand, daß die Lebensmodalität des Menschen, je mehr er sich verwurzelt, desto mehr mit derjenigen der Pflanze konvergiert, die in ihre Umwelt unlösbar hineinverwoben ist. So erweisen sich alteingesessene Völker auf die Dauer wirklich als Kinder der Gesamtlandschaft, welcher sie zugehören; so sehr leben sie von ihr her und auf sie hin. Empfindungen entstehen aus Umwelteindrücken; diese setzen sich in Gefühle um. Letztere heften sich an die Umwelt, welcher sie angemessen sind; sie steigern sich durch gegenseitige Ansteckung, differenzieren sich; das Differenzierte fixiert sich, die verschiedenen Zweige verschiedener Wurzeln anastomosieren sich, und schließlich ist tatsächlich eine besondere „Landschaftsseele“ da, welche freilich von den besonderen Menschen, welche sie bewohnen, abhängt, doch einmal vorhanden, als psychische Atmosphäre jeden Eingeborenen von Hause aus bildet und jeden Zuwanderer ergreift. Diese Landschaftsseele ist das geschichtlich Entscheidende, so lang sie lebt. Sie zu besiegen gelingt sogar Religionen, von Theorien zu schweigen, nie, denn der einseitigen Machteinheit des Geistgeborenen steht da ein Gefüge sämtlicher Kräfte entgegen, welche den Menschen machen in seinem Zusammenhang mit der Natur. Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten sind auf die Dauer so festgelegt in ihrer Eigenart, wie körperliche Funktionen. Ob der Zusammenhang von Mensch und Landschaft die Form einer Kultur annimmt, hängt nur insofern von der Landschaft ab, als „Kultur“ sich nur bei Verwurzelung entwickelt. Nomaden sind meist geistiger als sesshafte Völker, aber als solche und für sich allein bringen sie Kulturen nicht hervor. Über dieses ganz Allgemeine hinaus entscheidet bei aller Kulturentstehung das Blut und dessen Fähigkeit, Geist

zu empfangen und Geistiges zu gebären. Wohl mag Erde die zur Geistesbetätigung erforderlichen Organe spezifisch anregen und ihr Wachstum fördern; so hängt die religiös-metaphysische Begabung der Inder sicher irgendwie mit den Kräften der indischen Erde zusammen. Doch Kultur steht und fällt mit ihrem Sinn und geistigen Gehalt, und niemals ist dieser aus Erdhaftem abzuleiten.

Legen wir nunmehr den Akzent auf die Erdseite des Zusammenhangs, den wir zuerst vom Blute her betrachteten, so lernen wir am meisten an der inneren Beziehung des Menschen zu neuer Erde. Genau wie diese als Sicherung gegen die Vereinsamung Familiensinn weckt, genau so weckt junge Erde heißeste Heimatliebe. Sie tut es in ähnlichem Sinn, wie das junge Weib heißeste Leidenschaft entzündet, zumal wenn der Mann nicht vollkommen sicher ist, es endgültig an sich gebunden zu haben. Das Heimatgefühl des Festverwurzelten gleicht demgegenüber den beinahe unbewußten Gefühlsbanden, welche alte Eheleute verknüpfen. Die heimatliebendsten Menschen dieser Zeit sind meiner Erfahrung nach die Südamerikaner, und deren Betrachtung führt deswegen am schnellsten zum Überblick der Seite des Problems, welches die seelische Bedeutung der Erde am deutlichsten erweist. Woher kommt es, daß in Südamerika, trotz aller Blutmischung, mehr Europäisches fortlebt und zu dauern verspricht, als in den Vereinigten Staaten Nordamerikas? Es kommt daher, daß die Spanier im Gegensatz zu den Angelsachsen sich der neuen Erde hingegeben haben. Letztere traten niemals in lebendige Beziehung zu ihr; im industriellen Zeitalter kehrten sie sich sogar bewußt von ihr ab. Damit zerriß das lebendige Band zwischen Mensch und Landschaft; die Nahrung des Teiles der Seele, der mit der Erde zusammenhängt, wurde immer karger, und so bildete sich die Seele immer mehr zurück. Damit ging aber die europäische Tradition ihres physiologischen Substrats verlustig. Nur im Körper von Gefühlen und Gewohnheiten lebt selbst die geistigste Tradition unsterb-

lich fort. Geist als solcher bindet nicht und schafft auch keine Bindung.

Alle Bewohner der Iberischen Halbinsel nun kennzeichnet primäre Anerkennung der Erde und Zuehr zu ihr. *Destierro, desterrado* (Enterdung, enterdet) sagt der Spanier dort, wo der Franzose *exil, exilé*, der Deutsche Verbannung, verbannt, sagt. Die Erde stand von je so sehr im Vordergrund seines Interesses, daß er eben deshalb nie unbefangen die Rassenfrage gestellt hat; die kurze Zeit betonter Reinblütigkeit in seiner Geschichte war Ausdruck kampfhafter religiös bedingter Reaktion auf allzuviel Blutmischung. So erhoben sich die Kolonialen gegen die Spanier zur Zeit der Befreiung ausdrücklich als *nacidos en la tierra*, als in der neuen Erde Geborene, die deshalb selbstverständlich ein anderes waren, als die Eingeborenen der Iberischen Halbinsel und sich darum ein selbstverständliches Recht zusprachen auf sonderliche Existenz. Da es nun von der Akzentlegung des Menschen in sich abhängt, welche Teile seiner Seele belebt werden und damit wachsen und gedeihen, so leuchtet ein, daß die Erde im Fall des Spaniers einzigartige Gelegenheit hat, ihre sämtlichen Kräfte im Menschen auszuwirken. Mehr als jeder andere Mensch stellt sich der Hispanier als Sohn des Bodens dar, den er bewohnt; schneller und tiefer als jeder andere schlägt er kraft seiner inneren Einstellung in ihm Wurzeln. Dies erklärt, warum er allein in Europa durch die Jahrtausende hindurch sich selber gleich geblieben ist, trotzdem nirgends mehr Überschichtungen und Blutmischungen stattgefunden haben als auf der Iberischen Halbinsel. Wie ich die Ruinen Numantias besichtigte, jener Keltibererfestung, die, so winzig sie war, den Legionen Scipios jahrzehntelang widerstand, da staunte ich über die Geistesgleichheit mit allen späteren großen Erscheinungsformen des Hispaniertums. Das keltiberische Blut ist auf der Halbinsel schon seit Gotentagen kaum mehr als ein Sauerteig — doch fort lebt der gleiche Individualismus, der gleiche Partikularismus, die gleiche Biagsamkeit und Fähigkeit, Strapazen zu er-

tragen, die gleiche Zähigkeit, die gleiche Treue zu sich selbst, die gleiche Kraft der Defensive. Alles zugemischte Blut hat sich dem ursprünglich bodenständigen schnellstens angeglichen, weil eben aller Nachdruck auf der Erde lag. Die gleiche Einstellung bedingt freilich höchste Differenzierung innerhalb des Hispaniertums, weshalb es auf der Iberischen Halbinsel mehr und ausgesprochenere regionale Typen gibt als irgendwo in Europa — doch die psycho-physische Einheit der Halbinsel als solcher blieb zu aller Zeit das entscheidende Moment. Insofern nun der Spanier mit allen seinen Gefühlen in der Erde wurzelt und auf sie hinlebt, hat seine Seele mehr an den Erdkräften teil, als die irgendeines anderen Europäers: die ganze emotionale Sphäre durchblutet zentraler irdischer Lebensquell. Eben daher denn auch sein besonderes inniges Verhältnis zum Blut, obgleich er die Rassenfrage gar nicht stellt: ihm ist das Blut das Sinnbild irdischen Lebens, wie keinem Europäer mehr seit den Tagen des Mithraskults. So liegt beim Spanier auch beim Christentum aller Nachdruck auf dem Irdischen. Das Christentum ist ihm wesentlich Agonie, wie Miguel de Unamuno so schön und überzeugend ausführt, nicht Überwindung des Todes; das Verströmen des Bluts des Heilands, also richtiges Menschenopfer im urtümlichen Verstand, ist ihm die Hauptsache. In jenem gewaltigen Bildwerk der Kathedrale zu Burgos, das den Zusammenhang aller Welten versteinert darstellt, hängt der gekreuzigte Christus leibhaftig, aus dem Plan des Himmels heraustretend, dem Beschauer näher, in die Erdenwelt hinein.

Diese ihre erdgewaltige, erdgeschwängerte Seelenhaftigkeit nahmen die Conquistadores nach Amerika mit. Nicht nur als Krieger kamen sie — sie führten von vornherein Vieh und Getreide mit, um gleichsam in mitgebrachter Heimerde neue Wurzeln zu schlagen. Und da sie also mit dem lebendigen Erdteil ihrer Psyche zur neuen Erde in Beziehung traten, fand überall Vermählung statt. Einerseits wurde der Einfluß der neuen Erde von Hause aus widerstandslos hingenommen, an-

dererseits konnte das Verpflanzbare aus Europa sogleich neue Wurzeln schlagen. Dies denn erklärt das Fortleben der europäischen Kulturtradition in Südamerika im Gegensatz zu den Vereinigten Staaten. Dort ging es so zu, wie mit einem nach dem Ausgraben sofort neu eingepflanzten Baum. Und in vielen Fällen hat sich der südamerikanische Boden dem Alten holder erwiesen als der ursprüngliche, so wie manche Gewächse in fremder Erde besser gedeihen oder schönere Blüten treiben oder bessere Früchte tragen. Viel reicher entwickelt und ausgeschlagen als daheim erscheint die Gefühlsseite des hispanischen Familienzusammenhanges auf der neuen Erde, da drüben das Gegengewicht des aus anderer Wurzel entsprossenen Individualismus fehlt. In Südamerika begegnet man heute beinahe mehr und lebendigeren alt-spanischen Sitten als daheim. Im Gaucho lebt der *caballero andante*, der fahrende Ritter fort; im kultivierten Peruaner der höfische Spanier des 17. Jahrhunderts; im undisziplinierbaren Revolutionär und im skrupellosen *caudillo* aller Staaten der Sohn des Zeitalters Macchiavellis. Und so ergreift spanische Sitte unaufhaltsam auch den modernen Einwanderer; den Italiener, den Syrier, den Slawen. Bei dieser Konservierung spielt der Einfluß des ultrakonservativen Indianers natürlich mit. Dank dem leben in Südamerika gelegentlich sogar, in Form richtiger Mumifizierung, verjährt-europäische Zuständlichkeiten fort; das heißt nicht lebendige alte Sitten und Gewohnheiten, sondern verhärtete Geisteszustände. Mehrfach begegneten mir drüben posthume Vertreter des Geists von 1800—1830, sogar physisch den damaligen Menschen gespensthaft ähnlich. In einer Stadt mußte ich gar an Conan Doyles *Lost World* zurückdenken: wo ich's am wenigsten erwartete, im äußersten Winkel der Welt, fand ich die letzten Exemplare von Molières *femmes savantes*, pathetisch in ihrer unentwegten Echtheit; Frauen, welchen Geist und Geistesbetätigung ein noch Unnormales war, die ob dieser gepflegten Exzentrizität willen Geschmack und Takt und weibliche Intuition und Wirklichkeitssinn vollkommen verloren hatten.

Weil also aller Akzent bei den Nachkommen der Spanier auf der Erde liegt, steht der wachsenden Entvitalisierung und Entseelung des Nordamerikaners beim Südamerikaner immer reicheres Ausschlagen der Erdseite des Menschen gegenüber. Und dieses Erdhafte pflanzt einerseits Altes fort, während es andererseits überall den Originalstempel der neuen Erde trägt. Tritt der Mensch im Daseinskampfe fremder Natur gegenüber, dann ist Anpassung an die Umwelt so sehr Elementarerfordernis, daß zunächst nahezu alles durch „Milieu“ erklärbar scheint. Das stärkste allgemeine Beispiel dessen bietet im heutigen Weltzustand keine Anpassung an neue Erde, sondern die der Mehrzahl aller weißen Menschen an die neuen Bedingungen, welche die industrielle Revolution erschuf. Wie lang ist es her, seit der erste moderne Arbeiter geboren ward? Wissen viele, daß John D. Rockefeller den ersten Trust organisierte und daß damit die ganze Standardisierung des nordamerikanischen Menschen auf diesen einen Mann zurückgeht? — In Südamerika schuf die Erde und keine industrielle Konjunktur den Menschen nach ihrem Bilde um. In der Pampa konnten die Spanier nicht die Gärtner und Weinbauer bleiben, die sie zu sein gewohnt waren. So erwuchs der beduinenähnliche Gauchotyp. Aber die Indianer konvergierten ihrerseits mit den Einwanderern. Auf den Pampas und Llanos schuf erst die Einführung des Pferdes dem Menschen normale Daseinsmöglichkeit: kaum war aber dieses Bindeglied da, da entstanden, wie über Nacht, echte Reitervölker, nicht minder „zu Pferde geboren“ wie Beduinen und Kaukasier, mit entsprechenden Grundgefühlen. Doch dieses Oberflächliche nur zur verständnisreichernden Einführung. Das wichtigste an der Veränderung des europäischen Einwanderers durch die neue Erde ist das bestimmend-Werden der Schicht des dritten Schöpfungstags. Nichts Kaltes, nichts Reptilienhaftes lebt im Spanier. Doch ebensowenig kennt dieser jene für Südamerika so charakteristische Süßigkeit, von welcher später ausführlich die Rede sein wird. Wenn ich der Südamerikaner spanischen Bluts in bezug auf ihre peninsularen Vor-

fahren gedachte, fiel mir allemal das Gleichnis in Wasser aufgelösten Zuckers ein. Auch der Spanier ist in seinem intimsten Wesen süß und zart, aber er erscheint krystallinisch und hart; diese Seite ist in der neuen Welt verloren gegangen, während das Süße sich überallhin ausgebreitet und gesteigert hat. Charakteristischerweise braucht der Argentinier in seiner Ausdrucksweise dort passive Wendungen, wo der Spanier selbstverständlich die aktive bevorzugt; jener sagt z. B.: „Ich werde von meinem Vater geliebt“ und nicht „mein Vater liebt mich“ Gleichsinnig verloren gegangen ist in der neuen Welt der spanische Glaube, während Indifferentismus und Fatalismus fortleben. Andererseits aber hat der Hispanier auf der neuen Erde an Differenziertheit und geistiger Behendigkeit gewonnen. Er ist neugierig geworden im ganzen reichen Sinn des deutschen Worts, was der Spanier so gar nicht ist.

Doch nun zu Speziellerem. Daß das einheitliche Kolonialreich nach der Verselbständigung sogleich in viele Teile zerfiel, war zunächst Ausdruck des typisch-spanischen Partikularismus und Regionalismus. Aber die Erdzugekehrtheit der dem hispanischen Kulturkreis zugehörigen Menschheit bedingt, daß sich die Bewohner der verschiedenen Staaten bald seelisch in direkter Spiegelung der Eigenart der Landschaft, die sie bewohnten, unterschieden. Dies gilt bis zum reinen Tracé der geographischen Grenzen. Alles Auftreten des Durchschnitts-Argentiniers drückt das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einem reichen und zukunftssträchtigen Lande aus. Ihm eignet Rußland-ähnliche Großzügigkeit. Aber nur zwölf Stunden von Buenos Aires, in Uruguay, ist der Nationaltypus eng, Schweizer-ähnlich, vorsichtig, argwöhnisch, sparsam, gediegen, tüchtig; der Uruguayer ist realistischer und insofern klüger als der Argentinier. Die Konstitution seines Staates soll die beste der Welt sein. Aber der „Orientale“, wie man den Uruguayer von der alten *banda oriental* her in Argentinien heißt, ist ausgesprochen klein und provinziell, entsprechend der relativen Kleinheit seines Landes. Wiederum großzügig ist der Brasilianer,

wiederum eng der Chilene, doch letzterer in anderem Sinne als der Uruguayer: sintemalen sein Land nur zwei Dimensionen gleichsam hat und zum größten Teil aus steiniger Wüste besteht, so daß er sich gerade nur an der Küste halten kann, hat er etwas von der Gesinnung des Wikings, des Normannen behalten oder gewonnen; insofern ähnelt er heute mehr dem Conquistador, als irgend ein anderer Südamerikaner. Daher auch seine auf seinem Erdteil unvergleichliche militärische Tüchtigkeit.

Und nun einige Betrachtungen zur seelichen Eigenart der verschiedenen südamerikanischen Völker, welche ich absichtlich kurz halten werde, weil so das Unterschiedliche am eindeutigsten einleuchtet. Dem argentinischen Manne eignet eine besondere Art von Arroganz. Er hat nicht den natürlichen Stolz des Spaniers, welcher eigentlich Bescheidenheit bedeutet, nämlich Bescheidung bei dem, was er tatsächlich ist, sondern er stellt weniger seine Gegenwart dar, als seine Zukunft vor; er lebt aus einem Vor-Bilde seiner selbst heraus,¹ was ihn einerseits strebsamer und fortschrittsfähiger macht, als es die anderen Südamerikaner sind, andererseits, im Falle minderwertiger Anlage, das Überschreiten der Grenze des *rastaquaire* nahelegt. Er ist seiner selbst wesentlich nicht sicher. So übertreibt er entweder in der *parada*, im Aufhauen, oder aber in der Distanzierung; gar oft unterscheidet er unsicher zwischen natürlicher und kulturbedingter Würde und der Maske dessen, der sich durch nichts imponieren läßt. Dazu tritt bei allen denen, die auf dem Lande aufwuchsen und doch nicht mehr die ritterliche Gaucho-Tradition verkörpern, die spezifische Hochnäsigkeit der Reitervölker und die besondere Roheit derer, die unter Pferden aufwuchsen. Hier konvergieren die Argentinier mit Magyaren und Tataren. Das Gesamtbild ist eine merkwürdige Mischung von Süßigkeit und Härte, von Indolenz und *élan*, von Wildheit und Gehaltenheit, von Romantik und Naturalis-

¹ Diese Seite des Problems hat José Ortega y Gasset im VI. Bande seines *Espectador* meisterhaft behandelt.

mus *terre à terre*, von Schwäche und fortschrittlicher Energie, von Zartgefühl und herausfordernder Rücksichtslosigkeit, die eine nervös-gespannte Atmosphäre schafft. Auch die Frauen haben teil an dieser Nervosität. Doch im großen und ganzen überwiegt bei ihnen das, was nur bei seelisch höchstbegabten Männern hervortritt: süße Schwere oder schwere Süßigkeit. Ihre Seele wirkt als echte Tochter der Monotonie der Pampa und der Weite des Rio de la Plata. Im Fall von Vitalität und Kraft ist sie reich wie der nährhaft strotzende Boden, brütend-schwül wie die Mittagshitze auf der Steppe, melancholisch wie die Abendhorizonte und gewitterschwanger wie die elektrisch unbalancierte Atmosphäre, dieser Bastard von subtropischer Sonne und eisigen Strömungen vom Südpol her.

Der Brasilianer zeigt geistig-seelisch die *frondosidad*, die Wucherkraft der brasilianischen Flora; er ist, gleichviel wes Blutes, geistig differenzierter als sein europäischer Vater. Brasiliens besonderer „legistischer“ Geist, der seinesgleichen nicht auf Erden hat — viele der modernsten rechtlichen, besonders völkerrechtlichen Ideen sind brasilianischen Ursprungs — hat zur Wurzel weniger Gerechtigkeitsgefühl als Formensinn; es ist der gleiche, den die unvergleichliche brasilianische Natur zeigt. Das Portugiesische prädeterminiert die allgemeine Seelenstruktur, wie das Spanische diejenige der Hispano-Amerikaner. Doch die portugiesische Polarität Positivismus-Romantik¹ hat in der neuen Landschaft einen neuen ortsgemäßen Ausdruck gewonnen. Der Positivismus bedeutet hier antimetaphysische Gesinnung, ein restloses Aufgehen in dem vom Standpunkt des Geistes Oberflächlichen, so erheblich die Naturtiefe oft sei. Und die *saudade* ist hier Superlativismus im Sinn der Tropenflora; es ist ein sich übersteigerndes Werden und Vergehen; feste Gebilde können kaum entstehen. Andererseits fehlen dem Brasilianer die Roheit und der Plebejismus des Portugiesen, ferner fehlt ihm alles, was des letzteren Kleinheit

¹ Vgl. meine genaue Analyse Portugals in der 5. deutschen und 2. französischen Auflage des *Spektrums Europas*.

und Kleinlichkeit bedingt. Und die aphrodisische Atmosphäre des Landes gibt ihm einen Charme und Schmelz, der in Portugal nie anzutreffen ist. Von der bronzenen Seele des Indianers des Hochplateaus handelten wir in unserer ersten Meditation; diese Seele ist auch in den Europäer, vom Mischling zu schweigen, eingewandert. In Columbien hat sich das Spaniertum der großen Zeit, soweit meine Kenntnis der Typen reicht, am reinsten erhalten. Aber die besondere tropische Umwelt hat dort in unvergleichlichem Maße Dichterbegabung zum Blühen gebracht, so daß die Columbianer heute von allen Menschen vielleicht am meisten den Namen eines Volks der Dichter verdienen. Der Mexikaner ist der eine Mensch dieses Kulturkreises, in welchem nicht die Farbe, sondern die Linie vorherrscht; seine Musik ist die melodischste und am wenigsten harmonische. In ihm lebt auch der finstere Heldensinn der Azteken fort, wenn auch nicht selten ins Melodramatische verzerrt. Die Mexikaner sind ohne Zweifel ein starkes Volk und werden vielleicht eine bedeutsame Auferstehung erleben.

Nun aber Chile! Dort sind Südvölker zu Nordländern geworden; d. h. zum Äquivalent der Nordländer dem Südpol zu. Nur deshalb hat das blond-gotische oder später eingewanderte modern-nordische Element sich in Chile besonders gut erhalten und in der Erbmasse ein hohes spezifisches Gewicht erlangt. Die Chilenen haben nichts mehr vom Lateiner. Die Männer genießen in Südamerika den Ruf der *rudeza* im Gegensatz zur kontinentaltypischen *delicadeza*. Sie sind rau und herrisch, aber nicht herrschaftlich, und wirken trotz größerer innerer (im Gegensatz zu künstlicher) Haltung weniger aristokratisch als andere Südamerikaner gleichen Kulturlevels. Es sind nicht nur starke und tüchtige, sondern auch häufig ungefüge und undifferenzierte Menschen. Sie konvergieren auch da, wo keine Blutmischung nachweisbar erscheint, mit dem unzählbaren Indianerstamm der Araukaner, welcher äußerlich so stark an gewisse finnisch-ugrische Völkerschaften Nordsibiriens gemahnt. Dann hat karges Leben in einem Erdbeben-

gebiet, wo aller Erfolg der Arbeit dauernd gefährdet ist, in der Seele Bedürfnislosigkeit und Bereitschaft zu immer neuem Anfangen hochgezüchtet, einen den übrigen Südamerikanern fremden aktiven Fatalismus, der sie wiederum Nordländern verwandt erscheinen läßt. Von den Argentinern einerseits, den Peruanern andererseits unterscheiden sich die Chilenen heute schon mehr und tiefer, als Deutsche von Franzosen. Da entsteht ein neues Volk, welches mehr Araukanisches als Spanisches hat, weil offenbar der Araukaner-Typus dieser Landschaft am besten entspricht. Gleichsinnig ist es gewiß auf den Geist der chilenischen Landschaft zurückzuführen, daß die Frauen rein-spanischen Bluts genau im gleichen Sinn wie die araukanischen in einem sonst nur unter Tieren anzutreffenden Grade von den Männern verschieden sind. Wie ich die ersten Chileninnen erblickte, erlebte ich eine an Verblüffung grenzende Überraschung: als einzige Frauen außerhalb des Reichs der aufgehenden Sonne haben die Chileninnen den Charme der — Japanerin; was ich in meinem Reisetagebuch Gutes über die Geisha schrieb, läßt sich mutatis mutandis auf dieses zierlichste, äußerlich figurine-de-saxe-ähnliche Produkt Südamerikas anwenden. Diese Spaltung des Spaniers in Chile in einen rauhen männlichen und süß-zarten weiblichen Typus muß erdbedingt sein, und die Konvergenz der Chilenin mit der Japanerin mit der großen Ähnlichkeit der chilenischen Landschaft mit Japan zusammenhängen. Beide Reiche gehören dem allgemein-pazifischen Erdbebengebiet an. Hier wie dort beglückt das Auge eine unvergleichlich wechselvolle Landschaft und Vegetation. So wie die Pfirsichblüten auf dem Hintergrund der Cordilleren im ganz Großen das Blütenmotiv auf dem Hintergrund des Fuji Yama widerspiegeln, so ähnelt die blaublütigst spanische Chilenin ihren liebreizenden Schwestern vom Land der aufgehenden Sonne mehr, als irgendeiner Stammverwandten. Im übrigen ist Chile eines der schönsten Länder dieser Erde, dazu von wunderbarem Klima; es ist das prädestinierte Touristenland des südamerikanischen Kontinents.

So entstehen in Südamerika unaufhaltsam neue Völker. Vielleicht stellt es sich noch einmal nicht minder gegliedert und zerklüftet dar wie Europa. Und drüben äußert sich die nahezu unbegrenzte Variabilität des Menschen, welche an die des Hundes heranreicht, ja sie übertrifft, besonders eindrucksvoll, weil die Vielfachheit trotz gleicher Sprache und nahezu gleichen Bluts sich immer mehr akzentuiert, dazu in einer Zeit, da in der Oberwelt das Übertragbare vor dem Unübertragbaren die Vormachtstellung erringt und damit die Kontinuität vor der Diskontinuität. Ich habe erst in Südamerika Europa ganz verstanden. Erdgemäß und -gerecht ist keine einheitliche Menschheit, sondern im Gegenteil eine Menschheit so starker Differenzierung, daß jede Familie eine besondere Nation darstellte. Denn jede besondere Erinnerung schafft besondere Fixierung; in nur wenigen Geschlechterfolgen schafft sie besondere Rassenerfahrung und -erinnerung. Doch eben solche extrem differenzierte Ordnung ist auch die Geist-gerechteste, sofern die verschiedenen Nationen zueinander in Beziehung treten. Denn an der erlebten Verschiedenheit erwacht und erhellt sich Bewußtsein, und aus der Notwendigkeit, Ungeohntes anzuerkennen, erwächst Problematik. Wenn es nicht ganz richtig ist, was Hegel behauptete, daß der Geist nur in der Stadtentwicklungsfähig sei und Zerstreuung in weite wilde Räume allein schon entgeiste, so trifft zweifellos zu, daß alle Geistigkeit vom Unterschiedsbewußtsein lebt. Deshalb wird Europa geistig immer mehr bedeuten, als Nordamerika und Rußland. Deswegen ist es vollkommen und durch und durch verfehlt, das Aufhören völkischer Differenzierung als Fortschritt zu deuten und gar zu fordern. Führt Durchgeistigung und damit Ent-Tierung über die Ur-Differenzierung zunächst hinaus, so muß sie später desto mehr in Äquivalentes einmünden, wenn sie erhalten bleiben will. Denn nur äußerste Erdgemäßheit der vitalen Grundlage ist der Spannung äußerster Geistigkeit gewachsen.

Und glücklicherweise ist es mit den Völkern nicht anders.

als mit den Familien und Einzelnen. Der Prozeß, welcher mit Adam anhub, beginnt in seiner ganzen Ursprünglichkeit immer wieder neu. Und unmittelbar Uranfängliches tritt in die Erscheinung, so oft Neuanfang auf neuer Erde einsetzt. Sobald der Mensch durch Loslösung vom alten Stamm oder durch Heraustreten aus dem alten Rahmen in neue innere Vereinsamung gerät, erwacht die Ur-Angst erneut in ihrer ganzen alten und unheimlichen Kraft. Sie sucht nach Sicherung im Besitz, in der Blutgemeinschaft und im Heimatgefühl. So kommt es, daß man das scheinbar völlig Neue am besten vom Ältesten her versteht. Dies gilt von zwei Erscheinungen dieser Zeit: vom Nationalismus und der Agrarrevolution. Im Nationalismus bäumt sich das Blut gegen seine Nichtberücksichtigung und Nichtachtung durch den Geist des mechanischen Zeitalters auf. Der wahre Sinn der Agrarrevolution liegt aber noch tiefer: er wurzelt in der Welt des dritten Schöpfungstags. Südamerikaner behaupten gern, auf ihrem Erdteil sei die soziale Frage vorbildlich gelöst. Sie verwechseln dabei den Zustand, welchen Europäer anstreben, mit einem, in dem sich die soziale Frage noch nicht stellt. Die Höhen-Indianer wollen noch keine andere Lage als die, derer sie seit Jahrtausenden gewohnt sind. In einer wenig besiedelten oder neuen oder neu-überschichteten Welt kann noch jeder, welcher die nötige Initiative hat, ohne weiteres den rechten Zusammenhang mit der Erde finden. Auf unserem alten Erdteil hatte allzulange Besitztradition das natürliche Gleichgewicht zwischen Mensch und Erde zerstört. Hierauf beruht zutiefst der revolutionäre Zustand, der in Rußland nur deutlicher in die Erscheinung tritt als in Europa, aber in Wahrheit überall, außer in Frankreich, im gleichen Sinn besteht. Das Leitmotiv des aufstehenden russischen Bauern war der Vers *Semljá nitschjá*, „das Land ist niemandes!“ Dessen letzter Sinn war, daß jeder Mensch ein Recht auf Erde habe, wie ein Recht auf Luft. Mexiko ersann für die gleiche Intuition den Vers, welcher das Grundgefühl des Denkenden am besten rhythmisch faßt: *La tierra a quien la*

trabaja; das Land dem, welcher es bearbeitet. Die Versform ist symptomatisch: Versform beweist immer Einklang mit dem Rhythmus der Erde. Rabindranath Tagore stellte einmal, nachdem er als alter Mann zu malen begonnen hatte, wobei seine Bilder recht eigentlich aus der Ausführung der Striche und Kleckse seiner Gedichtkorrekturen entstanden, die Theorie auf, der Sinn des Lebens bestehe darin, sich alle Erfahrung also einzuverleiben, daß sie im Eigen-Rhythmus schwingt: dies ist so vom Standpunkt der Seele. Nur beweist die Tatsache der entscheidenden Bedeutung des Rhythmischen nicht die Geist-, sondern die Erdhaftigkeit der Seele. Der in Versen redende Mensch ist gegenüber dem, welcher sich in Prosa ausdrückt, der erdhaftere; er schwingt mit gemäß den Zahlen-gesetzen der Natur. So beweist die Versform der Schlagworte der Agrarrevolution ihre tiefe Verwurzelung in der Unterwelt. Ihre Forderungen haben nichts mit Besitztheorie zu tun und erst recht nichts mit abstrakten Menschenrechten: sie sind der Ausdruck des Gefühls für die ursprünglich richtige Beziehung des Menschen zur Erde. Wahrscheinlich hat es in der ganzen Geschichte nur zwei wurzelechte und deshalb tiefe und Dauerwirkungen zeitigende Motive zu Revolutionen gegeben. Erstens den Drang neuen Blutes an die soziale Oberfläche aus dem Gefühl vitalen Rechtsverlusts der alten Oberschichten heraus; die meisten Führer solcher Bewegungen waren Kreuzungsprodukte der alten Herren mit Landestöchtern, somit Vertreter jüngerer und vitalerer Linien des alten Stamms. Der zweite Drang ist der nach der Wiederherstellung des rechten Verhältnisses zur Mutter Erde. Eben dieser Drang führte zur Zerstörung des römischen Reichs. Die Bolschewisten jener Tage waren die Germanen, welche von den Bauern der römischen Provinz willkommen geheißen wurden, weil diese kein anderes Mittel mehr sahen, aus Schuldknechten freie Bewohner ihres angestammten Lebensraums zu werden. Ich selbst nun habe nicht nur meinen Besitz, sondern auch meine Heimat durch eine Agrarreform verloren. Und doch muß ich anerkennen:

alle Hoffnung auf einen neuen günstigen Zustand Europas ist wirklich mit einer neuen Lösung der Landfrage verknüpft. Und dies hat tiefere Gründe als die Überrationalisierung der Großbetriebe, welche nicht mehr soviel Menschen, als da Arbeit suchen, beschäftigen können, und die Grenzen nationalökonomisch wünschenswerter Industrialisierung überhaupt: es gibt keinen anderen Weg, den Menschen neu zu verwurzeln. Ohne Verwurzelung in der Erde entvitalisiert er sich, wenn einmal Rückzug ins Urnomadentum physiologisch oder geopolitisch unmöglich geworden ist. Nicht nur das Land entleert sich, wenn das Prinzip *La tierra a quien la trabaja* nicht mehr gilt: das Blut entartet. Ist nun das Blut entartet, dann findet der Geist keinen erdgerechten Körper mehr. Dann wird der Entwurzelte zum Prototyp des Geistigen. Dieser aber muß zerstören wollen, auf daß ihm die Erde Heimat sei.

FÜNFTE MEDITATION

SCHICKSAL

Heute weiß ich, was Schicksal ist. Es ist nichts Metaphysisches. Im Rahmen des üblichen Notwendigkeits-Schemas ist sein Sinn freilich auch nicht zu fassen. Gewiß bedarf die Fähigkeit jenes sonderbaren brasilianischen Schmetterlings mit den Hasenohren-artigen Riesen-Antennen, die Anwesenheit eines brünstigen Weibchens über eine deutsche Meile weit zu wittern, keiner Erklärung dahin, daß ausgerechnet dieses bestimmte Geschöpf sein „Schicksal“ sei. Und nicht viel anders steht es mit den meisten besonderen Zufällen im Menschenleben. Die Allermeisten sind zu wenig sonderlich, als daß nicht viele Zufälle für sie gleich bedeutsam werden könnten. Ferner ist das heutige menschliche Nachrichtensystem wohl allen Fernorganen der Tiere überlegen, so daß es ebenso möglich ist, Affinitäten bei Antipoden zu spüren, als in unmittelbarer Nähe. Dies hindert aber nicht, daß es tatsächlich schicksalsmäßige Zufälle gibt; d. h. solche, die eine andere Deutung verlangen, als die bisher berührten. Zu den bestimmten Lebensmelodien bestimmter Wesen gehören organisch auch bestimmte äußere Zufälle, was der übliche Kausalitätsbegriff zu begreifen nicht mehr erlaubt.

In welchem Sinne dies der Fall ist, wurde mir klar, als mir ein Zufall — dieses Mal ein reiner, wirklicher — das Neueste über die Geschichte des Aals vor Augen führte. Erst gegen Lebensende geschlechtsreif, pilgert dieser seltsame Fisch aus nördlichen Flüssen und Seen nach der zwischen den Bermudas und Südamerika belegenen Tiefsee, setzt dort eine neue Generation in die Welt, um alsdann zugrunde zu gehen; wenigstens kehrte kein erwachsener Aal je aus den Tropen heim. Die Jungen

nun ähneln jahrelang nur wenig dem Bilde ihrer späteren Vollendung; die merkwürdigsten Larvenzustände durchwandeln sie. Doch was das Rätselhafteste ist: zu langer Fahrt nicht im mindesten geschickt erscheinend, streben sie doch, sobald sie sich bewegen können, den süßen Gewässern des fernen Nordens zu. Dort erst erwachsen sie. Aber dort können sie sich wiederum nicht fortpflanzen. Durchkreuzt Geschick die Erfüllung der Sehnsucht des erwachsenen Aales nach dem Tropenmeer, dann stirbt er kinderlos. — Manch andere Tierodysee ist abenteuerlicher noch als die des Aals. Am bekanntesten dürfte die des Bandwurms sein, welcher dann allein sämtliche Etappen seiner möglichen Lebenslaufbahn durchmißt, wenn er „zufällig“ als bestimmtes Larvenstadium auf bestimmtes Gras geriet und dann von einem bestimmten Tiere „zufällig“ gefressen ward. Ein einfacheres Beispiel des gleichen Verhältnisses bieten die Zugvögel. Doch ich möchte beim Aale bleiben, weil mir an seinem Sonderfall der Sinn des Schicksalsproblems überhaupt aufging. Hier kann kein Zweifel walten, daß die Raumverschiebung mit hineingehört in die an sich rein zeitliche Lebensmelodie. Offenbar nun gilt gleiches ganz allgemein vom Zufall im Zusammenhang des Schicksals, wo von Schicksal füglich die Rede sein darf. Der Lebensweg des Aales und die Bahn der Zugvögel und die Peripetien der Völker und Persönlichkeiten sind verschiedene Äußerungsformen eines gleichen Urzusammenhangs.

Zu dessen Fassung liefert Einsteins Relativitätstheorie das beste, ja das angemessene Schema. Und zwar kann man das Schema hier mit lebendig verständlichem Inhalt füllen, was in bezug auf die Objektwelt der Physik nicht gelingt. Vom Standpunkt des Verstehens ist es absurd zu behaupten, die Zeit sei die vierte Dimension des Raums, denn Raum und Zeit sind bestimmte Erscheinungsqualitäten, deren Unterschiedlichkeit und Unvereinbarkeit keine noch so richtige Formel überbrückt. Hier läge der einzig denkbare Weg zur Verständlichkeit in der folgenden Überlegung: es müßte ein Wesen geben können,

das die primäre Raum-Zeit-Einheit ebenso unmittelbar erlebte, wie wir Raum und Zeit als verschiedene Dimensionen erleben. Im Fall des Schicksals nun besteht solch erlebbare Einheit eines dem Denken Unbegreiflichen. Besäßen sie Bewußtsein, so müßten Aal, Bandwurm und Zugvogel unmittelbar fühlen, daß bestimmte Raumverschiebung unlösbar zu ihrer zeitlichen Lebensmelodie gehört, und bestimmter Zufall zur Erfüllung ihres Schicksals. Ließe sich das Verhältnis auf eine Formel bringen, dann müßte sie eines Sinnes sein mit der Grundformel der Relativitätstheorie. Faktisch kann keine solche Formel aufgestellt werden, nicht allein weil es sich hier um wesentlich konkrete Situationen handelt, d. h. um solche, welche als Sonderfälle allgemeinen Gesetzes nicht zu begreifen sind, sondern vor allem, weil hier Freiheit mitspielt. Doch gleichviel, ob und wie weit es gelinge, den wahren Zusammenhang begrifflich zu fassen — unter allen Umständen lebt der Bandwurm, der Aal, der Zugvogel unmittelbar aus einer Synthese heraus, welche Zeit und Raum, Notwendigkeit und Zufall auf einmal als integrierende Bestandteile umfaßt. Und so erlebt sie auch, und erst recht, der schicksalsbewußte Mensch. Je ausgesprochener seine persönliche Lebenslinie, desto notwendiger gehören alle Zufälle, die ihn treffen, zu ihm. Er fühlt, wohin er sich jeweils wenden „soll“, wann seine Stunde schlägt, und wann sie um ist.

Genau in diesem Sinne „mußte“ ich nach Südamerika, obwohl ich sehr wohl nicht hätte hinreisen können. Die Phänomenologie des mit freiem Willen begabten Menschen verhält sich zu der des von blindem Gattungsdrang getriebenen Aals genau so, wie Überfallen-werden von Zufällen zu deren willkürlicher Herausforderung. Der Mensch setzt sich willentlich den Zufällen des Lebens aus; er nimmt seine Chancen bewußt wahr. Daß das behauptete Verhältnis gilt, scheint mir unmittelbar bewiesen durch die Tatsache, daß nach aller Menschenerfahrung nur der, welcher den Mut hat zum Risiko, das erfüllt, was andere nachträglich sein notwendiges Schicksal heißen.

Es bleibt bei der selbständigen Bedeutung des Zufälligen; nur das Verhalten dessen, welcher es erleidet, ist ein anderes. Das Gesagte gilt noch vom Höchstdurchgeistigten: die innere Melodie des Lebens klingt nur dann an, gelangt nur da zu vollendeter Ausgestaltung, wo sie äußere Anlässe dazu zwingen. Daher die Bedeutung des Zufalls in aller Geschichte großen Menschentums; diese Bedeutung geht so weit, daß es sinn-gerechte Überlieferung gibt, welche nur äußerliches Geschehen betrifft. Daher andererseits die immer notwendige Zustimmung zum Zufall, welche oft alles eher als leicht fällt. Mein Großvater, dessen Leben ein selten begnadetes war,¹ pflegte zu sagen, im Grunde sei es eine Kette von Mißgeschicken gewesen. Tatsächlich war die schöne epische Linie seines Daseins zu einem erheblichen Teil dank persönlichem Verzicht zustande-gekommen. Von mir glauben viele, ich hätte immer getan, was ich wollte, denn Rücksichten im üblichen Verstande habe ich wenig zu nehmen gebraucht. Und doch sind gerade die entscheidendsten Wendungen meines Lebens zum Guten dem zu danken, daß ich schweren Herzens das Opfer der Neigung brachte. Ich tat es allemal aus dem bestimmten Gefühl heraus, daß gerade mein innerliches Schicksal im gegebenen Augenblick ein Ja-sagen zu scheinbar Äußerlichem forderte.

Im Gesagten wurzelt die Wahrheit der Astrologie sowie die des chinesischen I Ging,² des Buchs der Wandlungen. Das Schicksal, welches sie meinen und zeichnen, unterscheidet sich vom bisher betrachteten insofern, als sie vom Gesamtkosmos ausgehen und nicht von der Erde allein; doch eben diese Voraussetzung kann a priori als zutreffend anerkannt werden. Die Astrologie behauptet, daß auf der Ebene der Natur jedes Leben eine gebundene Marschroute hat. Das ist richtig im gleichen Sinn, wie gleiches vom Aal gilt. Und wie der Aal

¹ Vgl. Graf Alexander Keyserling, *Ein Lebensbild in Briefen*, Berlin 1902, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger.

² Die bisher einzige sinn-gerechte Ausgabe ist die bei Eugen Diederichs erschienene, von Richard Wilhelm herausgegebene und kommentierte.

sehr wohl sein Schicksal nicht erfüllen kann, indem er von Strömungen abgetrieben oder unterwegs gefressen wird, so hindert kein Horoskop Geist- und Sinnesverwirklichung. Der statischen Wahrheit der Astrologie gibt der I Ging die erforderliche dynamische Komponente. Jeden Augenblick bilde, so lehrt das Buch der Wandlungen, jeder Mensch den Mittelpunkt einer bestimmten kosmischen Situation. Aus dieser ergäben sich im Guten nur bestimmte Möglichkeiten. So gäbe es Zeiten ratsamen Tuns und Zeiten ratsamen Lassens; bald gälte es vorzugreifen, bald abzuwarten; von zwei möglichen Richtungen bald diese, bald jene einzuschlagen. Auch hier handelt es sich um nichts Metaphysisches: der I Ging stellt nur auf Grund uralter Erfahrung allgemeine Regeln fest, deren Möglichkeit sich aus dem Gesetz der großen Zahlen ergibt. Gebunden ist die Marschroute nur „im Guten“; jederzeit steht es dem Menschen frei, Verderbliches zu wollen und zu tun, so wie jedes Tier durch Durchkreuzen seines Wegs durch fremdes Geschehen am Vollenden seiner normalen Lebensbahn gehindert werden kann. Die Astrologie behauptet nun, auch Glück und Unglück — wir dürfen die modernen Begriffe des „eine Chance habens“ und „seine Chance wahrnehmens“ getrost unter den Begriff des reichen antiken Glücks, das als besondere Tugend galt, subsumieren — seien innerlich bedingt. Auch das kann man zugeben, weil auch diese Vorstellung aus dem Rahmen der Natur nicht hinausführt. Die Seele jedes Menschen gleicht dem körperlichen Witterungsorgan des eingangs genannten brasilianischen Schmetterlings. Lehrt die moderne Psychologie, der Mensch „beschwöre“ die Zufälle seines Lebens, so bedeutet das nur, daß das Unbewußte jeden den ihm entsprechenden Zufällen zulenkt. Fehlt jede Affinität dieser Art, dann kann kein persönlich bedeutsamer Zufall eingreifen. Insofern fallen die meisten Zufälle nicht unter den Schicksalsbegriff. Doch man hüte sich, nunmehr dem zielstrebigem Unbewußten alles das zugute zu halten, was das 19. Jahrhundert der für allmächtig, allwissend und allgegenwärtig geltenden Kausalität

zuschrieb. Was sicher besteht, ist ein mehrdimensionaler Zusammenhang, welcher auch wirklichen und unzurückführbaren Zufall einschließt und den wir dem Einsteinschen Weltbild verglichen.

Damit greife ich auf den Satz zurück, daß ich nach Südamerika „mußte“, obgleich ich sehr wohl nicht hätte hinreisen können. Tatsächlich habe ich vielleicht schwerer innerlich gekämpft, ob ich dem an mich ergangenen Rufe Folge leisten sollte, wie im Falle irgendeines früheren vergleichbaren äußeren Entschlusses. Ich fühlte, daß diese Fahrt eine Gefahr für mich bedeutete — was wiederum nichts Mystisches war, da ich genügend Vorkenntnisse besaß, um wenigstens unbewußt den Effekt des Zusammenpralles dieser Welt mit meiner Natur vorauszuahnen. Daß ich nun aber hinreiste, war echte Schicksals Erfüllung. Denn ohne Südamerika wären mir die Probleme, mit denen ich mich in diesen Meditationen befasse, in der erforderlichen Deutlichkeit und von der richtigen Fragestellung her nie aufgegangen. Nicht jeder „Zufall“ löst gleiches „innerlich Notwendiges“ aus.

Von dieser Erkenntnis her hätten wir eine Koordinate mehr zum Verständnis dessen gewonnen, was Blut bedeutet. Denn Blut ist unter anderem auch „Schicksal“, und unter Umständen dessen wichtigster Teil. Und von hier her wird deutlich, wie sehr nahe es liegt, mit dem Schicksal zu rechten, es sei denn, ein Glück sei so vollständig und so vollkommen, wie es das Menschengeschlecht von je als Provokation beurteilt hat, die den Neid der Götter weckt. Man darf geradezu sagen: nur der Höchstüberlegene rechnet gar nicht mit seinem Schicksal, denn nur er ist groß genug, um frei zu akzeptieren, was von ihm nicht abhängt, was mit ihm nicht identisch ist und doch unlöslich zu ihm gehört. Nicht umsonst tragen die vollkommen schöne Frau oder der Mann als vollendeter Rasse Mensch oder die in allen Hinsichten reich ausgebildete Persönlichkeit ihr Haupt bis zur Hybris hoch: sie verkörpern eine Glückskonstellation, welche den Glauben an Gnadenwahl nahelegt. Meist aber gilt

hier in entsprechender Umdeutung der Satz, daß der Geist willig, jedoch das Fleisch schwach sei. Wir bemerkten es schon: in höheren Entwicklungszuständen des Menschen rührt das meiste Ressentiment, der meiste Neid, das meiste Häßliche daher, daß der Geist in seinem Freiheitsbewußtsein nicht anerkennen kann, daß Schicksals-Ungunst seinem guten Willen Grenzen setzt. Warum sollte ich nicht ebenso berufen sein als jener andere? Warum soll ein anderes Volk größere Werbekraft beweisen oder eine höhere Stellung einnehmen als das meine? Warum darf ich nichts Bedeutsames leisten, wo ich nicht unbegabter bin, als viele, deren Leben Erfüllung war? In solchen Gedanken wurzelt die tiefste Kraft der Proletarierrevolution. Die ungeheure Wucht der Massenbewegungen dieser Zeit ist nur aus der geistig-seelischen Kraft, welche Revolte gegen Schicksal auslöst, begreiflich. Und solche Revolte ist an sich nicht unwürdig. Gleichsinniges Aufbegehren war es, das den Menschen aus dem scheinbar ein für allemal auf bestimmte Art konsolidierten Naturzusammenhang überhaupt heraushob. So war jede Revolution Auflehnung gegen Schicksal, und glückte sie, so verehrte die Nachwelt ihre Führer allemal als Helden. Bescheidung ziemt dem Menschen, in der Tat, allein von der Erfülltheit seiner höchsten Möglichkeiten her. Bis dahin ist möglichst unbegrenzter Ehrgeiz, ja Begehren des Unmöglichen das einzige gerade dem Menschen-Schicksal Gemäße; denn hier spielt, im Gegensatz zum Schicksal des Aals, die freie Initiative die wichtigste Rolle. Deswegen lehrt jede höhere Religion, daß auf guten Willen letztlich alles ankommt.

Wohl aber muß jeder sein Schicksal insofern als letzte Instanz akzeptieren, als er sich nicht anders will, als der er ist. Und da hat mir meine Fremdheit in der südamerikanischen Welt die Augen für manches geöffnet, was ich früher übersah, oder vielmehr so nicht sah. Mir ward der Sinn der Bedingtheit alles Jetzt und Hier durch spezifische Vergangenheit klar. Ich fühlte mich dort fremd nicht allein wegen fehlender Verwandtschaft, sondern auch, weil ich die meisten Probleme von Hause

aus aus anderer Perspektive sah als die Südamerikaner, welcher Umstand letzte Verständigung ausschloß; wir redeten nicht die gleiche Sprache. Jedes Jetzt und Hier ist und bedeutet anderes, je nachdem was hinter ihm liegt. Ist es lange, durch kein Unstetigkeitsmoment unterbrochene, in der Tradition wenn nicht des Bewußtseins so doch des Unbewußten fortlebende Vergangenheit, dann schafft diese kumulierte Erinnerung einen besonderen Ausgangspunkt für das Erleben, welchen niemand faktisch einzunehmen vermag, der nicht die gleiche Geschichte hinter sich hat, und nur der Mensch höchster Einbildungskraft, der nicht Verwandtes verkörpert, nacherleben kann. Hierauf beruht die besondere Mystik des Nationalismus. Jeder wurzelbewußte Sproß eines Gestalt gewordenen Volks trägt ein Intimes in sich, das er mit allen gleich wurzelbewußten Volksgenossen teilt, jedoch mit keinem Angehörigen fremder Völker; so empfindet er jedes Dreinreden dieser nicht nur als unstatthafte Einmischung, sondern als Entweihung. Auf dem gleichen beruht der besondere Hochmut alter Rassen. Sie tragen wirklich ein Wissen in sich, welches jüngeren fehlt, und verkörpern ein diesem entsprechendes überlegeneres Sein. Daher die physiologisch schwer erklärbare größere Kraft, welche altes Kulturblut im Mischungsprozeß beweist. Joseph Reibmayr hat in seiner Entwicklungsgeschichte des Genies und des Talentes nachgewiesen, daß sich diese größere Kraft — oft nach langer Inkubationsperiode — doch irgend einmal unfehlbar manifestiert; so beruht das fortschreitend spätere Auftreten großer Begabungen im nachantiken Europa von Süden und Westen gen Norden und Osten zu auf der in der gleichen Richtung fortschreitend geringeren Zumischung antiken Kulturbluts. Das gleiche Phänomen tritt besonders klar in Südamerika zu Tage. In Mexiko und Peru indianisiert sich der Spanier; dort wohnten Völker älterer Kultur als es das spanische war, und demgemäß steht dort eine indianische Renaissance zu erwarten. In Chile hingegen europäisiert sich der Araukaner, denn er hatte keine eigene Kultur. Allgemeiner aber haben alle

alten Völker genau im gleichen Sinn bestimmte Erinnerungen, wie Individuen. Die Franzosen sind anders als die Deutschen, weil sie eine bestimmte große Revolution erlebt haben, und zwar Ende des 18. Jahrhunderts. Die Spanier sind anders als die anderen Europäer, weil ihre Erinnerung einerseits ins Prähistorische zurückreicht, andererseits jedoch Renaissance, Reformation und 18. Jahrhundert nicht mit einschließt. Insofern ist „Rasse“ ein sehr realer Wert; nicht zwar im Verstande angeblich besseren oder schlechteren Blutes, sondern im Sinne dieser oder jener zu Sein und Übung gewordener Erinnerung als physiologischer Tatsache, die natürlich sehr verschiedenwertig sein kann. Jahrhundertelanges Sklaventum bedingt ebenso notwendig bestimmte Erbgesinnung, wie jahrhundertelanges Herrentum. Das heutige Europa und Rußland erschiene moralisch nicht so häßlich, wenn nicht allzulange Unterdrückte in ihnen bestimmten.

Andererseits aber beginnt jedes, auch das in ältester Tradition verankerte Leben neu mit jeder Generation, als sei nichts vor ihr dagewesen, und dieser Umstand ist in jedem Falle mit zu berücksichtigen. Alle Jugend schüttelt das Haupt, wenn die Älteren sie mit ihrer Erfahrung führen wollen über den Zustand des Flüggewerdens hinaus. Und sie hat recht: ihr bestimmter Insertionspunkt in das Weltgeschehen ist nicht der ihrer Erzeuger, weshalb sie gerade von diesen am seltensten richtig gesehen und beurteilt werden; denn diese gehen ja in den meisten Fällen vom Vorurteil aus, daß die Kinder den Eltern gleichen müssen. Dies Verhältnis übersteigert sich im Fall des Zusammenpralls von alten und jungen Völkern. Mutter-Nationen vergessen, daß die bloße Tatsache, daß die Geschichte der Tochter-Nationen später als die ihre anhub, sie zu wesentlich anderen Völkern macht. Jede Nativität ergibt eine neue und einzigartige Grundsituation, zumal eine Grenze nach rückwärts zu, jenseits welcher nichts persönlich Bedeutsames liegt; sie ergibt eine besondere Perspektive für die Anschauung und einen besonderen Takt des aktiven Lebens. Schon Revolutions-

zeiten datieren, wenn sie irgend können, die Zeitrechnung um. Wenn die der Juden und griechisch-orthodoxen Christen mit der Wertschöpfung anhebt, wenn die Zeitrechnung der alten Römer mit der Gründung der Stadt und die der Jakobiner mit der französischen Revolution begann, so erleben wir heute gleiches bei den Fascisten. Bleibt es bei alten Völkern, die jedoch am Geschichtsprozesse teilnehmen, nie beim Exklusiven, so liegt das daran, daß immerhin ein gemeinsamer Strom die Vorwärtsstürmenden und die Beharrenden trägt. Doch neue Völker auf neuer Erde graben sich neue Strombetten, und so hätten sie ein Götterrecht, anderes Zeitmaß anzuwenden als wir. Die Geschichte der beiden weißbesiedelten Amerikas begann erst mit der Kolonisation. Auswanderer nehmen, mit geringer Übertreibung ausgedrückt, nur den heimatlichen Körper, nicht jedoch die heimatliche Seele mit. Beide Amerikas verstehen deshalb unsere vergangenheitsbedingte Problematik überhaupt nicht, denn für sie lebt diese nicht mehr. Sie haben an anderer Stelle als wir in das Lied der Geschichte eingestimmt, sie haben einen anderen Insertionspunkt in das Weltgeschehen, und dies ergibt eine grundverschiedene Melodie und einen anderen Rhythmus; denn das spezifische Gewicht der gleichen Ereignisse ist ein anderes für die neue als für die alte Welt. Die Nordamerikaner sind anders als die Europäer unter anderem deshalb, weil sie niemals Heiden waren; ihre Geschichte setzte erst im 17. Jahrhundert puritanisch-christlich ein. Die Südamerikaner begannen ihr historisches Dasein im Zeitalter Macchiavellis und des Landsknechtums. Diese Tradition wurde dann durch die friedliche alt-spanische überschichtet, und wenn schon Spanien Renaissance, Reformation und 18. Jahrhundert für sich nicht erlebt hat, so gilt gleiches erst recht für Südamerika. Dazu tritt die Beeinflussung des europäischen Einwanderers durch den Lebens-Rhythmus der Indianer sowie durch die lange Tradition der Oberherrschaft über Sklaven, die dank dem arbeitsverachtenden Kavalierethos der Spanier besonders tiefe Spuren in den Seelen zurückgelassen hat. So entsinne ich

mich eines Fragments eines kubanischen Lieds, in dem ein Sohn seine Mutter ansingt, ihr damit höchstes Lob zu zollen meinent:

El solo trabajo que hiciste

Soy yo que te le di

(Die einzige Arbeit, die du je geleistet, ist die,
welche ich [nämlich durch das Gebären] dir gab.)

Andererseits aber sind alle Südamerikaner durch das Europa, das nach der französischen Revolution entstand, und damit vor allem durch Frankreich, tief beeinflußt; dies macht sie der Zukunft zugewandt, liberal gesinnt im Verstande der Weltanschauung, die seit dem Weltkrieg in Europa stirbt, und trotz aller natürlichen Passivität der Intention nach fortschrittlich. Alles dies zusammen ergibt eine einzigartige Synthese von Altem und Modernem. Eine völlig neue Melodie mit ungeahnten Rhythmen beginnt laut zu werden in der Menschheitssymphonie. Indianische Zähigkeit und Passivität, fortwirkende Erinnerung des Entdeckungszeitalters, ausschließliche Kavaliertadition und Modernismus: diese vier Koordinaten genügen, fürwahr, um eine von der europäischen grundverschiedene Einstellung, Haltung und Lebensmodalität zu bestimmen, und damit ein anderes Schicksal. Wie sollte ich da, wo ich einmal dem Problem der Erde zugekehrt war, nicht tiefste Fremdheit spüren? Ich habe südamerikanische Horoskope nie gesehen. Doch sie müssen zumal nordeuropäischen antipodisch entgegengesetzt sein. Die Freiheit bedeutet diesen Menschen so gut wie nichts. Ihr Leben ist wesentlich Erleiden. Und trotzdem sind sie fortschrittlich gesinnt. Daraus allein schon ergibt sich ein gänzlich un-europäisches Schicksal.

Nicht nur Einzelne, auch Völker haben ein Schicksal. Seit ich Indianer sah, welche ablehnen, anders zu leben als zu Inka-Zeiten; seit ich die Zukunftsgewißheit der Argentinier schaute und mich ins Bewußtsein der Brasilianer einfühlte, denen, auch wenn sie in Portugal geboren wurden, selbst-

verständlich erscheint, daß sie keine Portugiesen sind, ist mir der Sinn dieser Tatsache klar. Auch hier handelt es sich um Schicksal im Sinn des gleichen Begriffs, welcher auf den Aal paßt. Einige Völker haben ein imperiales Schicksal, andere nicht; einige ein festländisches, andere ein maritimes; einige ein nationales, andere nur ein provinZIALES; einige sind zu Subjekten, andere zu Objekten der Geschichte vorherbestimmt. Allgemein gesprochen: auch die Völker haben ein richtiges Horoskop. Dies ist so auf Grund des Gesetzes, das wir der Einsteinschen Formel verglichen. Es ist kein Zufall, ob ein Volk sich weit ausbreitet oder Töchtervölker zeugt oder in bestimmtem Raum als geschlossenes System verharret. Es ist auch kein Zufall, wohin ein Volk sich wendet, denn der Mensch bleibt, wo er nicht geborener Knecht ist, nur dort, wo er die Umwelt als wahlverwandt empfindet. Die Völkerwanderungen waren von jeher ein Schicksalsmäßiges. So besteht ein richtiges organisches Entsprechungsverhältnis zwischen Hispanien und Südamerika, die sich schon in der merkwürdigen Kompatibilität mit den dortigen Indianern ausdrückt; nie haben Vögel Menschenwege weiser gelenkt, als jene Papageien es taten, deren Zugrichtung Columbus bewog, seinen Kurs von dem auf Florida nach den Antillen abzuändern. Bei großen Verschiebungen und Umwälzungen ist es verfehlt, die „politische Befähigung“, überhaupt irgendein Sonderkönnen voranzustellen: Völker haben zutiefst und zunächst ein richtiges Schicksal, welches sich aus der besonderen Konstellation von Blut und Erde im weitesten Verstand ergibt, die sie verkörpern. Aber auch dieses Schicksal hat nichts Metaphysisches, nichts Mystisches; es hat nichts, was die Annahme geistiger Vorsehung notwendig machen würde. Spengler hätte weniger Unrecht, als der Fall ist, wenn er in seiner Konstruktion nicht zweierlei versäumt hätte: die Bedeutung der Verjüngung und die des Zufalls, des unzurückführbaren Zufalls richtig einzuschätzen. Setzt man die entsprechenden Größen in Spenglers Gleichung ein, dann ist es nicht falsch zu sagen, daß das Schick-

sal als Schicksal vorgezeichnet ist. Aus Geistesgründen ist nichts dagegen einzuwenden, da das Schicksal nur den irdischen Weg und nie den geistigen Sinn betrifft.

Das dynamische Element nun in dem Schicksalszusammenhang — was den Lehren des I Ging entspricht in Ergänzung des Statischen der Astrologie — bezeichnen die Künste der Strategie und Politik. Hier erweist sich mit abschließender Deutlichkeit, daß nichts, aber auch gar nichts Geistiges und Metaphysisches beim Schicksal als solchem mitspielt. Strategie und Politik wurzeln durchaus in blindem Urtrieb. Schon die frühesten Völker wußten von den gleichen strategischen Grenzen, welche heute Generalstäbler errechnen; das Phänomen ist identisch mit dem der immer gleichen Wechsel, welche Tiere gleicher Art in noch so neuer Landschaft einhalten. Der völlig ungebildete Attila schätzte augenblicklich das spezifische Gewicht der Machterben Ost- und Westroms richtig ein und durchschaute spielend die raffinierten Intriguen der Byzantiner. Politik ist nicht nur tatsächlich, sondern wesentlich unmöglich, wo kein politischer Instinkt vorliegt. Und nicht zwar, weil es sich hier um die Erforderlichkeit von Genialität handelte, sondern gerade umgekehrt: weil auf diesem urtümlichen Gebiet der Blinde am besten den Weg findet. Man analysiere einmal die große Politik aller Zeiten auf ihre wirklichen, nicht vorgeblichen oder ideologischen Elemente hin, wie dies Ferdinand Lion¹ auf bisher geglückteste Weise getan hat: nicht ein geistiges Motiv spielt in ihr eine primäre Rolle, noch kann es dies ihrem Wesen nach je tun. Denn die Politik gehört ganz und gar der Ebene urtümlichen Lebens an. Blinder Macht-drang, blinder Besitztrieb und blinder Blutrausch sind die physiologisch tiefsten Motive, welche Politiker beseelen. Fehlen sie, oder erscheinen sie geistigen Motiven soweit untergeordnet,

¹ Vgl. sein Buch *Die große Politik*, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. — Es ist das erste vollkommen sinngemäße Buch über dieses Thema, das ich kenne. Lion ist unter Theoretikern der Politik ungefähr das, was Tarde unter Soziologen war.

daß ihr Sinn sich wandelt, dann scheidet Politik allemal. Doch sehen wir von den Menschen ab, welche die Politik machen und von denen später genauer gehandelt werden soll: womit hat Politik es „objektiv“ zu tun? Mit Raum-, Zeit- und Gewichtsverhältnissen; Qualitäten und Werte als letzte Instanzen kennt sie nicht und kann sie gar nicht kennen. So wenig tut sie dies, daß für sie religiöse Werte z. B. auf einer Ebene liegen mit materiellen. Ihr ist es völlig gleich, mit welchen geistigen Mitteln sie ihre Ziele erreicht, denn nur dies Erreichen, sonach das Erfüllen des Schicksals im Sinn des Aales ist ihr Ziel und kann ihr Ziel sein. Was von Fall zu Fall als politischer Höchstwert gilt, hängt von der Sonderart des Schicksals ab. Das Wasser-Reich des britischen Imperiums erfordert das Festhalten, koste es was es wolle, bestimmter weitauseinandergelegener strategischer Punkte; eine wesentliche Landmacht kann von solchen absehen. Das spezifische Gewicht jedes Staats als solchen zeichnet ihm zu jeder bestimmten Zeit seine besondere Rolle vor, und zwar nicht nur im Sinn der Macht-, sondern auch der geistigen Politik. Der unabhängige Kleine und Schwache muß Verfechter internationalen Rechts und ein für alle Male bindender ihn sichernder Verträge sein. Der Besiegte muß anderes wollen als der Sieger; es war sinnvoll, daß das geschlagene imperiale Deutschland von einem Tag zum anderen in den erklärten Verfechter der Rechte der Schwachen umschlug. Der Verwalter eines übernationalen geistlichen Reiches, wie der Papst, muß wieder völlig andere Werte als letztbedeutsam anerkennen. Hier kann man sogar zugeben, daß der Marxismus in hohem Grade recht hat, wenn er behauptet, Begabung entsteht aus bestimmter äußerer Konstellation. Jede Konstellation reizt zur Ausbildung des ihr Entsprechenden, und ist entsprechende Begabung überhaupt vorhanden, dann wächst sie in Korrelation mit jener. So ist die erbliche Intelligenz gewisser Rassen, wie der Armenier und Juden, wahrscheinlich Produkt der Unterdrückung. Und der Gedanke hat manches für sich, daß der intellektuelle Fort-

schritt des letzten Jahrhunderts mit dem Aufsteigen der Unterschichten zusammenhängt. In diesem Zusammenhang hat der Behaviorismus wirklich recht. Alle gute innere Politik befolgte von jeher dessen Grundsätze. Bei der äußeren Politik nun handelt es sich notwendig um Äußerliches im nahezu absoluten Verstand. Eine Politik, die sich nicht zielbewußt auf dessen Ebene bewegt, ist keine Politik mehr; deswegen hat solche sich in aller Geschichte ausnahmslos auf für das fragliche Volk verhängnisvollste Weise ad absurdum geführt. Insofern waren die Ideologen zu aller Zeit die schlimmsten Verräter gerade am Geist. Denn durch Verkennen der Gesetze der Erde verhinderten sie wieder und wieder die Verwirklichung seiner Ideale.

Der Mensch nun, welcher die Elemente des historischen Schicksals am sichersten handhabt, ist nicht der geistigste, sondern der erdhafteste; nicht der weitblickendste, sondern der das Nächstliegende am schärfsten Erfassende; es ist der Mensch, dessen Geist der Art des Körpers, sich im Wandel der Umwelteinflüsse zu behaupten, am nächsten kommt. Daher dieschlechthinnige Unmöglichkeit, Politik zu intellektualisieren: sie muß ja gerade den irrationalen Elementen des Lebens von Augenblick zu Augenblick Rechnung tragen. Daher die schlechthinnige Unmöglichkeit, Politik zu moralisieren. Auf der Ebene des erdhaften Urlebens ist Töten ein ebenso Normales wie der natürliche Tod. Dort hat die Lüge als Verstellung den Vorrang vor der Wahrhaftigkeit. Das beinahe durchweg Häßliche und Böse außenpolitischer Mittel, die so oder anders immer Vergewaltigung oder Verführung oder Erpressung oder Betrug bedeuten, entspricht dem Grundcharakter der Unterwelt. Wer darf gerade zu unserer Zeit am wesentlich höllenmäßigen Charakter der Politik zweifeln? Wilsons Vierzehn Punkte wurden selbstverständlich angenommen, um dem Weltkrieg ein Ende zu machen, und nachher ebenso selbstverständlich ignoriert oder mit absoluter mala fides so zerdeutet, wie dies dem materiellen Interesse der Siegermächte entsprach. Souveräner als je

früher herrscht seither der Mammon, weniger denn je gelten Menschenleben und -glück. Jeder weiß von den Verbrechen der Bolschewisten, jeder verdammt sie mit großen Worten. Aber nicht nur nützt jeder, welcher kann, die materiellen Vorteile, die sie bieten können, aus — mehr und mehr wird über dem Teuflischen dessen, was die Bolschewisten ein Jahrzehnt über verbrochen, zur Tagesordnung übergegangen. So aufdringlich Böses ist seit den Tagen der Renaissance nicht getan und hingenommen worden. Doch selbst die zahmste politische Praxis verträgt das Anlegen des tolerantesten geistigen Maßstabs nicht. Paul Valéry definierte die Politik jüngst folgendermaßen: „La politique fut d'abord l'art d'empêcher les gens de se mêler de ce qui les regarde. A une époque suivante, on y adjoignit l'art de contraindre les gens à décider sur ce qu'ils n'entendent pas.“ Die wesentliche mala fides aller Politik ist damit nur milde angedeutet. Mögen ihre Betreiber als Menschen noch so anständig sein: der Natur der Sache nach ist Politik Vergewaltigung, Verführung, Erpressung, Übervorteilung, Betrug und allergünstigsten Falls kalt-egoistische Behauptung und Verfechtung der eigenen Interessen. Macchiavellis *Principe* ist durch den modernen Staatsmann, welcher dauernd und unentwegt von Idealen und Rechten redet, nicht überholt, sondern übertrumpft. Spionage, Contre-Spionage, Provokation, Ausnutzen fremder Schwäche, Shylock-artiges Bestehen auf Verträgen oder arglistiges Bestreben, Verträge zu umgehen, gehören zur Routine-Arbeit jeder nur möglichen erfolgreichen Außenpolitik. Insofern wüßte ich keine niedrigere Tätigkeit. Das Schlimmste an ihr ist nicht ihr offenkundiges Verbrechen, das sich ja nur gelegentlich äußert, sondern ihre Behauptung, „Recht“ zu vertreten oder zu verteidigen. Politik ist immer ungerecht, immer moralisch schlecht. Deswegen waren so viele Verbrechernaturen große Staatsmänner. Wer nichts vom Verbrecher hat, wird es auf außenpolitischem Gebiete nie weit bringen. Zum mindesten muß er dann Advokat sein, was wenig besseres bedeutet; denn der Rechts-

anwalt als Außenminister nutzt völlig skrupellos für seinen Fall vorteilhaften Buchstaben aus. Manche Staatsmänner, besonders englische, suchen diesen Konflikt durch reinliche Scheidung zwischen öffentlichem und privatem Leben zu lösen. Aber von allen faulen Lösungen ist diese die faulste. Und nicht besser steht es mit dem Berufen auf die Staatsraison oder den Vorteil der Mehrheit, denn mit derartigen Opportunitäten hat die Gerechtigkeit, wird ihr Begriff nicht völlig schamlos verstanden, nichts zu tun.

Hier gibt es nur eine nicht feige, nicht faule, nicht verlogene Lösung: anzuerkennen, daß es sich bei der Politik um Unterweltliches handelt, so wie die Darmfunktionen ein Unterweltliches sind. Und dann das Niedrige so weit als irgend möglich in den Dienst des Höheren zu stellen. Und nicht zwar im Sinn des Machiavellismus, welchem das Böse als gut gilt, sofern es nützlich ist; noch auch in dem des Jesuitenspruchs, daß der Zweck die Mittel heilige. Sondern im Sinn des Auf-sichnehmens des tragischen Geschickes, daß die Unterwelt notwendig zum Menschen gehört; daß diese nie moralisiert, nie spiritualisiert werden kann, und daß doch nur mittels dieses Bösen, welches ewig böse bleibt, das Gute auf Erden zu verwirklichen ist. Nur der bewußt und zielsicher die Unterwelt verkörpernde und vertretende Staatsmann kann das Geschehen so lenken, daß Geist Gelegenheit bekommt, sich auszuwirken. Im Alltagszustand gelingt es ihm allein, die ökonomischen Kräfte und Interessen so zu balancieren, daß ein Minimum von Ungerechtigkeit resultiert. Wo es Bedeutungssteigerung des Wertvolleren gilt, hat er allein den Mut zu der dazu erforderlichen Unbilligkeit. Vor allem aber bringt der Unterweltsmensch allein die Entschlußkraft zum Verbrechen auf, welches Schlimmerem vorbeugt. Dies gilt vom Präventivkrieg wie vom politischen Mord. Der Unterweltsmensch allein kann erfolgreich Schicksal spielen, weil eben das Schicksal nichts Geistiges ist. Die konstruktive Bedeutung des Verbrechens in der Geschichte wird trotz allem Anschauungsunterricht, welchen wir Heutigen seit

Jahrzehnten genießen, noch immer ungeheuer unterschätzt. Es gibt kein Volk, das nicht mittels irgendwelcher Gemeinheit Weltstellung errang. So kann vernünftigerweise nie Problem sein, die Unterwelt zu bessern — einzig darum kann es gehen, sie in den Dienst des Geistes zu stellen, so wie der Mörder als Henker der Gerechtigkeit dient. Aber dies kann wiederum nie anders gelingen, als so, daß das Geistige zum Motiv wird für die Triebe und Strebungen der Unterwelt.

Das einzig Tröstliche inmitten all dieses Fürchterlichen ist, daß letzteres Ziel bis zu einem gewissen Grad erreichbar scheint. Am klarsten illustrieren dies die Religionskriege, wo Glaube an Jenseitiges stärkstes Motiv war diesseitigen Tuns und Lassens. Das lag nicht an der Idealität der damaligen Gesinnung, sondern daran, daß der Glaube damals größere Macht und stärkeres Interesse verkörperte — und damit Ur-Hunger und Ur-Angst unmittelbarere Ziele bot — als materieller Vorteil. Hier allein liegt denn auch das Positive und Richtige der modernen Weltverbesserungs-Bestrebungen. Im Prozeß der Durchgeistigung können geistige Ideale so überwiegend vitale Bedeutung im Gesamtorganismus der Menschheit gewinnen, daß auch die Unterwelt von ihrem Standpunkt sich willig an ihnen orientiert.

Doch nicht nur die Politik der Völker muß sich unentrinnbar und unwandelbar den Normen der Unterwelt gemäß entrollen: Gleiches gilt auf der gleichen Ebene von jedem Einzelmenschen. Und insofern ist auch alles Einzelschicksal, von idealen Forderungen her beurteilt, tragisch. Es ist nicht möglich, anders zu leben als auf Kosten anderer; der Daseinskampf ist Urphänomen, und seine Mittel und Wege können niemals geistgemäß werden. Wer hier für sich das Gegenteil behauptet, ist entweder zu feige oder zu blind, um die Dinge so zu sehen, wie sie gerade in seinem Falle sind. Ich bin nicht deswegen nicht Vegetarier, weil ich das Essen getöteter Tiere für geistgemäß halte, sondern weil es vom Geiststandpunkt gleichgültig ist, ob einer Pflanzen- oder Fleischkost, ja Menschenfleisch, ja das

Fleisch seiner eigenen Eltern ißt, so wie es viele im übrigen meist besonders gemütvollt Völker tun, nachdem jene alt und schwach geworden. Und ökonomische Betätigung ist nicht geistgemäßer als politische. Der Industrielle und Bankier und Händler mordet nicht direkt; indirekt aber lebt er im ganzen mehr auf Kosten anderer, als der Krieger. Und da er nie sein Leben dabei riskiert, sondern sein ganzes Leben recht eigentlich im Hinterhalt verbringt, so ist er seelisch der niederträchtigere. Dies wird nun immer ausgesprochenener so, je mehr die Welt „fortschreitet“, weil es im Gefälle des Fortschritts liegt, das Eigen-Wesen jeder Betätigung schärfer herauszuarbeiten. Die Ökonomie, welche heute die Politik als bestimmende Macht ablöst,¹ macht die Welt wohl vernünftiger, nicht jedoch moralisch besser. Noch keiner wurde ohne Übervorteilung reich; ohne solche ist es nur möglich, seine „Nahrung“ zu erwerben, wie denn unser hochspirituelles Mittelalter solche Abgrenzung möglichen Verdienstes als einzig anständig anerkannte; der Mammon ist wirklich wesentlich „ungerecht“ Ausbeutung derer, welche weniger wissen und können, und sei dies auch nur im Sinn des bewahrten Geheimnisses des Wissens um eine Goldader oder in dem früher erratener neuer Konjunktur oder der Spekulation auf höhere Preise sind Dinge, ohne welche Ökonomie kein mögliches Bereicherungsmittel wäre. Doch der Privatbesitz-feindliche Sozialismus wird diese Erde leider erst recht in keinen Himmel umwandeln. Rußland mußte, um sein System zu begründen, seine eigenen Bürger in größerem Stil berauben, als je vorher geschah. Seither beraubt es jeden der materiellen Besserungsmöglichkeit. Mit seinem Bekenntnis zum Recht zur Vergewaltigung unterwirft der Bolschewismus

¹ Ob viele es bemerkt haben, daß Schreiber dieser Zeilen als erster, im Jahre 1921, im Kapitel „Wirtschaft und Weisheit“ des Buches *Politik, Wirtschaft, Weisheit* diesen Grundcharakter der neuentstehenden Welt bestimmt hat, von der die Staatsmänner von 1931 schon ziemlich bewußt als der Grundtatsache ausgehen, und daß das Kapitel „Privatismus“ seines Amerikabuchs (geschrieben 1928) den neuen Zeitgeist zuerst von allen früheren in vollständiger Darlegung klar differenziert hat?

die Oberwelt der Norm der Unterwelt. Und letztlich eines Geists mit ihm sind alle Massenbewegungen der Nachkriegszeit. Sie alle sind anti-individualistisch und freiheitsfeindlich. Die antimarxistischen und nationalistischen haben vor den anderen den Vorzug, Blut und Erde und Schicksal tiefer zu verstehen und insofern aus tieferem Lebensgefühl zu leben. Doch auch diese Tiefe ist eine Tiefe nach unten zu. So wirken auch sie unvermeidlich im Sinn eines Mächtiger-werdens der Normen der Unterwelt.

Beschließen wir diese Meditation mit einer Betrachtung der Uranfänge der Geschichte. Blut und Erde bestimmen zuunterst das, was sich oben als Geschichtsprozeß entrollt. Das Besitzen bestimmten Landes ist Forderung der Ur-Angst, die sich primär im Besitz sichert; hier wurzelt alle Statik der Geschichte. Ihre Dynamik aber hängt intern vom Grad des Blutskonfliktes ab, und nach außen zu von der Macht und Rolle des Ur-Hungers. Ist diese groß, dann werden Völker zu Eroberern. Doch die echten Eroberervölker waren von je und sind heute noch ursprünglich ziellos — so wie es die Engländer sind, die ohne eigentliche Absicht ein Weltreich aufbauten — und im Uranfang war dies im äußersten Maß der Fall. Dementsprechend berichten übereinstimmend alle Sagen, daß die Geschichte mit Abenteuer und Abenteuerium begann. Und zwar war der Ur-Abenteurer nicht etwa Don Quixote, das Urbild bestimmenden weltüberlegenen Geists, der seinen Traum der Wirklichkeit aufdrängt, sondern der völlig phantasie-, ja vorstellungslose Abenteurer, welcher das schlechthin Unbekannte und insofern das Nichts will. Was wir heute Abenteurer heißen, ist ein zur Monstruosität herausdifferenzierter Extremfall. Der moderne Abenteurer ist der absolut leere Mensch, welchem das Schicksal aus horror vacui Zufall auf Zufall zuführt. Allein umsonst: er ist unfähig, auch nur das Allermindeste zu erleben, geschweige denn in Werte umzusetzen, denn aus ihm ist nichts Innerliches zu evozieren. Der Abenteurer als Geschichtspionier war blinder noch, doch seine Blindheit gehörte zur Eigenart

primordialen Lebens. Ihn trieb der Ur-Hunger, der sich durchs Weltall durchschlingen will. Dieser Ur-Hunger ist aber zugleich der Urausdruck des männlichen Prinzips und damit die irdische Keimzelle späterer Freiheit. Diese wurzelt im Drang zum Risiko, der im Verlauf der Durchgeistigung zum Vehikel des Wählens und Wagens und Entscheidens wird. Das sich-Aussetzen den Zufällen des Lebens allein löst auf die Dauer alle inneren Kräfte aus. Noch vom Höchstdurchgeistigsten gilt dies; nur sich-Aussetzen den Zufällen des Lebens bringt auch bei ihm die innere Schicksalsmelodie zum Anklingen. Doch zu Beginn der Menschheitsgeschichte war von Voraussehen und Planen und Zielen keine Rede. Da war die Blindheit des Ur-Hungers der Mutterschoß aller Dynamik. Daher das Ungeheuerliche frühesten Abenteurertums, welches nie wiederholte Heldentaten vollbrachte. Man gedenke der ersten Seefahrten, die zur Eroberung der Erde führten. Nach Hermann Wirth soll der früheste nordische Mensch von Nordamerika her das Kap der Guten Hoffnung im Ruderboot umschiffen und von dort her die Südsee besiedelt haben. Solch ungeheuerliche Abenteuer waren möglich, weil die furchtgebärende Vorstellungskraft kaum vorhanden und zugleich der Ur-Hunger grenzenlos war. Wie Nachtwandler und Trunkene eroberten die ersten Herrenvölker die Welt.

Meiner Feder entfloß unwillkürlich der Ausdruck Herrenvölker: sie waren in der Tat ursprünglich die einzigen, die Initiative besaßen; sie allein verantworten deshalb für die großen Linien der Geschichte. Die anderen, in denen das Prinzip der Ur-Angst und damit der Sicherung im Besitz dominierte, verblieben geschichtslos, wie sie waren, und so löste kein Erleben Entwicklungskräfte in ihnen aus. Sicherungsvölker sind erst auf der Höhe allgemeinen Erreichnisses als irgendwie historisch bestimmende Mächte denkbar. Dies erklärt die heutige Vormachtstellung Frankreichs. Im Uranfang zählte nur der Abenteurer. Und lange nachher war der Held Prototyp des historischen Menschen überhaupt. Damals stellte sich einzig

die Alternative: Heldengeschichte — gar keine Geschichte. Ist das Sicherungs- und damit das Besitzbedürfnis die Mutter aller Ordnung, so ist der Krieg der Vater zwar nicht aller Dinge, wohl aber alles geschichtlichen Werdens. Sintemalen es Anstrengung und Überwindung kostet, historisch zu leben, d. h. seinen eigenen Weg bahnd und nicht dem Naturgefälle folgend, so strebt alle Spirale zum Kreise zurück und alle Geschichte in die Geschichtslosigkeit. Neuanfang gab es immer nur dann, wenn Wille zum Risiko erstarrte Ordnung zerbrach und sich aufbauender Zukunft gewiß unbefangen zur Zerstörung bekannte. Daher das Periodische nicht nur der großen Kriege, sondern auch der großen Revolutionen.

SECHSTE MEDITATION

TOD

Auf argentinischer Erde, deren strotzende Schwärze eine einzige Bereitschaft ist, zu begraben, auf daß endlos neues Leben Grund und Boden fände, fiel mir, als ich einmal schwer erkrankte und mich lebensüberdrüssig fühlte, wieder ein, was lange Jahre vorher eine alternde Frau zu mir gesagt und was ich damals nicht verstanden hatte: „Jeder Krume fühle ich mich verschwistert. Ich möchte mich hinlegen und warten, bis daß auch ich zu Humus werde.“

Es mag mit die Horizontalität der Pampa gewesen sein, die alle Theorie, daß die Erde rund sein könne, lächerlich erscheinen läßt, welche die Schwerkraft in mir zum bestimmenden Bewußtseinsmotiv erweckte. Ich bin immer häufiger krank gewesen, als gesund. Von jeher habe ich Monate jedes Jahres liegend verbringen müssen. Aber nie früher fühlte ich mich gezogen, gedrängt, zu versinken; nie früher empfand ich es als ein Vorläufiges, ein kleinlich Vorläufiges, daß mich die Erde trug, daß ich nicht in ihr aufging, daß sie hart und verschlossen unter mir verharrte und jede Sehnsucht in den leeren Raum des mit bleichen Sternen wirr besäten Himmels fortwies.

Ich hatte nicht Selbstmordgedanken. Schwere Krankheit des Körpers nimmt der Seele allen Willen zum Sterben ab. Daher ihr tief Beruhigendes. Ohne alles Zutun des Bewußtseins, ohne alle Eile noch Geschäftigkeit stellen sich im Rhythmus schweren Erkranktseins die Millionen Sonder-Lebewesen, aus denen der Leib besteht, wie schwimmende Eisenspäne dem Magneten zu, dem Tod entgegen um; ohne Panik, sondern in ruhig abwartender Verteidigungsstellung an sich haltend; nicht selbstverleugnend, sondern positiv teilnehmend am Schicksal ihrer

Endlichkeit, auf daß es sich zur rechten Zeit erfülle, weder früher noch später. Schwere Krankheit ist insofern der eine Zustand ohne Furcht. Sie mag Qual sein und Marter: nichts verdirbt dem, der sich ihr restlos hingibt, die Geborgenheit im Rhythmus der Erde. Deswegen ist die Resultante ihrer Prozesse der Genesungs- und nicht der Selbstmordwille. Deswegen gibt es nur verschwindend wenig Kranke, welche sterben wollen, denn der Wille zum Tode ist ihnen abgenommen. Und damit ist der Krampf der Krämpfe für eine Zeit gelöst. Das Geistbewußtsein weiß von keinem natürlichen Ende. Es muß umnachtet sein, im buchstäblichen Sinn des Worts, es muß die Uhr der Schöpfungsnacht den Takt schlagen, auf daß kein Widerstreit bestehe zwischen Körper- und Geisteswelt.

Ich war immer besonders glücklich, wenn ich krank war. Vielleicht, weil mir der Schlaf als natürliche Versenkung in den Naturprozeß als selteneres Geschenk zuteil wird, als den meisten, und ich so anderer Gleichgewichtsverschiebung bedarf, um der Erde zu geben, was der Erde ist, und von ihr zu nehmen, was sie geben kann. Doch nie, vor jenem argentinischen Erlebnis, kannte ich Todessehnsucht anders denn als Wunsch, die Melodie, die ich nicht weiterspielen wollte, zu unterbrechen. Ich erinnere mich noch, als ob es heute wäre, wie tief mich mit zwanzig Jahren der von Richard Wagner so herrlich verstehend vertonte Sehnsuchtschrei des Wotan nach dem Ende ergriff; nie mehr seither verstummte er als Unterton meines Bewußtseins. Da ich in Argentinien krank war, und immerdar seither, erlebe ich äußerlich Gleiches in einem völlig anderen Sinn. Ich spüre jetzt jeden Augenblick das Streben des Urlebens in mir nach dem absoluten Ende. Doch das hat mit meinem geistigen Schicksal nichts zu tun. Es unterbricht es nicht. Es erfüllt es. Wieder Erde zu werden, ist die Erfüllung meines Erd-Teils. Seitdem dieser in mein Bewußtsein hineinwuchs, ist es nicht mehr Wotans Düsternis, die ich zuunterst spüre, sondern die Stimmung, aus der Bach seine Beschwörung „Komm, süßer Tod“ erschuf. Und seitdem begreife ich den

Sinn aller großen Choräle. Es gibt ja triumphierende Kirchenmusik. Doch die ist eitel Dichtung und kann nur exaltieren, nie erbauen. Alle echten Choräle sind Beerdigungsgesänge. Daher ihr tiefes Moll. Sie lassen im Menschen das anklingen, was das irdische Ende will. Und eben dadurch beglücken und befreien sie.

Aller Kultus der Indianer galt dem Tod oder war Tod und Töten. Keine Menschenart hat je den Akzent weihevollen und Weihenden Erlebens so sehr auf das Ende gelegt wie sie. Und zwar im Sinne wirklichen Endes, nicht des Todes als der Schwelle zu neuem Leben. Religionen ohne Jenseitsglauben oder -vorstellung gibt es viele. Und mich dünkt: bei vielen, die von einem Jenseits des Grabes künden, bedeutet dies nur mißverstehende Interpretation; sie wissen nicht, wie sie ihren Kult des Endes anders deuten sollen. Die indianische Religion bedeutet klar bejahte Bindung an die Erde; auch wo diese, wie bei den Inkas, in das Sonnensystem hinübergezogen scheint. Demgemäß ist dem Indianer Ideal, in Harmonie mit der Erde zu leben. Gesundheit ist Beweis dessen, daß es erreicht ward. Zu dieser Harmonie gehört auch rechte Sitte. Doch der Indianer befolgt sie nicht aus Nützlichkeits erwägung, etwa „auf daß er lange lebe auf Erden“, sondern aus innerem Bestreben, im Rhythmus der Erde mitzuschwingen. Deswegen kennt er auch keinen Fortschrittswillen, der den Ur-Rhythmus ändern sollte. Seine Pathik oder Apathie, seine Bescheidung und Melancholie bedeutet keine Anpassung des Schwachen und Ängstlichen und Widerwilligen an ein Mächtigeres, sondern freie Hingabe an dieses. Daher seine Vornehmheit. Daher steht er zum Menschenopfer, als Opferer wie als Geopferter, ähnlich wie in unserer tätigeren Welt der Kriegsheld, und nur er, zum Tode steht. Erfüllung des Lebens ist, zur Erde heimzukehren. Das freiwillig gespendete Blut ist befruchtender Regen. Solcher Tod ist Gnade, gleichwie Gesundheit Gnade ist.

Hieraus ergibt sich die physiologische Unmöglichkeit jeglichen Fanatismus. Bei der vollkommenen Bestimmtheit dieses Lebens durch dessen Urkräfte gibt es freilich ebensowenig To-

leranz. Diese ersetzt uralte Überlieferung. Darüber hinaus ersetzt sie Gleichgültigkeit. Äußerlich führt dies zur Maske des Skeptizismus. Ist der Indianer nicht zu träge, um zu denken, so ist er ironisch. Abgründliche Ironie ist die Gesinnung des Gaucho, jener seltsamen und so schönen Kreuzung altspanischen Rittertums und indianischer Resignation. Von ihm heißt es: *el gaucho se persigna por las dudas*; er bekreuzigt sich, um seinem Zweifel — nicht seinem Glauben — Ausdruck zu verleihen. Letztlich aber ist Grundmotiv nicht Ironie, die von souveränem Geiste kommt; es ist Indifferentismus. Jeder Bauer auf Erden zeigt diesen gegenüber den Ereignissen der großen Politik. Auch der Gebildete zeigt sie gegenüber der Erdrotation oder dem Kurs, den unser Planet in seinem rasenden Flug durch den Weltraum einhält. Beim Bewohner des Kontinents des dritten Schöpfungstages herrscht diese Gesinnung durchaus und in jedem Sinn. Unter den Caboclos Brasiliens, jenen über alle Begriffe armen halbindianischen Fronknechten der Fazendeiros traf ich kynische Philosophen, welche Griechenland Ehre gemacht hätten. Die argentinische *macana* setzt wegwerfendes Lachen letzter Gleichgültigkeit auf. Grimmig ist der Oberton des chilenischen Fatalismus, dieses Kindes eines Erdbebengebiets. Dieser Indifferentismus, der ganz Südamerika durchsetzt, ist eine der ungeheuerlichsten Erscheinungen, die ich kenne. Er bedeutet nicht Mangel an Interesse, überhaupt nicht Mangel an was immer es sei: er bedeutet blindes Dasein. Er bedeutet das Primat des Ur-Lebens in seiner undurchdringlichen Abgeschlossenheit. Lange suchte ich nach einem überzeugenden Bild, das dieses ungeheuerlich Fremde dem Europäerbewußtsein wenn nicht verständlich, so doch deutlich machen könnte. Ich fand es endlich in folgendem. In Bolivien werden Todesanzeigen vielfach nicht in der üblichen Fassung (Es entschlief im Herrn .) versandt, sondern im Wortlaut: *Don Fulano se quedó indiferente*: der Herr so und so verblieb gleichgültig. Es gibt in der Tat nichts gleichgültigeres als einen Leichnam.

Eine Lösung aller Probleme liegt allerdings darin, keine Problematik zu spüren noch anzuerkennen und die Dinge selbstverständlich so zu nehmen, wie sie sind. Während des Weltkriegs geriet mir eine russische Erzählung in die Hand, welche mir dazumal einen tiefen Eindruck machte. Ihr Held war ein auf Lebenszeit nach Sibirien Verschickter, der in verlorener Gegend eine Fähre lenkte, die nur ein paar Menschen im Jahre benutzten. Ein junger Sträfling ward ihm zukommandiert. Und wie dieser sein Entsetzen über die Trostlosigkeit des ihn erwartenden Lebens äußerte, antwortete er gelassen, mit einem leisen Unterton von Heiterkeit: „Du wirst dich schon gewöhnen — Gott gebe jedem ein solches Leben.“ Ist nicht die meiste Frauenweisheit Variation des einen Satzes „es ist nun einmal so?“ Die Kindheit kann und soll selig sein. Dann muß und soll die öde Routine der Schule kommen, die der genossene Feiertag unterbricht. Höchste Hoffnungen werden den Töchtern hinsichtlich der Heirat in die Seele gesät, welche die Mütter aufrichtig teilen. Nachher aber betonen sie die Selbstverständlichkeit erforderlicher Resignation. Das ist nun einmal Frauenschicksal. Die Männer sind nun einmal so. Aufs gründlichste wird jede Krankheit durchlebt; ebenso gründlich das Gefühl mählichen überflüssig- und störend-Werdens. Den Abschluß bildet Vorbereitung auf den Tod. Das ist im besten Falle, den allein ich meine, nicht Oberflächlichkeit, sondern vollkommene Identifizierung mit dem erlebten Leben, wie es ist. Diese Frauen machen sich nichts vor. Sie können sich garnichts vorstellen, was nicht vor ihnen steht. Jedes Stadium auf dem Lebenswege erleiden sie intensiv. Sie erfahren immer genau das, was sie tatsächlich affiziert, und gleichmäßig bejahen sie alle Affektionen. Sie stehen gleich positiv zu Geburt und Tod, zu Freude und Leid, zu Glück und Trübsal, denn alles erfüllt jeweils ihr Leben. So vertragen sie das Zusehen bei fremder Qual, genießen sie schwere Krankenpflege, assistieren sie gern bei jedem ihnen zugänglichen Sterben. Dann trauern sie mit vollkommener Aufrichtigkeit. Doch ihre Trauer hat nichts mit der Idee des

Abschieds für immer zu tun, sie ist einfach ein besonders tiefer Lebensinhalt. Dies gilt auch vom Zustand jener Witwe im Neuen Testament, die nicht getröstet werden wollte.

Alles dieses wird gänzlich mißverstanden, wenn es als Philosophie oder Religion gedeutet wird. Das Wesentliche ist, daß hier Geistmotive gar nicht mitbestimmen; daß jede Vorstellung, jede Zusammenschau und damit jede Problematik fehlt. Es handelt sich um ein völlig unreflektiertes Mitgetriebenwerden von Sekunde zu Sekunde im Gefälle und im Rhythmus des Erlebens. Aber ist das Bewußtsein in dessen Grund verankert, spiegelt es alle seine Etappen treu, dann lebt der Mensch trotz aller Problemlosigkeit ein tiefes und unendlich reiches Leben. Es ist tiefer und reicher als das jedes Vorstellungsbeußten, der nicht alles bemerkt und es nicht tief versteht. Denn das Vorstellungsvermögen bedingt zunächst Verarmung und Veroberflächlichung. Zunächst gelten da Kants Sätze, daß die Welt meine Vorstellung ist und daß der Verstand der Natur seine Gesetze vorschreibt. Und die Innenwelt der meisten ist dürftig, und die Zusammenhänge, die der Verstand von sich aus schafft, schließen die meisten tiefen und wesentlichen Zusammenhänge aus. So hatte ich, ehe in mir in Argentinien das unmittelbare Erdbewußtsein erwachte, nie die Sehnsucht erlebt, zur Erde zurückzukehren, aus der ich hervorgegangen bin.

Doch mit dem Ausgeführten sind die Vorzüge der Identifizierung mit der blinden Unterwelt noch nicht erschöpft. Allein die Blindheit, die sich mit dem Gesetz der Erde solidarisiert, ermöglicht unbefangenes Leben überhaupt. Wer gar nicht an ihr teilhat, oder wer nicht spürt, daß Geistforderungen der Ganzheit des Lebens nicht gerecht werden, daß also nicht das Leben schuld ist, wenn es unzulänglich scheint, sondern Unvollständigkeit seines Erlebens; wer z. B. nicht erfaßt, daß Leid und Schmerz nicht nur Negativa sind, sondern auch Erfüllungen, und zwar nicht nur als Vorstufen oder Antriebe, sondern an sich: wer insofern alles Blindheitserlebens verlustig ging, der muß Ähnliches empfinden, wie Prinz Siddharta, da

er den ersten Kranken gewährte. Der muß versuchen, Tod und Töten aus der Welt zu schaffen. Der muß, sintemalen dieses unmöglich ist, im Leben ein reines Übel, ein nichts-als-Leiden sehen und in einem Nirvana, einem Aufhören des Lebens in irgendeiner Form, das Ziel. Der Buddha war der tiefste aller Revolutionäre. Er suchte nicht, wie alle Religionsstifter sonst, das Absolute des Bösen und Leidvollen zu ignorieren oder wegzudeuten. Er kannte die Eigenart des unterweltlichen Lebens. Seine ganze Lehre fußte auf der Erkenntnis des Primats des Ur-Hungers; das bedeutet es, wenn ihm das Leben, nach Paul Dahlkes glücklicher Paraphrasierung, ein einziges Essen und Gegessen-werden war. Die einzigartige Erhabenheit seiner Lehre beruht aber darauf, daß sie Ausdruck einerseits der reinen Ur-Angst ist, in Buddhas Spezifizierung der Angst vor dem Leiden, und andererseits der Überwindung derselben durch äußersten Mut, den Mut zum vollkommenen Wachsein, zum vollständigen Sehen des Lebens, wie es ist, in seiner ganzen Furchtbarkeit. Der Buddha lehrte und unternahm nichts Geringeres, als mittels geistgelenkten Triebs den Lebenstrieb zu vernichten. Aber wenn der Buddha der tiefste aller Revolutionäre war, welcher je gegen Bestehendes ankämpfte, so konnte er eben deshalb keine Weltwende einleiten. Wohl ist es möglich, vom Geiste her die Natur in neue Zusammenhänge einzubeziehen; nie aber, sie zu vernichten. Die mögliche Lösung gab der Buddha mit seinem Leben, nicht mit seiner Lehre. Es ist möglich, solche innere Überlegenheit zu erreichen, daß man es aushält, „vollkommen erwacht“ das Leben so zu sehen und hinzunehmen, wie es ist, und dabei vollkommen selig zu sein. Aber es ist nicht möglich, die unterweltliche Wurzel dieser Seligkeit auszureißen.

Buddhas persönliches Erreichnis ist das gewaltigste von der Geschichte überlieferte, weil er allein vollkommen wahrhaftig war von Anfang bis zu Ende. Was in seiner Lehre verfehlt ist, beruht auf organisch bedingtem Vorurteil — wie es vom Standpunkt des Pferdes ein Vorurteil darstellt, Kuh zu sein — über

welche Art Vorurteile hinauszuwachsen menschenunmöglich ist. Die allermeisten nun vermögen nicht allein keine Buddhas zu werden — sie vermögen weder die Urweisheit der urtümlichen Frau zu leben und so ihren Frieden zu finden, weil sie nicht blind genug sind, noch ist ihr Geist erwachensfähig genug, um von sich aus einen Zusammenhang zu schaffen, welcher dem Leben befriedigenden Sinn gäbe. So retten sie sich in die Verstellung vor sich selbst. Ihre Ur-Angst gebiert die Ur-Lüge. Und diese transponiert an sich wahrhaftiges Erleben in Gestaltungen, welche den Menschen, der sich mit ihnen identifiziert, aus der Erd-Tiefe herausheben, ohne ihn jedoch in der Tiefe verstehenden Geistes neu zu verankern.

Das oberflächlichste und deshalb typischste Beispiel dieser Lösung geben die Weltmenschen, welche die Zeit totschiagen. Es ist nicht wahr, daß diese sich mit Anstand langweilen, wie dies der kategorische Imperativ des traditionellen Hofmanns verlangte: sie langweilen sich gar nicht; ihre oft bewundernswerte Kunst besteht darin, alles Persönliche und damit Erlebensfähige aus ihrem Leben auszuschalten. Dies erhält sie dauernd beschäftigt; weniger als irgendein Schwerarbeiter kennen sie wahre Muße. Bald müssen sie Karten spielen, bald Besuche machen, bald an Hochzeiten und Beerdigungen teilnehmen, bald eine Kur gewissenhaft durchführen oder Sport treiben, bald im Zweikampf oder Kriege vorschrittsmäßig tapfer erscheinen. Wie sie, leben tatsächlich die allermeisten Menschen: sie zentrieren ihr Bewußtsein in einem „Soll“, welches geistigen Ursprungs ist und insofern Sinn zu geben scheint, andererseits aber keinerlei Verstehen erfordert, welches letzteres allemal des Lebens Leichtigkeit zerstört. Ferner eskamotieren sie so das persönliche Erleben der Unterwelt, und doch schwingen sie in deren Rhythmus mit, denn ihr Dasein ist doch ein stetes problemloses Bejahen des Lebens, wie es ist. Der nächsttiefere Ausdruck der gleichen Ur-Verstellung ist die Sitte, welche an die Wurzel des Daseins greifendes Tun und Erleiden entproblemisiert und entpersönlicht. Es ist Sitte, seinen

alten Vater zu verspeisen. Es ist Sitte, Witwen zu verbrennen. Es ist Sitte, an einem bestimmten Feiertag seine Töchter zu prostituieren. Es ist Brauch, daß der Inka seine Schwester freie. Es ist Gebot, bei gewissen Gelegenheiten Harakiri zu üben. Hier vermittelt die Vorstellung des Opfers zwischen unterweltlichem Drang und Forderung des Geists, und keins von beiden wird wirklich persönlich erlebt. Gleichsinnig erlöst der Ritus vom Erlebnis. Das Furchtbare oder allzu-nah-Berührende wird als integrierender Bestandteil einer Geistesform distanziert. Dies galt vom Menschenopfer in Mexiko und Peru, in unserem Mittelalter von Hinrichtung und Folter, welche die Zuschauer nicht so genossen hätten, wie sie's tatsächlich taten. wäre das Sterben der Verbrecher ihnen nicht ein anerkannter Bestandteil bildhaft vorgestellter Weltordnung gewesen. Heute steht es ebenso mit der Beerdigung. Im überempfindlichen Brasilien wird diese gar zu einem reinen Blumenfest, wo die Überfülle des Farbigen und Duftenden das Grausige vollkommen vergessen läßt. Nicht anders steht es endlich mit der Hochzeit; alles wird allerseits dazu getan, um diese Lebensetappe in einen anderen Zusammenhang zu transponieren, als der es ist, dem sie zuunterst angehört. Vorschriftsmäßig „strahlt“ die Braut, unbezwingliche Leidenschaft zur „einzig Möglichen“ war des Mannes Motiv, das kommende Leben ist eitel Seligkeit par définition. — Das Bild dieser Verstellung vollenden die Stellungen, Würden und Einrichtungen. Sie alle sind Kinder der Angst. „Dies beschließe ich nicht als Mensch, sondern als Richter“, erklärt der Mann, welcher ein Todesurteil verkündet, und wähnt sich damit aller persönlichen Verantwortung enthoben. Im gleichen Sinn befiehlt der Feldherr mit bestem Gewissen Massenmord, läßt der Staatsmann in Unschuld alle Künste der Ränke spielen, um einen fremden Staat ins Verderben zu stürzen, ruiniert der Präsident eines Konzerns im Bewußtsein, seinen Nächsten selbstlos zu dienen, zahllose Existenzen. Nichts findet man seltener als schlechtes Gewissen dort, wo es tatsächlich am Platz wäre; deswegen ist ein gutes

Gewissen von allen Seelenlagen immer die verdächtigste. Unendlich ist die Kunst der Ur-Verstellung, den wahren Charakter des Lebens zu transponieren oder zu unrealisieren. Was tatsächlich Ur-Hunger oder blinder Machtgier seinen Ursprung dankt, stellt sich als Liebe zu den Untertanen dar, oder als Gerechtigkeit oder als Opfer der persönlichen Neigung und Meinung zum besten der Pflicht. Vollendet gut nun wird das Gewissen, sobald das „Opfer“ zur Gewohnheit geworden ist, sodaß der König oder Richter oder Henker ebenso empfindet wie jener sibirische Sträfling, der da sagte: „Du wirst dich schon gewöhnen — gebe Gott jedem ein solches Leben.“ Und alles, schlechthin alles kann also zur Gewohnheit werden. Die Höhenindianer können nicht los von ihrem Sklavendasein. Wie vor Jahrtausenden laufen sie maultiergleich mit ihren auf dem gefrorenen Boden dumpf klatschenden nackten Sohlen zu und von der Stätte ihrer Fron. Kürzlich begegnete ich einem russischen Studenten, welcher nicht kommunistischen Kreisen angehörte, doch dessen deutliche Erinnerung über die Oktoberrevolution nicht hinausreichte. Er hatte die Greuel des Bolschewismus nie bemerkt. Gewiß würden einige hingerichtet — aber auch sonst sterben alte Menschen. Die Jugend hat es gut. Und sie ist so viel freudiger als die europäische! Sie hat keine Bedürfnisse, leidet deshalb nicht unter Entbehrungen — und im übrigen: welche Zukunft liegt vor ihr! Zehn Jahre früher, bei meiner letzten Rückkehr aus meiner Heimat, traf ich auf dem Dampfer einen italienischen Knaben in Gesellschaft seiner Eltern, die verstört und halb gebrochen aus Petersburg flüchteten. „Freust du dich auf die italienische Sicherheit?“ Er erwiderte: „Ich fürchte mich vor ihr. Wenn in Rußland der Hauskommissar unangenehm wurde, oder Vater ins Gefängnis sollte, da wußte ich, was ich zu tun hatte, aber dort?“ „Diese Logik der Urtriebe ist die Mutter aller Dauerordnung. Wohl keine ward je ohne Greuel hergestellt. Und jede wurde einmal zu geliebtem Fleisch und Blut. Das heißt, sie faßte Wurzel im Reich der Blindheit.“

Die mittelalterliche Kirche hatte alles Leben ritualisiert. Das Sterben der anderen gehörte zum eigenen Leben. Auch den eigenen Tod in gebührender Aufmachung ließ sich keiner nehmen. Für alles gab es einen absolut sichernden dogmatischen Rückhalt. Wie dieser Glaube unter die passiven Indianer verpflanzt ward, offenbarte sich erst sein ganzer Sinn. Im Jesuitenstaat von Paraguay lehnten ins Spital beförderte Indianer zu sterben ab, bevor sie eine schriftliche Lizenz dazu erhalten hatten; nachher war alles gut. Solcher Autoritätsglaube ist die vollendetste Eskamotage des persönlichen Lebens. Wem die Entscheidung eines anderen nur irgendwie persönlich Letztes bedeutet, der verleugnet nicht allein seine Geistesfreiheit — er entzieht und entrückt sich seinem eigenem Leben überhaupt; dessen Dasein ist eins der vollendeten und vollkommenen Irrealisierung und Irrealität. Die Christenheit wäre die oberflächlichste aller Menschheiten, entspräche die Lehre der gelebten Wirklichkeit. Was sie rettet und rechtfertigt, ist nicht, daß sehr wenige letzte Verantwortung und persönliches Erleiden als letzte Instanz zu tragen vermögen, sondern der Umstand, daß die meisten Christen sich ihrer nur als eines Gefäßes bedienen, in das sie ihr Persönliches gießen und insofern doch persönlich ausleben. Das heißt, der persönliche Glaube hat doch das Primat vor der Autorität. Nichtsdestoweniger muß der nicht-christliche Indianer überall, wo nicht echtes Geistbewußtsein bestimmt, als tiefer gelten denn der Christ. Denn er gibt sich seiner Unterwelt ganz hin. Dem Motto der heiligen Therese: *vivre toute sa vie, aimer tout son amour, mourir toute sa mort*, lebt er gemäßer als jeder Europäer, der in der Halbwelt des weder Unterwelt- noch Geistbestimmten sein Bewußtseinszentrum hat.

Das heutige Südamerika ist noch zu unfertig, zu abhängig von übernommenen letztlich fremden Vorstellungen, um tief zu sein. Doch unaufhaltsam entwickelt es sich dem Indianertume zu. Und so zweifle ich nicht, daß es einmal eine Kultur der großen Tiefe im Sinn der Erdnähe hervorbringen wird.

Auch das dem Blut nach europäische Südamerika ist zutiefst unchristlich. Es ist nicht geist- sondern Ur-Leben-bestimmt. Es ist wesentlich blind. Wohl sucht es sich wieder und wieder an Wunschbildern zu orientieren, wohl pflegt es den Narzismus, wohl schillert die Lüge an der Oberfläche bunter als irgendwo. Doch seine Vorstellungswelt ist zu undeutlich und zu schwach, um den Ton anzugeben. Letztlich ist sie Nachahmung — wie ja alle Bewohner Südamerikas ohne Ausnahme aus mangelndem Vorstellungsvermögen vollendete Nachahmer waren. Und in der Nachahmung lebt sich nicht einmal der Schauspieler persönlich aus. Südamerikas wahres Leben ist das Gegenteil eines Schauspiels; es ist durchaus dunkle Unterwelt. Keine Lebenskunst verschönt die Wirklichkeit, kein echter Geistesglaube erlöst von ihr. So waltet die ursprüngliche Erdschwere nahezu unbeschränkt. Südamerikas Lust ist die Wollust der Schöpfungsnacht. Sein Leiden ist abgründiges Leiden. Seine Trauer ist die Erfüllung der Lebensmelodie in Moll. Sein Sterben ist selbstverständliche Heimkehr in den Schoß der Erde.

Vom Geiste her ist dieser Menschheit nicht gerecht zu werden, denn ihr bewußtes Dasein wurzelt nicht im Geist. Aber eben deshalb wird sie dem Sterben gerechter als jede andere Menschheit. Der Tod ist kein geistiges Problem. Vom Geiste her geurteilt gibt es keinen Tod. Er ist entweder Schwelle zu anderem geistigen Leben, oder Verwandlung. Allein diese Erkenntnis ändert an seinem Pathos nichts, welches ganz der Ebene der Unterwelt angehört. Auf ihr bedeutet er die massivste aller Tatsachen. Dort erscheint er als der Extremausdruck möglichen Erleidens. Er ist das absolute Ende der Aktivität. Aber auch beim Töten handelt es sich ursprünglich weder um Schuld noch Willkür, sondern um Erleiden. Kein Tier kann etwas dafür, daß es töten muß, um zu leben, und kein Tier lebt von anderem als dem Tod der anderen; allein die Pflanze ist nicht Mörderin. So beurteilt der Südamerikaner das Töten sinnreicher als Europa, ja als jede vorwiegend geistbestimmte Menschheit. Vom Standpunkt des Gaucho bringt sich der,

welcher einen Menschen tötet, ob im offenen Kampfe oder als Mörder, einfach ins Unglück. Auch die männliche Aktivität beurteilt diese Menschheit ursprünglich nicht als ein Können, sondern ein Müssen, weshalb sie im Richten des Richters ein Mißverständnis sieht. Die besondere Urkraft, welche das Männliche beseelt, äußert sich als Angriff und Herausforderung. Nichtsdestoweniger ist sie vom Standpunkt des erlebenden Menschen ein Erleiden. Kampfesfreude gibt es in keinem anderen Sinn wie Mutterglück. So steht denn der Gaucho von allen Männern, die ich kenne, zum Tode als Erdenerscheinung am verstehendsten. Er pocht auf kein Heldentum, keine Ehre, keinen Ruhm. Mut ist ihm Selbstverständlichkeit. Er steht von Hause aus indifferent zu sich selbst. So hat er für den Tod ein schwermütig nachsichtiges Lächeln, ein letztes *desden*, welches Wort mehr verzichtenden Hochmut als Verachtung bedeutet — es hat die gleiche Nuance wie das französische *il daigne mourir*. Die Männer sind schließlich dazu da, um zu verbluten und die Erde zu düngen. So übten im Verlauf der Conquista ganze Indianerstämme, wenn sie genug hatten vom Dulden, mit bescheidener Selbstverständlichkeit Selbstmord.

SIEBENTE MEDITATION

GANÄ

In Argentinien traf ich die ersten Menschen, in deren Fall ich anerkennen mußte, daß sie tatsächlich nicht konnten, wo sie wollten. Es gab darunter Wesen von prachtvoller Spontaneität; im ersten Augenblick erschienen sie mir in hohem Grade phantasiebegabt und willensstark. Doch bald erfuhr ich, daß der Schein tög. Sie improvisierten ohne Vor-Stellung; sie konnten nur, wo sie mußten. Und ihr Willensvermögen reichte kaum über die Grenze jenes primären Nein-Sagens hinaus, welches auf anderer Ebene bereits die Seerose äußert, die einen Fremdkörper abstößt. Der Sinn der Wesens-Verschiedenheit dieser Lebensmodalität von der, welche mich früher die einzig mögliche Menschenart gedünkt hatte, ward mir klar, als eine Freundin mir das Folgende erzählte. Sie spielte Tennis auf dem Lande in der Nähe des argentinischen Cordoba und bot einem Kinde einen Peso für die Stunde, auf daß es die Bälle sammle. Dieses schüttelte schwermütig das Haupt: *no puedo* (ich kann nicht). — Warum? — *Porqué no me da la gana* (mich treibt die Gana nicht dazu).

Diese *Gana* ist kein Lust-zu-etwas-haben, das immer erkenntnisbedingter Willensentscheidung unterliegt; sie ist nicht die spanische Gana, welche auch nicht Wille ist: es ist die von innen her drängende unbewußte Urkraft, über die das Bewußtsein keine Macht hat. Schon der spanische Gana-Begriff paßt auf keinen bestimmenden Inhalt intellektualisierten Europäerbewußtseins. Er bedeutet weder Wille noch Trieb noch Drang noch Instinkt noch inneres Müßen, wie wir diese Worte verstehen, sondern elementare Verknüpfung von Geistesbild und blindem organischem Drang. Sie schließt das Phantasie-Ele-

ment ein, das beim sogenannten Willen das eigentlich Schöpferische ist, weshalb man nicht sagen sollte, „man kann, was man will“, sondern „Vorstellung schafft Wirklichkeit“. Aber ihr fehlt andererseits das Abgrenzende, Grenzschaftende und durch dieses Negative Richtunggebende des eigentlichen Willens. Die mit diesem Gana-Begriff gemeinte Funktion steht in der seelischen Ökonomie des Spaniers an der Stelle dessen, wofür beim Deutschen und Franzosen der Wille steht. Deshalb wendet er das Wort *voluntad* kaum an: er will tatsächlich nie in unserem Sinn. Treffen Vorstellung und spontaner Trieb zusammen, dann äußert sich gewaltige Dynamik. Sonst läßt der Spanier die Dinge gehen; er läßt sich und andere leben, wie es sich von selber macht, genießt das Geschehen als Zuschauer und lehnt ernstliche Festlegung ab. Verspricht er etwas, so setzt er beim Partner so viel Takt voraus, daß dieser nicht unter allen Umständen auf Erfüllung bestehen wird. Ferner ergibt sich aus der Herrschaft der Gana anstatt des Willens, daß Initiative in Spanien entweder vom ganzen Menschen ausgeht, oder aber fehlt. Daher entweder Glaube oder Indifferentismus, entweder *hazaña*, abenteuerliche Heldentat, oder Passivität. Daß im übrigen gerade Spanien den größten Willensbewerter und -techniker der Geschichte, Ignatius von Loyola, hervorgebracht hat, entspricht dem Naturgesetz, daß jedes Volk aus sich selbst seinen Gegentyp herausstellt.

Die südamerikanische Gana ist als Gesamterscheinung das, was das Traumbild der zweiten Meditation als Ganzes ausdrückt, wie es denn im Traume von La Paz den Namen Gana führte. In auf den Menschen zugeschnittener Bestimmung ist sie das, was unsere früheren Meditationen als Urleben und Unterwelt und blinden Drang im Gegensatz zum geistbestimmten oder geistmitbedingten Leben meinten. Ich hätte speziell bei meinen Betrachtungen über Krieg und Schicksal und Tod am liebsten gleich den Gana-Begriff verwandt; doch das war nicht möglich vor Bestimmung dessen, was er im Fall des Menschen Besonderes betrifft; und diese erlaubt der Zusammenhang erst

jetzt. Die Gana ist das Stärkste vom Starken und Schwächste vom Schwachen zugleich, Urgewalt und Ohnmacht in einem. Ihr fehlt jedes Phantasie-Element. So ist sie wesentlich zweck- und ziellos. Aber eben deshalb zwingt und bindet sie gleich der Schwerkraft. Kaum war ich in Buenos Aires angelangt, da fühlte ich mich auf rätselhafte Weise gebunden. Irgendwie bestimmten, was ich auch tat und wollte, andere über mich. Wohl hätte ich ausbrechen können, allein ich fühlte: nur wenn ich also über mich verfügen lasse, kann ich wirken. Doch von denen, die mich beherrschten, bestimmte gleichfalls keiner für sich: das Letztentscheidende war eine unartikulierte anonyme Macht. Es war nicht die öffentliche Meinung, es war ein nicht nur Namenloses, sondern ein Unnennbares, ein Diesseits möglicher bewußter Ausgestaltung überhaupt. Bald erfuhr ich anderes, womit ich die zur Bestimmung des unbekanntens Orts erforderlichen weiteren Koordinaten gewann. Es erwies sich als undurchführbar, Besucher, die mich ohne vorherige Anfrage und oft zu unmöglicher Stunde überfielen, und war ich noch so beschäftigt, nicht unverzüglich zu empfangen. Kein Kenner des Landes wagte eine Abweisung. Ein alter Argentinier größter Stellung, dem während eines offiziellen Frühstücks die Karte eines jungen Unbekannten überbracht ward, erhob sich sogleich und erklärte mir: „empfangen ich ihn nicht, so wird er mein Feind und macht mir die größten Unannehmlichkeiten.“ In Argentinien kann niemand warten, welcher Bestimmtes begehrt. Andererseits aber fehlt jeder abstrakte Zeitbegriff; es wird immer auf morgen verlegt, von dem nicht übermächtiger Trieb verlangt, daß es sofort geschähe. Pläne werden weder gemacht noch eingehalten; mein Disponieren-Wollen wurde als Sakrileg, als Vorgreifen dem Schicksal beurteilt, wie denn wenige Argentinier sich getrauen, bei Zeiten den Dampfer anzugeben, auf dem sie reisen würden. In der ersten Zeit gelang es mir nicht, auch nur vierundzwanzig Stunden im voraus Pläne zu machen; immer erst am gleichen Tag erfuhr ich, wo ich speisen würde. Doch bald begriff ich. Die Besucher, die ich

nicht abweisen durfte, folgten organischem Drange, der sie ganz beherrschte — Nichtbefriedigung desselben wäre einem Morde gleichgekommen; diese Erwägung ließ schärfste Reaktion erklärlich erscheinen. Die südamerikanische Gana ist völlig blinder Drang, welchem Voraussehen-Wollen ein Ärgernis bedeuten muß, da es sein Wesen negiert. Sein Ort liegt außerhalb des meisternden Bewußtseins. Als blinder Drang aber übt sie einen Zwang aus, dem der Mensch jener Breiten nicht widerstehen kann.

Dieser blinde Drang ist die Urkraft der Schöpfungsnacht. Er ist die Eigen-Kraft des blinden Lebens. Nur von der Leidenschaft im ganzen weiten und tiefen Sinn des deutschen Wortes her kann sie der Europäer nacherleben. Zu deren Wesen gehört die Blindheit auch, denn wer da sehend ist, blickt über sie hinaus. Wo Leidenschaft nicht das ganze Bewußtsein füllt, so daß das Licht der Schau nicht ganz erlischt, da verwandelt sie das äußerlich Gegebene dem Eigen-Sinn des innerlich Gegebenen gemäß; daher die Verengerung des Bewußtseins, welches nichts bemerkt, was nicht mit dem Gegenstand der Leidenschaft zusammenhängt; daher die rosa Brille des Verliebten, die schwarze des Hassenden. Dem einer Leidenschaft Verfallenen ist es unmöglich, deren Gegenstand objektiv zu sehen; er glaubt nur, was seinem Gefühl entspricht. Alle Konstruktionen, die der Psychoanalyse durch bloßes Aufdecken ihres Triebuntergrundes abzubauen gelingt, gehören hierher. Doch es frommt nie, Elementares von Differenziertem her zu deuten. Ich schrieb einmal, die spezifischen Ängste der Tiere seien wesensgleich mit den menschlichen Komplexen. Das war richtig, nur hätte ich den Tatbestand von der entgegengesetzten Seite her bestimmen sollen. Die Fixiertheit, innere Abgeschlossenheit und Ausschließlichkeit der Gana-Melodie ist überall Urphänomen; sie spiegelt auf höherer Ebene die Unabänderlichkeit des Reflexbogens. Die Möglichkeit einer Lösung und Befreiung vom Geiste her kennzeichnet unter allen Wesen, die wir kennen, allein den Menschen. Ich sagte Gana-Melodie:

das Bild der Melodie, als abgeschlossener Zeiteinheit, wird dem Leben auf der Gana-Ebene, in der Tat, vollkommen gerecht, gerechter als auf den Ebenen, wo Geist mitbestimmt; denn dessen Beleuchten und Durchschauen, welches Stetigkeit schafft, zerstört damit die Endlichkeit als letzte Instanz. Das Gana-Leben ist ein Neben- und Nacheinander-Bestehen von Monaden ohne Fenster. Es ist ebenso wesentlich diskontinuierlich, wie das Bild-Leben, das heißt das geistbestimmte Leben, kontinuierlich ist. Und im Anfang war nicht das Bild, sondern der blinde Drang. Die Eigenart dieses Urpsychischen entspricht genau und ganz derjenigen der physischen Organe und Funktionen: auch unter diesen stellt jede eine abgeschlossene und gegliederte Raum- oder Zeit-Einheit dar, und nie kommen Grenzverwischungen und Funktionsverwechslungen vor. Wohl lenkt ein Ganzes von innen her das Werden und Vergehen der Teile, doch diese haben am Überblicke jenes nicht teil, denn sie verhalten sich, obschon sie selber Melodien sind, zur Melodie höherer Ordnung, welche der Gesamtorganismus darstellt, wie der plötzlich entstehende und spurlos vergehende Einzelton zur Symphonie.

In diesem Verstande ist das unterste Leben ein Zusammenhang des Unzusammenhängenden. Jede Sonderäußerung ist ein Abgeschlossenes und Endliches. Jede „will“ nur das Zu-Ende-Spielen der Melodie, welche sie selbst verkörpert. Eben dies illustrieren meine ersten argentinischen Erfahrungen. Daß ein Drang nicht befriedigt, ein Besuch nicht empfangen, eine Erwartung enttäuscht werden könnte, ist vom Gana-Standpunkt ein Anschlag auf das Leben, denn ist sie letzte Instanz, dann kommt Enttäuschung buchstäblich einer Hinrichtung gleich; eine bestimmte Lebensform muß sterben. Dies erklärt den Verlauf vieler Lieben. Jede Liebe, welche tief ist der Unterwelt zu, ist eine exklusive Lebensform für sich. Sie mag am Widerstande wachsen, den überzeugendsten Einwänden standhalten: ist sie wirklich enttäuscht, oder ist sie abgespielt, dann ist sie aus. Wenn Frauen und Männer, deren Liebe auf-

hörte, deren einstigem Gegenstand gegenüber hart und grausam sind und seinen Anspruch auf Beachtung mit einer Verachtung abweisen, als handle es sich um altes Eisen, so hat das seinen tiefen Sinn: existierte ein Mensch für einen anderen nur kraft seiner Liebe, dann ist er mit deren Tode tot. Und Urinstinkt empfindet es als greulichen Widersinn, daß ein Kadaver menschliche Rücksicht heischt.

Die Gana ist einerseits ein jeweils Abgeschlossenes, andererseits blind. Den Sinn dieses Zusammenhangs verdeutlicht am einleuchtendsten das Verhältnis von weiblicher zu männlicher Liebe. Das Ur-Weib ist schier reines Gana-Wesen. Passiv an sich, muß es verführt oder gewonnen werden. Ist dieses aber erreicht, dann verfällt es. Seine Liebe wird zu seinem Leben. Aber diese Liebe ist ein jeweils konkret-Bestimmtes, eine besondere und einzige Melodie, die alle anderen ausschließt und von der es keinen Übergang gibt zu anderen; es ist das grundsätzlich gleiche Phänomen, wie das en-rapport-sein des Mediums mit nur einem Menschen. Deswegen erscheint der bloße Gedanke, einen anderen zu lieben, der besessenen Frau ungeheuerlich und ekelhaft. Dies ist der Sinn der sogenannten ursprünglichen Monogamie der Frau. Im moralischen Verstande monogam ist sie ursprünglich gar nicht, denn jede bestimmte Melodie ist endlich und kann ausgespielt werden; ist sie das aber, dann fühlt sich die Frau vollkommen frei. Dann vergißt sie. Sie muß einerseits vergessen, um wieder lieben zu können, denn die Ausschließlichkeit jeder Gana-Melodie duldet kein Mit- und Nebeneinander. Aber andererseits gelingt ihr die Lösung von Vergangenen in einem Grad, welche wenige Männer verstehen: man gedenke des in wilden Zeiten häufigen Ereignisses, daß die geraubte Frau den Mörder ihres heißgeliebten Gatten bald ebenso brünstig lieb gewann.

Hiermit gelangen wir zum Gegenbild der Bestimmtheit durch die blinde Gana. Sobald Imagination mit im Spiel ist oder bestimmt, dann gibt es keine Ausschließlichkeit, denn alle Bilder hängen zusammen. Desto mehr, als auf deren Ebene

die qualitative Verschiedenheit nicht besteht, dank welcher ein Gefühl im gleichen Augenblicke andere ausschließt. Indem der Mann nun der ursprünglich imaginative Mensch ist, ist er im absoluten Verstande polygam. Er kann gar nicht vergessen; unwillkürlich leben alle seine Lieben in seiner Vorstellung nebeneinander fort, so daß er sich gar nicht untreu fühlt, wenn er's tatsächlich ist, denn vom Standpunkt der blinden Gana ist er es immer. Der absolute Mann ist ebenso ursprünglich sehend, wie das ursprüngliche Weib ursprünglich blind ist. Deswegen ist der Mann der ursprüngliche Geistträger; deswegen wird das Wort Geschichte von jedermann selbstverständlich als Mannes-Geschichte verstanden. Deswegen empfindet der Mann seine eigene Verfallenheit, auch wo er nimmer los kann, niemals als sein Letztes. Die blinde Gana kann nicht über sich selbst hinaussehen. Und je Gana-bestimmter ein Mensch, eine desto geringere Rolle spielt in ihm die Phantasie. Daher die Neugierde des absoluten Weibes: unfähig zu imaginieren, muß es sehen, womöglich betasten. Selbstverständlich gilt das Gesagte nur von den reinen Urtypen: absolute Weiber sind ebenso selten wie absolute Männer. Die differenzierte Frau ist so vieler Gefühlsarten fähig, daß sie vielen gleichzeitig, aber eben auf verschiedene — jedem auf seine — Weise zugetan sein kann, was die Deutlichkeit des Bildes beeinträchtigt. Und ist sie durchgeistigt, wie sie's im heutigen Westen in hohem Grade ist, dann gewinnt sie dadurch Männer-ähnliche Psychologie. Aber uns ist es hier allein um das Urtümliche und Wesentliche zu tun.

Enthalten obige Gedankengänge nicht den Schlüssel zum Problem alles typischen Mann-Weib-Konflikts? Da die Frau als Gana-Wesen — und jede tiefe Liebe macht sie dazu, wo sie es sonst nicht zu sein scheint — blind ist, so kann sie in männlicher Weitherzigkeit nur reellen oder potenziellen Verrat sehen; schon in der Hingabe des Künstlers an sein Werk sieht sie Verrat, und äußeren Beruf erkennt sie nur deshalb an, weil uralte Rassenerfahrung in ihr das Wissen darum vorgebildet

hat, daß solcher zu ihrer Sicherung nottut. Umgekehrt muß der Mann, wo er bestimmt, eine doppelte Moral statuieren um ein erträgliches Gleichgewicht zu schaffen. Nun aber kompliziert sich das Problem dadurch, daß der Mann auch Gana-Wesen ist; nur eben ein rudimentäres, simplistisches, als solches der Frau unterlegenes. So akzeptiert er, wo er verfallen ist, vollkommen verständnislos für sich die weibliche Norm und verkörpert diese in stupid-rigiden Gesetzen, was echte Frauen nie tun, da sie die Gana verstehend leben und erleben und deshalb Regel und Ausnahme in richtig bewegtem Verhältnis von Situation zu Situation gegeneinander abstimmen. Daher das Minderwertigkeitsgefühl und schlechte Gewissen jedes liebenden Mannes gegenüber der leidenschaftlich und tief geliebten Frau, die nun sein Unbewußtes, um irgendwie zu verstehen, völlig irrational zum geistigen Ideal sublimiert. So irrational idealisiert keine Frau: sie drückt oft nur in schlecht erlernter Mannessprache aus, daß sie den Geliebten ganz so liebt, wie er ist, mit allen seinen Fehlern, und nichts an ihm anders wünschte, weil jede Änderung die geliebte Selbstheit aufhöbe. Daher des Mannes Neigung, wo er bestimmt, weibliche Untreue barbarisch zu bestrafen. Der ganze Besitz-Begriff des Mannes ist solch Mißverständnis-geborener intellektueller Überbau. Die Frau muß und soll besitzen wollen. Erstens ist der Besitztrieb überhaupt bei ihr primär; dann aber fühlt sie sich eins mit dem Geliebten und muß ihn deshalb genau so „haben“ wollen, wie sie sich selbst besitzt. Man bedenke, wie sehr die Frau ihren Körper als „sich selbst“ empfindet, was wohl von keinem geistig erwachten Manne gilt: so muß sie fühlen, daß die geringste Gebärde des Geliebten rechtmäßig ihr gehört. Und wohlgemerkt: der Wille zum Besitz ist bei der Frau das Entscheidende, nicht der zum Besessenwerden. Letzterer steht und fällt mit dem Drang zur physischen Hingabe, der allemal aussetzend und endlich ist, während der Besitzwille stetig und unbeschränkt waltet. Der Mann nun kann sich als Gana-Wesen nur besessen fühlen, er hat keinen ursprünglichen Besitz-

Instinkt. Was bei ihm Wille zum Besitz scheint, ist in Wahrheit Wille zur Macht. Nur auf diesem kann er jenen fundieren, nie auf seiner Liebe — und dieser hat auf erotischem Gebiet kein Primat. Deshalb lebte der Mann seine reine Erotik von jeher typischerweise an Hetären und Courtisanen aus, d. h. an Frauen, von denen er wußte, daß er sie nicht ausschließlich besaß. Daß Wille zur Macht und nicht Liebe die Seele männlichen Besitzwillens ist — das ist es, was an sich monogamste Frauen immer wieder zum Ehebruch verleitet. Nur selten entspringt solcher der Liebe, fast immer dem Selbständigkeits- oder Vergeltungsdrang.

Betrachten wir nun die Fragen, welche uns hier beschäftigen, von höherer Warte aus, so wird uns, meine ich, endgültig klar, inwiefern im Anfang das Weib war und nicht der Mann: die Gana ist einerseits die Urform lebendiger Strebung überhaupt, andererseits weibliche Ureigentümlichkeit. Sie lebt freilich auch in jedem Mann, nur eben in einerseits spezialisierter, andererseits latenter oder rudimentärer Form. Von der spezifisch männlichen Gana werden wir später handeln. Hier nur so viel: vollkommen unecht erscheint der Mann, wo er sich weibartig auslebt. Daher das objektiv Lächerliche des Mannes als „nichtsals-Familienvaters“. Ist es Sitte, über den Pantoffelheld zu lächeln, der jeder Mann der wirklich geliebten Frau gegenüber ist, so bedeutet das Ablenkung aus unbewußtem Takt, so wie es im Hause eines Großonkels von mir geboten war, vor jungen Mädchen *tambour* an Stelle von *amour* zu sagen. Daher das Pathologische des Don Juan. Wie ich in Spanien zuerst über diesen Typus Gespräche pflog und zugleich sein klassisches Abbild im Madrider Prado sah, da fiel mir auf, daß Don Juan überall in Spanien, im Gegensatz zu Europa, als effeminiert vor- und dargestellt wird. Das Bewußtsein des Spaniers spiegelt eben noch die primär erlebte und geistig bejahte Gana; deshalb sagt sein Instinkt ihm, was kein heutiger Deutscher oder Franzose weiß. Kann ein Mann von Frau zu Frau vergessen, an jeder neuen Einzigartiges erleben, dann ist er weibisch. Man ver-

wechsle dies ja nicht mit dem echt männlichen Eroberertum, welchem auch an dauerndem Eigentum nichts liegt. Der echte Eroberer ist das Gegenteil des Don Juan: er ist nicht Gana-besessen, er verfolgt von Verkörperung zu Verkörperung ein Seelenbild und ist den Frauen dauernd untreu nur aus Treue zu ihm. Wogegen der Don Juan unter Frauen Normalerscheinung ist. Wo immer ihr Geschlechtstrieb oder ihre Erotik zur selbständigen Macht wird, liegt es in der Frau, immer wieder „freibleibend“ zu verfallen. Hier führt eine stetige Reihe von der grande amoureuse über den Typus, von welchem Goethe schreibt,

Frau, gewohnt an Männerliebe,
Wählerinnen sind sie nicht, sondern Kennerinnen

bis zur Courtisane. Denn nur ganz selten ist diese bei ihrem Geschäfte gar nicht „dabei“ Es kennzeichnet sie nur ein abnormes Verhältnis der Überlegenheit ihrem Körper gegenüber und ein auf Geld spezialisierter Besitztrieb. Die Courtisanen genießen einen unverdient schlechten Ruf. Sie sind in ihrer Mehrheit durchaus nicht kriminell, sondern gutherzig und nächstenliebend. Sie sind nicht arbeitsscheu, wie alle echten Verbrecher, sondern höchst gewissenhaft und ausdauernd in ihrer Arbeit. Ihre Käuflichkeit ist nur ein Sonderausdruck des typisch-weiblichen und durchaus berechtigten Anspruchs, ausgehalten zu werden. Und es finden auch viel mehr Prostituierte, als man glaubt, ins bürgerliche Leben zurück. Außerordentlich viele gediegene Kneipenbesitzerinnen zumal Südfrankreichs haben ihr Betriebskapital durch käufliche Liebe verdient. Im übrigen vergesse man nicht jene japanischen Samurai-Töchter, die noch vor kurzem für eine Zeit ins Freudenhaus zogen, um dem Bruder den Dienst in einem guten Regimente zu ermöglichen

Wohl aber stellt die Courtisane keinen Typus dar, welchen die Frau aus eigenem Gesetz hervorbringt, was die besondere Verständnislosigkeit der anderen Frauen für diese Abart ihrer

erklärt. Die Courtisane ist die Frau, die in ihrem Sein den Wünschen des Mannes, der sich nicht binden will, am meisten entgegenkommt und insoweit ihrer Weiblichkeit untreu wird. Denn das Urweib will vor allem binden. Es will den Mann so unfrei machen, wie es selber ist. Freilich will auch der Mann die geliebte Frau dahin bringen, daß sie nicht anders kann, als liebend zu gehören. Aber letzteres erleidet die Frau doch so gern. Sie wartet ja nur darauf, erobert zu werden und trägt es dem Bewerber als Verfehlung nach, wenn ihm die Eroberung mißglückte. Die Frau ist so ganz und vollkommen Gana-Wesen, daß sie im Verfallen niemals in Konflikt mit sich selbst gerät, so daß sie sich im Gehören desto mehr behauptet und andererseits wiederum ohne weiteres los kann, wenn die Melodie ihrer Liebe ausgespielt ist. Anders steht es mit dem Manne. Dieser verliert sich selbst, indem er verfällt, denn seine spezifische Lebensform ist nicht von der Gana her bestimmt, deren Gesetze er nicht instinkthaft kennt. Ihn wirft Verfallen meist aus seiner Bahn. Und vom Manne her allein ist klar ersichtlich, inwiefern es sich bei der Gana um ein nach unten zu Tieferes handelt, als beim seelischen Gefühl, denn beim Mann besteht keine normale Bewußtseinsverknüpfung von Gana, Empfindung und Emotion. Verfallenheit ist bei ihm wesentlich nicht das, was er als Liebe vorstellt. Schon deshalb nicht, weil Verfallenheit nie mit Vorstellung zusammenhängt. Es ist nie eine Imago, nie eine Anima, die unlöslich bindet. Im Verfallen wird der Mann so blind, der Sonderart der Gana gemäß, daß man füglich zweifeln mag, ob es sich bei solchem Gehören überhaupt um ein psychisches Verhältnis handelt. Die Beziehung ist vorpsychisch, ja, sie ist vorphysisch; sie ist eine Urbeziehung auf der Ebene des dritten Schöpfungstags, der gegenüber sogar die Nabelschnur, die auf alt-afrikanischen Felsenbildern den schweifenden Sohn an die ferne Mutter kettet, ein veräußerlichendes Bild ist. Männer solcher Bannkraft sind selten. Nicht nur weil beim Mann die Vorstellung primär ist, was mangelnden Bezug auf die Wirklichkeit bedingt, sondern weil er von In-

stinkts wegen erobern, nicht besitzen will. Deswegen binden die Männer, welche am schnellsten und sichersten verführen, am wenigsten dauerhaft; sie fürchten ja auch selbst nichts mehr, als gebunden zu werden.

Doch die Frau, deren Gana bannen kann, bindet absolut und rettungslos. Die also bannende Frau ist das Erd-Weib. Sie ist selten geistreich; ihre Seele ist stumm. Ihr eignet oft eine bis zur Starrheit passive brütende Weiblichkeit, welche tiefer wurzelt als Sinnlichkeit und Mütterlichkeit. Fast ohne etwas zu tun, zieht sie den Mann unaufhaltsam in die Unterwelt hinab. Das ist das „feuchte“ Weib Goethes, von dem er sang

Halb zog sie ihn
Halb sank er hin.

Und dieses urmächtige Urweib, diese femme fatale, bannt meistens, ohne es zu wollen; ihre am meisten in die Augen springende Anziehungskraft beruht gar oft darauf, daß sie an ihrer Verführungskraft leidet. Sie empfindet es als Fremdes gegenüber ihrem Ich, sie möchte von ihrer Bannmacht erlöst sein und anstatt zu herrschen, dienen. So ist die geistbegabte femme fatale fast immer eine Kundry. Doch durch diese Einstellung bannt sie desto mehr, denn nun regt sie des Mannes Phantasie mit an; wie jede Frau erlösen will, so will es auch jeder Mann. Aber die unüberwindlichste, die letztlich siegreiche Bannkraft liegt doch gerade in der Tiefe, an welcher Kundry leidet. Sie liegt unterhalb des Bereiches möglicher Vorstellung, möglicher Bilder, unterhalb des Bereichs des Eros der Seele, unterhalb des Sexus. Sie liegt in der Unterwelt des dritten Schöpfungstags, wo sich die fahlen finsternis-durchlässigen Schlangen mit den Basilisken-Augen in unlöslichem Zusammenhängen und Verfließen in ewigem Kreise winden. Verfallen Männer dieser Kraft, dann handelt es sich um Unterweltlicheres als bei aller Liebe und bei allem Begehren. Da setzt eine gleich schlechthinnige unlösliche Abhängigkeit nach unten

zu ein, wie sie der religiöse Mohammedaner als *Islam* nach oben, zu Gott zu, spürt. Daß hier ein anderes als Liebe im Spiel ist, beweist allein die unheimliche Unpersönlichkeit solcher Bindung. Sie ist insofern der richtige Gegensatz zur echten Passion im spanischen Verstand, die das absolute Gehören einer bestimmten Frau, doch als Persönlichkeit, mit Leib und Seele bedeutet, und die den Menschen sublimiert, insofern Körper und Seele verschmelzen und jedes Atom in den Dienst idealer Vorstellung tritt. Diese Unpersönlichkeit allein erklärt das Furchtbare der Verfallenheit. Es ist die Unpersönlichkeit der Wesen der Schöpfungsnacht, welchen Töten und Getötet-Werden, Fressen und Gefressen-Werden eins sind. Deswegen spiegelt sich Verfallenheit im Bewußtsein immer zugleich als Liebe und als Haß. Sie bedingt überschwängliche Eifersucht, denn die Ausschließlichkeit der Gana verlangt unbedingte Alleinherrschaft. Der Kampf gegen die innere Fesselung, die jeder Verfallene unbewußt führt, zeitigt Grausamkeit. Allzuleicht, beinahe freudig mündet sie ein in Mord. Diese Äußerungen des verfallenen Mannes bedeuten ganz anderes, als die äußerlich gleichen der verfallenen Frau. Der Frau ist die Verfallenheit Heimat, natürliches Milieu. Sie will gebunden sein, will leiden. Glaubt sie allem Tatbestand zum Trotz an den Geliebten, so ist das nicht Verblendung, sondern reichstes Ausleben ursprünglicher Frauennatur. Mag sie noch so sehr von Eifersucht gequält werden: es entspricht ihrem Gana-Wesen, daß sie eifersüchtig sei, und insofern leidet sie lieber, als daß ihr Leben leer sei. Ihre Grausamkeit bedeutet nie mehr als Liebes-Spiel und ihr Morden und Selbst-Morden nie mehr als Laune. Deshalb verurteilt kein verständiger Gerichtshof eine Frau, die einen crime passionel beging. Tragischer Konflikt setzt bei der verfallenen Frau erst dann ein, wenn sie Geistigem verfiel. Dem Mann, dessen sämtliche Normen der Oberwelt angehören, bedeutet Verfallenheit immer Fall. Deshalb verachten Frauen instinkthaft den, welcher verfallen konnte und ziehen ihm den treulosesten und grausamsten vor.

Und doch ist das ursprünglich Böse hier, wie überall, der Untergrund alles Großen und Schönen. Nur die Frau, welcher der Mann verfallen konnte, inspiriert ihn, denn nur sie macht seine Urkräfte frei. Und alle irdische Schöpfung stammt als Gestaltung von der Erde. Es wird die ewige Tragödie der allzu-geistigen Frau bleiben, daß gerade sie nicht Muse und Sibylle sein kann. Wohl gehört die Sibylle und Muse auch nie dem Typus des brutalen Erd-Weibs an. Aber Erd-Weib muß sie sein, durch und durch. Nur von der Erde her kann sie das Schöpferische im Mann zur Betätigung anregen; deshalb spielte die Frage des Besitzens oder Nicht-Besitzens im Fall von Liebesbeziehungen, die Künstler und Muse verbanden, allemal eine ausschlaggebende Rolle. So waren auch alle weiblichen Propheten wesentlich Erd-Weiber; als Erd-Wesen wußten sie von Künftigem; sie wußten von dem Schicksal, welches nicht metaphysisch ist. So ist es denn kein Wunder, daß die Höchstgestalten der eigentlichen femme fatale von ungeistigen Völkern hervorgebracht worden sind. Der Carmen-Typus ist spezifisch spanisch. Ich könnte mir leicht denken, daß in Südamerika noch einmal ungeahnt Gewaltiges dieser Art geboren werden könnte, denn Südamerika ist der Gana-Kontinent par excellence. Schon gibt es Vorboten dessen. José Ortega y Gasset behauptet, daß Paris zur Zeit der französischen Revolution de facto von einigen Creolinnen beherrscht wurde. Im Fall Josephinens zum mindesten trifft das zu. Sie war durchaus femme fatale. Sie war durchaus ungeistig. Aber ihr war Napoleon verfallen. Und das war es, was ihm sein ungeheures Werk ermöglichte. Suprem hellsichtig, wie er war, hütete er sich, sich von ihr loszureißen; klar bewußt ließ er ihre immer wiederkehrenden Helena-Verfehlungen und Quälereien hingehen. Er wußte, daß seine ungeheure Geistesfreiheit diese Bindung an das schlechthin Unfreie, daß sein Tätigkeitsdrang die Fesselung an das schlechthin Träge als Ergänzung forderte. Gleichsinnig forderte seine Logik ihre Unberechenbarkeit, seine Beherrschtheit ihre Undiszipliniertheit. Der Mensch soll eben gar

nicht „nur“ frei sein, und je tiefer er ist, desto weniger will er es. Je freier er ist als Geist, desto mehr braucht er andererseits Bindung an die Erde. So will der Tag die Nacht letztlich gar nicht besiegen. Es ist nicht wahr, daß Zeus die Titanen in den Tartaros, aus dem ihr Ruf nicht mehr heraufdringt, verbannt, oder Christus der Schlange den Kopf zertreten hätte. Nichts verständlicher, als daß neugeborene und deshalb leichtfertige Geistes-Religion, im ursprünglichen Wortsinn der Bindung an das Geistige, solch falschen Mythos ersann. Wie die Hellenen nur die Schönheit gelten ließen, so lehrte Jesus die himmlische im Gegensatz zur irdischen Liebe; nicht die Jungfrau Maria, sondern Maria Magdalena ist die Zentralgestalt des Christentums. So lehrte der Brahmanismus Überwindung der Gana durch Entsagung, und der Buddha, alle Erdenbande wegzunehmen mit dem Endziel so vollständiger Enthftung, daß schließlich nichts mehr da ist. Doch hienieden ist und bleibt die dunkle böse Unterwelt der Mutterschoß aller nur möglichen Lichtwelt. Und deshalb ist Weltflucht hienieden immer zugleich Ausdruck der Ur-Angst; deshalb beruht Verherrlichung des Schwachen gegenüber dem Starken immer auch auf Ressentiment und damit auf unterweltlich Bösem. Und Unsterblichkeitssehnsucht immer zugleich auf unersättlicherem Ur-Hunger, als solcher je spanische Habsucht beseelte.

Die Gana ist blind. Sie lebt sich in diskontinuierlichen abschließlichen Gebilden aus. Ihre Betätigungsart ist gleichmäßig und routiniert, wie bei allen nicht geistbestimmten Lebensäußerungen. Trotzdem ist sie vollkommen unzuverlässig, vom Geiste her gesehen. Das liegt am Melodiehaften jedes organischen Prozesses, deren jeder insofern, vom Advokaten-Standpunkt beurteilt, im Gegensatz zu Treu und Glauben verläuft, als er nur das erfüllt, was in seinem endlichen Sinne liegt. Ferner liegt es an ihrer Abhängigkeit von äußeren Einflüssen; auch auf mineralische Basen ist kein Verlaß, insofern sie durch Säuren verwandelt werden, und doch folgen sie dabei nie übertretenem Gesetz. So staunen Psychoanalytiker immer erneut über das

Voraussehbare und gleichmäßig ablaufende der Reaktionen des Unbewußten auf die gleichen Reize. So gibt es schier unfehlbare Techniker der Verführung. Jetzt aber müssen wir eine weitere Grundeigenschaft Gana-bestimmten Lebens betrachten. Sein Wesen ist Inertie. Es ist *initiativelos*, passiv oder nachgebend, *re-agierend*, nie selbständig agierend. Hier wüßte ich keine bessere Veranschaulichung, als die des Jungen aus Cordoba, der einfach für noch so viel Geld ein wenig nicht leisten konnte, *porque no le daba la gana*. Auf dieser Gana-Bestimmtheit beruht die berüchtigte Passivität der Südamerikaner. Carlos Octavio Bunge hat auf diese hin die *pereza*, die Faulheit, zur National-eigenschaft proklamiert¹. Aber richtig faul sind die Südamerikaner nicht. Keiner leistet Ungeheureres, wenn es darauf ankommt, wie der Gaucho. Tage und Nächte hindurch, unter äußersten Strapazen, bei Lebensgefahr, ohne zu rasten, sucht und treibt er sein sturmversprengtes Vieh zusammen. Keiner ist arbeitsamer im Rahmen gewohnter Tätigkeit, als der Höhenindianer. Tut der Tropenbewohner wenig, so beruht das auf klimatischer Notwendigkeit sowie darauf, daß es in den Tropen bei klimagerechten Ansprüchen nicht nötig ist, viel zu leisten. Im übrigen lebt in Südamerika die antike Tradition fort, daß *otium cum dignitate* ein Höheres sei als Schuften. Natürlich gibt es eben dank ihr mehr reine Faulenzer unter den Wohlhabenden, als andernorts. Nichtsdestoweniger kann von Faulheit als Nationaleigentümlichkeit keine Rede sein.

Wohl aber ist der Südamerikaner passiv. Er erleidet sein Leben. Er kennt überhaupt nur diese Art von Leben. Es ist ein beständiges Nachgeben gegenüber dem, was ihn von innen her drängt, während er sich von außen her wenig beeinflussen läßt. Es ist die gleiche Lebens-Art, wie die der umworbenen Frau, die sich solange sträubt, als sie nicht nachgeben muß, dann aber mit Begeisterung der inneren Regung Folge leistet. Es ist ein Leben der vollkommenen *self-indulgence*, der Undiszipliniert-

¹ Man lese sein in Südamerika als klassisch geltendes Buch *Nuestra America*.

heit, des Mangels jeder Initiative, jeder Voraussicht und deshalb auch jeder Konsequenz. Alles südamerikanische Tun ist Folge des Nachgebens gegenüber innerem Drang. Insofern ist dort auch Vorstoß eigentlich Rückzug. Der Sinn letzteren Sachverhaltes sprang mir zuerst in die Augen, als ein als klug bekannter Argentinier mir sagte: „Wir sind eine imperialistische Nation“ Auf meine Frage, ob sie denn ganz Südamerika zu erobern gedächten, erwiderte er überrascht: „O nein, aber wir haben uns z. B. aus dem Völkerbund zurückgezogen“ Rückzug als Äußerung der Initiative Freilich ist das ihr frühester Ausdruck. Lange vor dem ersten Ja gab es schon viele Neins. Der meiste historische Wandel verdankt seinen Ursprung bloßem Nein-sagen gegenüber dem Bestehenden, denn zum „ja“ neuem Positiven gegenüber fehlt die Einbildungskraft; in positivem Verstande Neues ergibt sich da glücklichenfalls mechanisch daraus, daß das Unbewußte vom Zeitgeist beeinflußt ist und sich in Korrelation zu diesem verwandelt. Vor allem Nein aber gab es das undurchdringliche Schweigen. Auf nicht genehme Äußerungen oder Ansinnen erwidert der Südamerikaner gern: „auf dieses antworte ich nicht“ Und setzt sein Wille ein, so äußert er sich typischerweise gemäß der Art des sich zusammenrollenden Gürteltiers. Ich weiß von einer Frau, die es fertig brachte, mit dem Manne, den sie nicht liebte, zehn Jahre zusammenzuleben, ohne auch nur ein Mal das Wort an ihn zu richten. Die Initiative zur Trennung brachte sie nicht auf, wohl aber zur äußersten passiven Härte. Diese Herrschaft der Gana ist denn die Ursache der ungeheuren, wie schwebenden Monotonie der psychischen Atmosphäre Südamerikas. Der Verlauf des ganz von der Gana bestimmten, von keinem geistigen Impulse wieder und wieder aus dem Ur-Geleise gebrachten und umgerichteten Lebens muß eintönig sein. Es ist gleichsam eine Epopöe ohne Begebenheiten. In Argentinien tritt dies mit einer gewissen Großartigkeit in die Erscheinung, weil dort die abwechslungslose Unermeßlichkeit der Pampa und die Ufer- und Mündungslosigkeit des sein sandbeschwertes Wasser zäh fort-

wälzenden Rio de la Plata dem Seelenzustand entsprechen. Nie sah ich Frauen von gleicher innerer Schwerfälligkeit und Schwere, von gleicher Gebundenheit an alles, was zu ihnen gehörte, was dank dem Gegensatz zur äußeren Lebhaftigkeit beinahe unheimlich wirkte. Diese Monotonie unterbrechen gleich Quellen entspringende neue Gana-Melodien. Aber diese bewirken nie wirkliche Veränderung, denn alles Neuhinzukommende mündet bald in den alten, breiten, in die Erde tief eingegrabenen Strom. Es unterbrechen die Monotonie andererseits jäh und jäh Explosionen gestauter Energie; bald sind es Revolutionen, bald Enthusiasmen. Doch da es sich hier um wesentlich blinde Explosionen handelt, wird nie Fortschritt erzielt. Speziell bei der Anschauung der Enthusiasmen kam mir jedesmal das Bild des Lassos, welcher ausgeworfen, wenn er sein Ziel verfehlt, alsobald platt auf die Erde zurückfällt.

So sieht eine Welt bestimmender Gana aus, gegenüber einer Welt bestimmenden Geists. So ist das ursprüngliche Leben. Es ist nicht seelenhaft, nicht gottrunken, sondern blind und stumm. Es ist ein blindes Nebeneinander-Verlaufen ausschließlicher geschlossener Lebensmelodien, welche anklingen, wenn der Augenblick kommt, geboren zu werden, und unvermittelt, kinder- und treulos abklingen, wenn sie ausgespielt sind. Die Resultante aber ist ein breiter eintönig dahinfließender Strom, zu dem sich die Revolutionen und Explosionen im einzelnen wie kleine Wellen verhalten. Dieses Leben hat keine Richtung, aber ein Gefälle. Kein Wunder, daß es, von verstehendem Bewußtsein gespiegelt, abgründliche Melancholie und abgründliche Skepsis auslöst. Es geschieht doch nichts Neues. Es hilft doch alles nichts. Auf garnichts ist Verlaß. Keine Anstrengung lohnt. Wie ich einmal vom Schicksalhaften aller Liebesbeziehungen sprach, meinte eine Argentinierin erstaunt: „ist nicht die letzte Ursache überall Zufall?“ Natürlich ist sie das, insofern kein Zusammenhang geschaut oder erlebt wird, und das ist nur Geist-Bewußtsein möglich. Und freilich verkrümmeln alle Sinneszusammenhänge in ein richtungsloses Neben- und Nacheinander

von Zufällen, sobald der Sinn nicht festgehalten wird. So kann es auch Treu und Glauben nicht eigentlich geben, denn alle Bindung wird durch Vergessen erledigt.

Doch eben daher der Nuance-Reichtum südamerikanischen Leidens; er ist im gleichen Sinne Kind der Monotonie, wie die große Landschaftsmalerei Europas Kind ist der Armut der Niederlande an Pittoreskem. Und eben daher die südamerikanische Musikalität. Diese beruht auf dem Bedürfnis nach Transposition dem Bewußtsein unzugänglicher Innerlichkeit in eine Sphäre, in der die Endlosigkeit des Lebensstroms als ganzen und die Endlichkeit jeder Sondergestalt als beglückend empfunden werden können. Hier berührt sich der Argentinier mit dem Russen. Sonst haben diese Völker nichts miteinander gemein. Doch auch der Argentinier kennt jene bodenlose Schwermut, welche der Russe *Unynie* heißt. Auch seine nationalsten Gesänge sind endlos und monoton. Und vor allem ist beider Musik wesentlich polyphon. Wo immer Harmonie mehr bedeutet, als Melodie, liegt der Sinn im schwebenden Verweilen der Seelenregungen in ihrer Vielfachheit. Da bedeutet die Harmonisierung Beglückung und Erlösung, indem sie das Chaos in einen Kosmos transponiert. Aber auch das rein-Rhythmische ist echter Ur-Ausdruck des Gana-Lebens, denn dieses verläuft rhythmisch und periodisch. Deshalb sind alle Primitiven allen Kultivierten als Rhythmiker überlegen. Großartig symbolisch für tiefste Zuständlichkeit ist da zumal die argentinische Rhythmik. Im Zusammenhang betrachtet, gliedert diese pulsschlagartig die Monotonie. Aber andererseits durchbricht sie diese wieder und wieder, wie ein bockendes Pferd die unbewegte Unermeßlichkeit der Pampa durchbricht. Alles Wilde am argentinischen Tanz und argentinischen Gesang hat sein Urbild an der *corcovada*, dem Sprengen des wilden Pferds, das seinen Reiter abwerfen will. Und wiederum tief symbolischer Weise tanzen die alteingeborenen Argentinier des Campo ihre wilden Tänze ausschließlich mit den Füßen, während Körper und Antlitz starr verharren, dergestalt das rechte Verhältnis markierend zwischen

Bewegtheit und Einförmigkeit. Doch die ergreifendste Musik Südamerikas ist für mich diejenige von Peru. Auch sie ist monoton und polyphon. Aber überall klingt die Erinnerung an große Vergangenheit durch. Bald glaubt man das Echo des Marschs der gewaltigen Inka-Heere zu hören, die eins der größten Reiche der Geschichte schufen, bald das resignierten Zwangsarbeitergesangs. Und jedes Lied hat zugleich etwas von einer Kirchenhymne: das ist die Erinnerung an die alte Gottesordnung, die aller irdischer Verrichtung einen hieratischen Sinn gab.

Das Tor zum Verständnis des reinen Gana-Lebens bietet Spanien. Den Spanier hat Salvador de Madariaga in seinem Buche *Englishmen, Frenchmen, Spaniards*¹ mit großer Tiefe als Mann der Leidenschaft beschrieben. Diesen kennzeichnet, daß er weder primär denkt noch primär handelt, sondern sich primär leben läßt. Deshalb ist sein Dasein eins wesentlicher Ganzheit; er lebt nie aus Teilen seines Selbst, sondern deren integrelem Zusammenhang heraus. Daraus ergibt sich als Normal-Dauerzustand Passivität; als äußerer Rahmen Unordnung und Inkongruenz; als Charakter Spontaneität, Natürlichkeit, Aufrichtigkeit; als Gesinnung radikaler Individualismus; als bestimmende Anlage Intuition im Gegensatz zur Reflexion; als stärkste Form der Dynamik Glaube; Aktivität aber nur als gelegentliche Explosion, welche dann jedoch Gewaltiges erreicht, weil der ganze Mensch in Mitleidenschaft gezogen ist. Das spanische Leben aus der Leidenschaft heraus nun ist kein reines Gana-Leben, denn es ist Geist-mitbedingt; eben daher die Bedeutung von Glaube, Intuition und Phantasie, wo die Gana blind ist. Wohl aber ist auch in Spanien der bejahte Nerv alles Lebens die Gana; kein Rationelles oder Rationalisierbares. Deswegen hat sie in Südamerika zur alleinigen Lebensform werden können: die geistige Tradition verging, wie es alle geistigen Traditionen auf fremder Erde auf die Dauer tun, indes die Gana blieb, da ihr Primordiales allenthalben ortsgemäß ist. Dies er-

¹ 1929, Oxford University Press; London: Humphrey Milford.

klärt die scheinbare prästabilisierte Harmonie zwischen den Eigenarten der Kolonisatoren und der Urbewohner.

Am Vergleich zwischen Spanien und Südamerika lernt man denn erkennen, wie viel von dem, was allgemein als geistgeboren gilt, nicht geistigen Ursprungs ist. Sämtliche Sitten und Gewohnheiten gehören hierher. Mag deren Ursprung geistig sein — was als Sitte fortlebt, ist eine bestimmte in den Empfindungen und Gefühlen fixierte organische Melodie, die ohne jedes Verstehen ihres Sinns und ohne Willens-Wahl automatisch abläuft. So leben in Südamerika, wie schon bemerkt, mehr altspanische Sitten fort, als im heutigen Spanien. Sie binden die Alteingesessenen absolut und ihre Stärke gibt ihnen solche Ansteckungskraft, daß sie auch aus modernen Ländern Zugewanderte unglaublich schnell in ihren Bannkreis ziehen. Dies ist allein deshalb möglich, weil es sich nicht um geistige Bindungen handelt. Sie wurzeln in der zähen Welt des dritten Schöpfungstags. Man übernimmt sie nicht aus Erkenntnis, man verfällt ihnen. Und bestimmt solche Verfallenheit das ganze Dasein, dann handelt es sich freilich um „Pathik“; nur nicht um die Pathik, von der moderne deutsche Romantiker schwärmen, denn solche Pathik gibt es in Urzuständen nicht. Es handelt sich um keine Welt „ungeheuren Erlebens“ und „flutender Urbilder“, keine „Seelenfülle“, keine „bewußte Verbundenheit mit dem stetigen Lebensstrom“, sondern um eine ähnlich gebundene Existenzform, wie es die der körperlichen Organe ist. Und das Bewußtsein, welches vom Geiste ahnt, spiegelt keine Urseligkeit, sondern Leiden an der Gebundenheit. So mußte im Anfang die Traurigkeit sein, die aus den Augen so vieler Tiere spricht, und nicht die Freude. Der Traum vom Goldenen Zeitalter ist das erstgeborene Kind verkehrt-spiegelnden Bewußtseins.

Vor meiner Reise war mir von Freunden Südamerikas erzählt worden, das Schöne an seinen Bewohnern sei das Vegetative ihrer Daseinsart. Mir wurde drüben vollends klar, daß Hans Much mit seiner Behauptung recht hat, die Pflanze liege nicht

an der Wurzel alles organischen Daseins, sondern aus unbekannter Wurzel erwachsen zwei auseinanderstrebende Stämme; von diesen hätte der eine seinen Höhepunkt im Menschen, der andere (für Much auf noch höherer Ebene) in der Pflanze¹. Freilich sei auch der Mensch zum großen Teile pflanzenhaft; sein vegetatives System funktioniere auch entsprechend besser, als das Tier in ihm. Immerhin sei das Tier und zumal der Mensch zuunterst nicht Pflanze. Das Tier lebe wesentlich vom Raffem, nicht vom Schaffen; sein ganzes Dasein hänge von der Ausnutzung der Pflanze ab, die allein Anorganisches in Organisches umwandeln kann. Sicher ist die Pflanze auf der Ebene physisch-organischen Lebens das geglücktere Geschöpf. Sie ist vollendet in sich; man wüßte nicht, wozu sie über sich hinausstreben sollte. Sie ist auch wirklich unschuldig im Menschen-Sinn, da sie alles selber schafft, nicht auf Kosten anderer Lebewesen lebt; sie ist schöpferischer; und im Gesamtbild überwiegt bei ihr das Schöne über das Häßliche. Ist einem dies nun aber klar geworden, dann versteht man auch, warum zuunterst im Menschen die Unseligkeit und nicht die Seligkeit, das Häßliche und nicht das Schöne, das Böse und nicht das Gute leben muß. Mord und Raub ist die Grundlage tierischen Lebens, oder in ihren passiven Aspekten, Leiden und Qual. Hier kann Erlösung und Schönheit nur vom Geiste kommen, der die Spannungen der Natur als Material zu höchsteigenen Melodien nutzt.

Das Gana-Leben ist insofern wesentlich animalisch und nicht vegetativ. Ebendeshalb muß es erwachendem Geistbewußtsein zuunterst böse erscheinen. Wie tief hat der Buddha geblickt, da er die Gier mit dem Lebenswunsch identifizierte! Erkennt man im Menschen kein Primat des Geistigen an, welches aus anderer Wurzel als der Erde stammt, dann gibt es tatsächlich keine andere sinnvolle Lösung, sofern man trotzdem an ethischen Forderungen festhält, als verlöschen zu wollen. Doch der Trugschluß liegt gerade darin, daß überhaupt an ethischen

¹ Vgl. sein Büchlein *Körper — Seele — Geist*, Leipzig, Curt Kabitzsch Verlag.

Forderungen festgehalten wird, wenn man die Selbständigkeit des Geistes verneint. Hier ist der Bolschewismus klarer und konsequenter als der Buddhismus. Gibt es kein Jenseits der Natur, dann ist Leben nicht heilig, dann ist das Böse dem Guten überall gleichwertig, wo dieses nicht nützlicher ist, und dem Guten vorzuziehen, wo es dem Leben besser dient. Dann tut die Gruppe, als das Längerlebende, auch recht, das Individuum zu knechten. Die buddhistische Rechtfertigung asketisch-humaner Ethik auf Grund der Schwierigkeit, ohne deren Betätigung zu leben aufzuhören, beruht auf im Unbewußten fortwirkendem metaphysischem Vorurteil. Dieses Vorurteil ist freilich richtig; deswegen stellt der Buddhismus eine potentia ewige Weltreligion dar, und der Bolschewismus nicht. Nichtsdestoweniger ist letzterer nicht allein konsequenter überhaupt: er zeigt aufrichtiger, wie das Menschenleben als Tierleben tatsächlich zuunterst ist. So ist es auch sinnvoll, daß physiologische Verbrecher Rußland beherrschen. Es ist auch sinnvoll, daß sie sich selbst nicht für Verbrecher halten, denn in der Unterwelt ist ihre Ethik ortsgemäß.

Dieser Gedankengang hat mich zum richtigen Verstehen der Kaltblüterhaftigkeit der Südamerikaner geführt, welche mich anfangs so sehr befremdete. Das unterst-animalische Leben ist kalt. Es ist träge, re-agierend, nicht agierend; es ist absolut gebunden von innen her. Blinder Drang beherrscht es. Von Fortschritt weiß es nichts. Von hier aus versteht man auch, warum und inwiefern der geborene Verbrecher allemal primitive Züge zeigt. Nicht nur fehlen ihm geistig-seelische Hemmungen, sein Äußeres gleicht oft überraschend dem Untermenschen der tiefsten ausgegrabenen Menschen-Schichten. Er ist fast immer feige. Die Ur-Angst bestimmt sein Wesen. Der Ur-Hunger gibt seinem Raffan die Signatur. Ihm fehlt jedes Mitgefühl, sogar sich selbst gegenüber. Dies entspricht dem Geist der kalten Ur-Schlange. Vor allem aber ist er einerseits routiniert und andererseits ohne Voraussicht und ohne Plan. Bedarf es eines weiteren Beweises, daß die Unterwelt böse ist?

In Argentinien tritt die Gana-Welt eindrucksvoller als irgendwo sonst in Erscheinung, weil deren wesentliche Passivität mit äußerlicher Fortschrittlichkeit, intellektueller Behendigkeit und großer Feinfühligkeit zusammengeht. Dieses Volk lebt ein Ur-Leben und erscheint doch durchaus modern. Um das zu verstehen, bedenke man, daß Kollektivleben auf jeder Zivilisationsstufe neu beginnen kann, genau wie alles Sonderleben von vorne anfängt, so daß Archaismus oder Primordialität an historisches Alter keineswegs gebunden ist. Das Urtümliche dieses Lebens erweist sich an seiner passiven Artung. Die wesentliche Passivität und Inertie nun ist in Südamerika so groß, daß man das dortige Leben füglich nur ein Gelebt-Werden, kein aktives Leben heißen darf. Alles, was nach Aktivität aussieht, entspringt der Oberfläche, und dies ist der Grund, warum die Südamerikaner allgemein für oberflächlich gelten. Als Substanzen sind sie gar nicht oberflächlich, doch ihre Substanz ist stumm; auch bekennen sie sich ungern zu ihrer wahren Art und äffen lieber fremdes Leben nach. Die ihr Leben erleidende Frau ist typischerweise tiefer, als der in äußerem Tun alles innere Berührtsein abreagierende Mann. Hier liegt die Erklärung dessen, daß alle frühesten großen Welterlebnisse in pathischen Zeiten stattfanden: im Anfang war nicht der Mann, sondern das Weib. Man beruhige sich auch ja nicht mit der Feststellung, es handle sich hier „einfach“ um „primitive“ Psychologie. Erstens handelt es sich bei dem, was ich im Auge habe, um anderes, als um das, was letzterer Begriff betrifft — die heutigen „Wilden“ oder „Naturvölker“ sind spezialisierte, unbegabte und vielleicht zu höherer Entwicklung unfähige Vertreter des Gana-Lebens —; zweitens ist dieses Primitive der Untergrund alles, auch des durchgeistigtesten Daseins. Ähnlich wie heute die Südamerikaner, waren einmal die Vorfahren sämtlicher Kulturvölker. Sie alle begannen blind. Das mythologische Stadium ist schon ein spätes. Und wer überhaupt vital, wer als Rasse noch nicht am Ende ist, muß, gänzlich unabhängig von seiner Durchgeistigung und Kulturhöhe, in irgendeiner Schicht primitiv sein und

bleiben. Daher die sogenannte Kindlichkeit des Genius. Insofern nun die Südamerikaner erdnah und ihre Gana-Kräfte nicht verdrängt, geschwächt oder entartet sind, haben sie mehr irdische Zukunft, als alle entwurzelten und die Erde als bloßen Rohstoff ausbeutenden Völker, so hoch diese geistig ständen. Sie sind denn auch, im Gegensatz zu den Nordamerikanern, durch und durch vital, überschwänglich potent und kinderreich und reichsten Empfindungslebens. Das Ungeordnete ihrer Zustände indes entspricht den vitalen Anfängen aller Völker. Das Gana-Leben ist in seiner äußeren Erscheinung unstetig und unzusammenhängend; in jedem Einzelfall tritt es als qualitativ besondere und hermetisch abgeschlossene Melodie in die Erscheinung. Dank dem beginnt alles frühe Menschendasein nicht in Form großer, sondern kleiner Gemeinschaften, die einander gegenseitig ablehnen; der Partikularismus war die Wiege aller Imperien. Insofern das Gana-Leben passiv ist, ist es ferner statisch und deshalb zäh und fest in der Gesamtwirklichkeit verankert. Nichts leichter, als ein vom Geiste durchorganisiertes Reich wie das deutsche zu schlagen; ward Deutschland nicht zer-schlagen, so lag das an den Gana-Kräften seiner verschiedenen Stämme, die auf der heutigen Stufe aus gleichem inneren Drang am Bismarckschen Reiche festhielten, wie das moderne Frankreich, das erst vor 200 Jahren viele unvereinbare Stämme gewaltsam vereinigte, an der *France une et indivisible* — das aber die Elsässer ebensowenig assimilieren dürfte wie die Syrier und Tonkinesen. Je blinder ein Leben, desto nachtwandlerisch sicherer ist sein Verlauf; desto näher kommt es der Vollkommenheit innerorganischer Prozesse. Ist Gana-Leben als solches stark genug, dann vermag keine Geschichte ihr das geringste anzuhaben. Blind, ist es zugleich zeitlos. Jahre, Jahrhunderte, Jahrtausende lang unterdrückt, fordert es, ewig jung, beim ersten günstigen Augenblick sein Recht.

Und diesen Augenblick erfaßt es sicherer als jeder nicht geniale Geist, in welchem Gana- und Geistleben zu höherer Synthese verschmolzen. Denn das unterste Leben ist allen Erd-

prozessen so genau und allseitig eingefügt, daß es sich selten anders verhält, als was man „zweckmäßig“ oder „zielstrebig“ heißt. Nur ist das Wesentliche dabei, daß diese Gerichtetheit keinerlei Vorstellung voraussetzt. Die Blindheit der Gana bedeutet vom Standpunkt ihrer Leistung kein größeres Wunder als die Blindheit des Radiums. Wahrscheinlich rührt das herrschende Mißverständnis vom fortwirkenden Vorurteil des Primitiven her, daß Tod unnatürlich sei. Aber gerade das Ende, welches der Tod darstellt, gegenüber dem sonst geltenden Gesetz der Erhaltung der Energie, kennzeichnet das Lebendige gegenüber dem Leblosen. Im Zusammenhang verstandenen Gana-Lebens sind die sogenannten Lebens- und Todestribe ohne weiteres richtig zu situieren. Zutiefst „will“ der Mensch jeden Augenblick zugleich leben und sterben, denn jeden Augenblick stirbt irgend etwas in ihm, während anderes geboren wird. Was das Leben nun eigentlich „will“, ist weder Leben noch Tod, sondern seine bestimmte Identität; dieser Wille „setzt“ bald mehr das, was wir Leben, bald wiederum mehr das, was wir Tod heißen. Er setzt das absolute Ende, wenn eine Melodie ausgespielt ist. Über das Ausleben des Gana-Lebens selbst hinaus fehlt jedes Ziel. Deswegen ist auch der Begriff des blinden Willens verfehlt. Zu verstehen ist dieses alles letztlich nicht, weil Verstehen vom Geist ausgeht, der Kontinuität schafft und fordert, während das Gana-Leben unstetig ist. Vielleicht hilft die Anerkennung der Ergebnisse der jüngsten Physik, wonach das Weltall endlich ist und sich im großen und ganzen wie eine Seifenblase gebärdet, mittelbar dazu, daß auch das Unverständliche der lebendigen Wirklichkeit akzeptiert werde und man von zwar verstandesgemäßen jedoch naturwidrigen Deutungen lasse. Inzwischen nützt vielleicht die folgende Überlegung zur Bescheidung. Wahrscheinlich läßt sich beweisen, daß die Weitsichtigen und Phantasievollen die gefährdetesten aller Wesen sind, denn ihnen entgehen die nächstliegenden Zusammenhänge, von denen ihr Leben an erster Stelle abhängt. Jahrhundertlang gedeihen wilde Stämme

unter schwersten Verhältnissen, während das Genie typischerweise hungert.

Schauen wir nun alle unsere Überlegungen zusammen, so befremdet uns die Möglichkeit eines modernen und zugleich wesentlich blinden Lebens, wie es uns in Südamerika entgegentritt, nicht mehr. Keine Voraussicht, keine Initiative; so geringe Einbildungskraft, daß der Zufall wie zur Zeit der frühesten Moira waltet; vollendete Zusammenhanglosigkeit und Inkonsequenz. Und doch fließt das Leben im großen und ganzen befriedigend dahin. Der Akzent ruht eben nicht auf dem Unzulänglichen, sondern auf den besonderen Tugenden der Gana. Wohl wenige Südamerikaner nehmen ihr Tun ganz ernst, denn letztlich ist doch aller Erfolg Geschick oder Zufall. Und sie haben in ihrem Falle recht mit dieser Resignation auf der Ebene geistiger Initiative: von innen heraus wirkt ein Zwang, welcher das Leben Gana-gerecht zusammenhält. Und gegenüber diesem Zwang, welcher fast immer instinktsicher waltet, ist das südamerikanische Bewußtsein hellhöriger als das europäische. Das Merk- und Urteilsvermögen des Körpers übertrifft in seiner Sphäre das des allergrößten Geists. Seine Empfindlichkeit ist die eines Präzisionsinstruments. Ein Gana-zentriertes Leben hat an vielen Vorzügen des Körperlichen teil. Andererseits aber macht absolute Hingabe des Bewußtseins an die Gana das Leben oft nicht allein zu einem einzigen Erleiden, sondern leicht auch zu einer dauernden Krankheit. Folgerichtig wird Krankheit grenzenlos ernst genommen. In Buenos Aires wird sie damit zu einem Mittel sozialen Aufstiegs. Dadurch, daß die großen Zeitungen eine besondere, sehr aufmerksam und teilnahmsvoll verfolgte Rubrik „Enfermos“ führen, genügen vier oder fünf angezeigte Grippe, um bekannt zu werden, und damit den Weg in die erste Gesellschaft zu finden.

Unmerklich sind unsere Betrachtungen in die alten Gedankengänge über die Welt des dritten Schöpfungstages eingemündet. Die indianische Impassibilität ist der Extremausdruck sich durch Nein-Sagen sichernden Gana-Lebens. Die self-indul-

gences der Argentinierin ist Ur-Ausdruck seiner bejahten Empfindlichkeit. Und allen betrachteten Sonderphänomenen liegt die Ur-Angst und die Ur-Ohnmacht zu Grunde. Die Ur-Angst ist der Urgrund der großen typisch südamerikanischen Schüchternheit, welche viel tiefere Wurzeln hat, als die anderer junger Völker, die sich einfach auf Grund geringerer Rasserfahrung und Kultur unsicher fühlen gegenüber älteren. Wie steht es aber mit dem Ur-Hunger? Dieser findet seinen Ausdruck in der unersättlichen Sucht nach Neuem und Modernem, das meist verschlungen wird, wie Boas Hirsche verschlingen, und selten bewahrt. Die Ganahaftigkeit dieses als solchen echten Wissensdursts erweist sich an der Schnelligkeit des Vergessens sowie dem Fehlen bestimmenden Wertgefühls, als welches dazu treibt, das Schöne nicht zu verschlingen, sondern als Schatz zu hüten. Eben daher das extreme Frauenjägertum südamerikanischer Männer. Eben daher die einzigartige Bereitschaft südamerikanischer Frauen, geistig und seelisch zu empfangen. Doch auch die Goldgier lebt in Südamerika fort. Ihre geistige Komponente, die bei den Conquistadores die entscheidende Rolle spielte, ist verschwunden: so äußert sich die des Ur-Hungers dort nahezu rein, in Form des Durchschlingens. Der Argentinier will unermeßlich viel haben, doch nicht im Sinn der Wertverehrung oder zum Zweck des Werteschaffens, sondern um es schnell und sinnlos auszugeben. Insofern fehlt auch der argentinischen Generosität, so schön sie sei, in der Regel jedes ethische Motiv; sie ist wesentlich Vergeudung.

Damit gelange ich denn zur Äußerung vorhandener Macht. Ohne weiteres leuchtet ein, daß träges, weiches, nachgebendes Kollektivleben dem geborenen Führer ungeheure Machtmöglichkeit bietet, und nicht minder einem wohlorganisierten Machtapparat, wo solcher „zufällig“ herausgestellt ward. Um mit letzterem zu beginnen: das Supremat passiven Gana-Lebens bei der überwältigenden Mehrheit allein erklärt die Möglichkeit des Inka-Staats, dessen ideale Planwirtschaft dem Bolschewismus ein ewig unerreichtes Ideal bleiben wird; seine Begründer

waren vermutlich aus der Art Geschlagene, ein initiativreicher und sozial-politisch hochbegabter Kriegerstamm, welcher es verstand, seine Macht zu objektivieren. Gleichsinniges gilt vom Wunder-Uhrwerk des Jesuitenstaats von Paraguay, gleiches vom modernen Brasilien und Argentinien; in beiden modernen Gebilden ist die staatliche Organisation der nationalen weit voraus. Doch was Machtbesitz und -ausübung auf der Ebene bestimmender Gana und damit ursprünglich bedeutet, das wird einem am typischen Führer Südamerikas, dem *Caudillo*, klar. Dieser ist ein ebenso reines Gana-Wesen wie die Masse. Von ihm gilt, was wir über die furchtbaren Raubtiere sagten: sie sind nicht mutig, sondern blinde Naturkraft wirkt durch sie hindurch; sie sind der Übermacht der Natur nicht minder unterlegen, wie die schwächsten Geschöpfe. Aber die Gana des *Caudillo* ist stärker als die der anderen; deshalb ordnen diese sich ihm unwillkürlich unter, nachdem einmal das Kräfteverhältnis sich offenbart hat. Dazu braucht er ebensowenig etwas zu tun, wie die Sonne sich den Planeten gegenüber durchzusetzen hat. Dies bedeutet aber wiederum nicht, daß ihm das Wu Wei, das ursprüngliche geistige Ausstrahlen der großen chinesischen Kaiser eignete: keinerlei Geist geht von ihm aus, er ist genau so passiv und initiativfremd wie die Masse. Die Macht des Caudillo versteht man am ehesten von der Affengruppe her, die allemal eine genaue Hierarchie zeigt auf Grund des reinen spezifischen Gewichts der einzelnen Männchen. Der Caudillo verkörpert vollkommen blinden Machttrieb. Um die hierfür einmal angebrachte Sprache der Naturvölker zu reden: er hat mehr *Mana*. Kein südamerikanischer Caudillo — Bolivar war das nicht, er war wesentlich noch spanischer Kolonialer — hatte je ein politisches Ziel; ihn trieb es einfach, Macht zu erobern, zu erhalten oder sie zu mehren, und daraus ergab sich gelegentlich auch, was nach weitsichtiger Politik aussah. So beim Erz-Tyrannen Argentinien, Rozas, welcher nur sich selbst meinte, doch nichtsdestoweniger der eigentliche Urheber dessen ist, daß Argentinien schon heute ein Staats-

wesen von mehr Charakter und Stil darstellt, als die meisten anderen Staaten des Kontinents. Auch Irigoyen, dessen Nicht-Eintreten in den Weltkrieg und Abwehrstellung Nordamerika gegenüber das von Rozas Begründete endgültig konsolidiert hat, war ohne politische Zielsetzung — woraus sich seine buchstäblich vorweltlichen Altersfehler erklären, die schließlich zu seinem Sturz führten (er bezahlte z. B. mehrere Jahre lang die natürlich in die Millionen gehenden Rechnungen des Staates nicht, weil es „zu viel Geld“ war). Warum verhinderte er mit wirklich großartiger moralischer Standkraft, daß Argentinien der Entente beitrug? Einer seiner Landsleute erklärte es Kasimir Edschmidt gegenüber so:¹ „Irigoyen ging nicht in den Krieg, weil seine Vorgänger in der Präsidentschaft, die Herren vom Jockey-Club, hineinwollten; dann, weil die Yankees hineingingen. Drittens, weil weder die Kirche noch Spanien hineinging.“ In Wahrheit lassen sich alle nur möglichen Gründe in einem einzigen Satz zusammenfassen: *porqué no le daba la gana*. Gleichem entsprang sein radikales Reformertum — als Gana-Wesen war er en rapport mit den Massen, welche ihm folgen konnten, und er behauptete sich, indem er jedesmal instinktiv deren Bedürfnissen entgegenkam. Dies aber tat er nicht vorausschauend, sondern gleichsam demopathisch, sofern es erlaubt ist, zum Worte „demagogisch“ den Gegenpol hinzuzuerfinden. Gleichsinnig befriedigte Irigoyen nur seinen blinden Machttrieb, wenn er keine Note der übermächtigen Vereinigten Staaten beantwortete. Irigoyen war typischer südamerikanischer Caudillo gerade dank seiner außerordentlichen Passivität und Unbeugsamkeit in dem, was er ablehnte. Im übrigen aber war er es durch seine Kunst, sich mit Geheimnis zu umgeben.

¹ Vgl. sein als Schilderung treffliches Buch *Glanz und Elend Südamerikas*, Frankfurt a. M., Societätsdruckerei, S. 363. — Als anschaulichste Darstellung südamerikanischen Caudillotums empfehle ich T. S. Stribblings Roman *Fombombo* (New York und London, The Century Co.). Es ist eine Karikatur, aber nicht allein eine köstlich unterhaltende, sondern eine tief lebenswahre.

Er war der unzugänglichste und unberechenbarste aller Menschen. Die argentinische *parada*, die Sucht, zu scheinen, *to show off*, äußerte sich bei ihm im Umschlagen ins Gegenteil. Und damit erzielte er, was jeder indianische Häuptling instinktiv als Ziel anstrebt: das Prestige des Zauberers. Vom Standpunkt der passiven Gana ist alle aktive Geistwirkung Zauberwirkung, denn Geist durchkreuzt ihren Weg. Folgerichtig stellt sich jeder früheste Geistträger als Zauberer dar, und hält sich auch dafür. Allbekannt ist der Ritualismus primitiver Völker: zum Erfolg der Jagd ist die ihr vorangehende Beschwörung wichtiger als der treffende Pfeil. Aber nicht anders dachte der waffengewaltige Rozas, der, um seinen Gegenspieler Urquizas (der ihn schließlich schlug) zu vernichten, jahrelang vor jeder öffentlichen Versammlung in bestimmter Kadenz einen Spruch hersagen ließ, auf dessen Ausarbeitung er ganze Nächte verwandt hatte: *Muera el loco traidor selvaje unitario Urquizas*. Eben dieses Zauberer-Bewußtsein war im Spiel, wenn die letzten bedeutenden Caudillos, Irigoyen und der Peruaner Leguia sich aufrichtig für ein Messiasartiges hielten. Die Azteken- und Inka-Kaiser hielten sich selbst gleichsinnig für Götter. Daher das stille Foltern und Meucheln, welches speziell Leguia im großen Stil und mit bestem Gewissen betrieben haben soll. Der war indianischer als Irigoyen und entsprechend mehr *taimado*¹ im Kaltblüterverstand. Ich setze einen Teil einer Betrachtung Kasimir Edschmidts² anlässlich des Sturzes Leguias (den ich persönlich nicht gekannt habe; Irigoyen habe ich gut gekannt) hier her, weil er dessen Wesen sehr plastisch herausstellt: „Göhrs erinnerte sich, wie er am Tag, nachdem er den abgehackten Männerkopf, der auf Eigröße verkleinert worden war, gesehen hatte, bei Leguia war. Gegenüber im Garten das Zimmer, wo Pizarro erstochen worden war. Es war dieselbe Linie, dasselbe Schicksal, dieselbe mittelalterliche Kraft, die beide Männer bewegt hatte und der mit einer ge-

¹ Vgl. die Bestimmung dieses Begriffs auf S. 44.

² L. c., S. 394.

heimnisvollen Gesetzmäßigkeit das Land unterlegen war. Göhrs dachte an den Augenblick, wo er einmal den Alten zwischen der chilenischen und peruanischen Schönheitskönigin hatte stehen sehen, gepflegt, mit weißem Scheitel und kleinen Füßen. Er sah ihn in Gedanken beim Stierkampf, ohne Angst, unerschütterlich, sich jeder Gefahr stellend. Er dachte an seinen Sohn, den er wegen Korruption verstoßen hatte. Er dachte an einen anderen Sohn, der wegen eines Geschäfts, in dem ihm jemand dreißigtausend Pfund gestohlen hatte, zur Hetzjagd hinter dem Partner her in Europa war. Er dachte daran, wie ein Argentinier ihm erzählte, daß ein Sohn Leguias ihm das Monopol für alle Pelzjagden in Peru offeriert hatte — fifty-fifty — eine gigantische Bestechung zu Ungunsten des Landes. Und dann sah er Leguia wieder vor sich, sanft, an jenem Tag, nachdem er gerade unterschrieben hatte, daß dreißig Leute nach San Lorenzo gebracht und wegen eines Anschlags auf sein Leben gefoltert werden sollten.

Wie Leguia lächelnd sagte: „Zehn Jahre — und nicht eine Stunde ausgesetzt. Ja — Lima muß eine große Stadt werden in zehn Jahren, aber mein Programm der Bewässerung der Wüstenküste und der Besiedlung mit kleinen Leuten und Indianern ist wichtiger. Es ist mein ganzer Wille, die Lage der Indios zu heben.“ Es war die schreckliche Tragik des Landes, daß dieser stärkste Mann, den Peru seit Pizarro hatte, der erste Mann, der sich der Indios annahm, als Tyrann und Diktator regieren mußte. Und es war eine südamerikanische Tragik, daß dieser starke Mann, der für Peru das beste tun wollte und Außerordentliches getan hatte, moralisch in eine Korruption verwickelt war, die halb einen Renaissance-Häuptling und halb einen Verbrecher aus ihm machte.

Was sollte aus einem Lande werden, wo alles sich überkreuzte, aufhob und verdarb, wo das Gute immer nur das Böse hervorlockte, und wo das Böse das Gute wieder decken sollte, und wo im ganzen genommen alles doch nur blieb, wie es war?

Die Antwort lautet: alles kann noch aus solchem Lande werden, denn vorerst herrscht dort die blinde Gana, und das

auf und ab ohne Fortschritt ist ihre besondere Ordnung. Leguia hatte sicher ebensowenig primären Willen, weder zum Guten, noch zum Bösen, wie Irigoyen; durch ihn wirkte einfach der blinde Wille zur Macht in entsprechender Anpassung an die Verhältnisse. Und zuunterst waren alle großen Staatsmänner so, wie Irigoyen und Leguia. Sie waren mehr, sofern sie nicht blind, sondern sehend waren und geistige Ziele verfolgt. Aber hätte nicht der blinde Machtrieb in ihnen gelebt, dann wären sie zu Führern nicht berufen gewesen. Dann hätten sie eine große Gefolgschaft nie gefunden. Dann hätten sie nicht instinktiv in jeder Krise das nächstliegende Richtige getan. Dann hätten sie sich vor allen Dingen nicht mit der nötigen Skrupellosigkeit der jeweils durchschlagendsten Mittel bedient. Schauen wir diese letzten Gedankengänge mit dem zusammen, was in „Schicksal“ gesagt ward, dann wird uns, denke ich, endgültig klar, was Politik ist. Europas politische Dekadenz setzte mit der (mit der französischen Revolution beginnenden) Vorherrschaft politischer Theorie ein, die sich an rein geistigen Zielen orientierte. Das heißt, seither gelangen immer weniger berufene Führer zur Macht, berufene, insofern ihre Gana unwillkürlich ein mächtiges Gravitationsfeld schafft. Nur das theorie- und denkfeindliche England weiß noch Führer als besondere zoologische Typen zu erkennen und zu züchten. Aristoteles meinte es wörtlich, da er den Menschen als politisches Tier definierte; nur daß es auch andere politische Tiere gibt. Doch es gibt keine mögliche erfolgreiche Politik, die sich nicht auf der Gana-Ebene, der Ebene der inneren Bindung im Gegensatz zur Wahl-Freiheit, bewegt. Bei weiser Politik handelt es sich nie darum, das vernunftgemäß Beste vernunftgemäß zu erreichen, denn was Vernunft aufbaute, kann sie im nächsten Augenblick zerstören; es handelt sich darum, individuelle und soziale, Macht- und Unterordnungstriebe, kurz das ganze Nebeneinander der verschiedenen Gana-Melodien in solchen Zusammenhang zu bringen, daß die resultierende äußere Ordnung dem Unbewußten als evident richtig einleuchtet und

so von diesem zwangsmäßig aufrecht erhalten wird. Das aber können nur der Eigenart der Gana entsprechende Mittel bewirken. Noch Philipp II. von Spanien wußte, daß er, um wichtige Neuerungen nicht von vornherein zu gefährden, auf gutmittelalterliche Art den verschiedenen Regionen seines Reichs ihre Sitten und Gewohnheiten garantieren mußte. Das heutige Chaos rührt zum großen Teil daher, daß auf diese aus Vernunft- oder Unvernunftgründen keinerlei Rücksicht genommen wird oder daß es keine fixierten historischen Gana-Bindungen mehr gibt.

Noch einmal: gute Politik ist ausschließlich auf das Gana-Leben hin möglich. Daher die Notwendigkeit, daß die Führer vom Machtriob Besessene seien. Die zivilisierteste öffentliche Meinung erkennt das insoweit an, als sie naiv als selbstverständlich ansieht, daß der oder jener um seiner persönlichen Machtstellung willen diese oder jene Maßnahme trifft, dabei meist auf Kosten des Volks — und ihm solches Manövrieren nicht nachträgt. Und alle mir bekannten Menschen ohne Ausnahme unterliegen, ob sie es zugeben oder nicht, dem Prestige dessen, welcher den Mut zur Härte hat. Auch ein erklecklich Teil der humansten Europäer muß sich zusammenehmen, um Lenin nicht als „Heiligen“ zu verehren. Mussolinis ganzes Prestige beruht auf seinem Elementaren, und nicht wenige Demokraten aller Länder schmunzeln im stillen Kämmerlein in tiefer Bewunderung über die hahnbüchernen Grobheiten, welche Pilsudski seinem Parlamente an den Kopf wirft. Gewiß bedarf es nicht notwendig so aufdringlich Saurier-gemäßer Mittel; daß die heutigen Diktatoren Europas Dinge sagen können und wohl auch müssen, welche kein Condottiere der Renaissance aus Stilgefühl oder Vorsicht ausgesprochen hätte, bedeutet die Reaktion auf die Periode alleinbestimmender Theorie. Aber wenn Kaiser Shun nur dazusitzen brauchte, sein Antlitz gen Süden gewandt, und dann vollkommene Harmonie herrschte, so beruhte das nicht auf seiner Transparenz für das Geistige an sich — sonst hätte ja jeder Heilige Kaiser sein können —:

es beruhte darauf, daß sie zur Unterlage den echtgeborenen Machttrieb hatte. So ist auch heute Schwäche das eine, was kein Volk seinem Führer verzeiht. Wie sehr alle Politik der Gana-Ebene angehört, beweist die Groteske, daß im internationalen Verkehr in erster Linie überall, wo nicht gerade Krieg beabsichtigt wird, auf die „Empfindlichkeit“ der Staaten Rücksicht genommen werden muß; in weit höherem Grade noch, als im Fall südamerikanischer Frauen.

Doch ich will nicht insistieren. Jeder Blick auf die Geschichte, auf politischen Erfolg und Mißerfolg beweist dem Sehenden, daß das ganze Gebiet möglichen politischen Gelingens der Gana-Ebene angehört. Daher denn das zwingend-Einleuchtende der geglückten politischen Lebensformen, wie jeweils Königtum, Parlamentarismus, Sowjetsystem, die sich wie richtige Ansteckungen übertragen haben von Volk zu Volk. Hier handelt es sich nicht um Konstitutionen, sondern organische Gewohnheiten. „Was sind Gesetze?“, sagte mir ein Bolivianer, als ich den merkwürdigen Widerstreit zwischen den offiziellen Rechten und dem wirklichen Zustand der Höhen-Indianer hervorhob. „Die werden erlassen und wieder aufgehoben. Befolgt wird nur das Herkömmliche.“ Freilich gehört zum großen Staatsmann auch ein großer Geist. Doch was ihn von anderen großen Geistern unterscheidet und was bedingt, daß nicht jeder große Geist zum Staatsmann taugt, ist die erforderliche besondere Einstellung, dank welcher der Geist von Hause aus Gana-gemäß wirkt. Die ganze Bedeutung richtiger Schlagworte, wohl gegeneinander abgewogener Belohnungen und Hinrichtungen liegt hier. Es ist nun kein Zweifel, daß alle Machtmittel vom Geiste her beurteilt wesentlich böse sind. Schon der Zwang an sich ist böse, und vollends böse sind die unvermeidliche Lüge, Diplomatie oder Taktik genannt, und die Erpressung, die man „einen Druck ausüben“ heißt, und ohne die Machtpolitik unmöglich ist. Das Bild vollendet die Notwendigkeit, daß im Führer der Machttrieb dominiere.

Nunmehr stehen die kaltblüterhaften südamerikanischen Caudillos mit ihrem blinden Machttrieb und ihrer Ziellosigkeit nicht als Ausnahmeerscheinungen, sondern als Urtypen da. Sie tun es viel reiner als die Häuptlinge primitiver Völker, weil bei diesen das Gruppenbewußtsein dominiert und der noch so Mana-begnadete Führer deshalb nie so rein dasteht und individuell so viel bedeutet, wie der Caudillo. Aber Naturvölker treiben auch keine eigentliche Politik; diese beginnt mit so weit fortgeschrittener Individualisierung, daß die Gruppe nicht nur pflanzenartig „da ist“, sondern ein dynamisches Kraftfeld darstellt, was einen Brennpunkt voraussetzt. Andererseits können die rohesten der großen Eroberer, wie die mongolischen, nicht als Urtypen gelten, weil diese noch so unbewußt schon Geist beherrschte, welcher die Gana disziplinierte und ihr Ziele setzte. Dschengis Khan wird niemand self-indulgence vorwerfen. — Überschaun wir jetzt alle Geschichts-Uranfänge, von denen wir Kunde haben, so erkennen wir, daß tatsächlich alle südamerikanischen Zuständen gleichen. Die erste molekulare Ordnung ergab sich aus dem reinen spezifischen Gewicht. Es fehlte jede Zielsetzung außer dem Streben nach Machtbehauptung und -steigerung; es fehlte jede Zusammenschau. Frühe Zeiten sind voll selbständiger Könige, wie der Wald voller Bäume. Daher das extrem Partikularistische aller Uranfänge, wie man es heute wieder an der gegenseitigen Feindschaft oder Verachtung der verschiedenen Nationen Südamerikas sieht. Aber diese blinden und ausschließlichen Einheiten sind die einzig möglichen Fundamente jeder späteren Kulturgestaltung. Die *France une et indivisible* wäre ein gar gebrechlich Ding ohne die Ganabindungen, die über ein Jahrtausend partikularistischer Struktur und dann ein vereinheitlichender Lebensstil geschaffen haben. Und insofern bedeuten auch alle Kriege zwischen Nachbarn, wie in grotesker Übersteigerung der Weltkrieg einer war, Ausbrüche des Urtümlichen. Wo jede Gana-Melodie besonders und ausschließlich ist und ihren besonderen Rhythmus lebt, da ist es unvermeidlich, daß sie in Interferenz

geraten. Und da die böse Gana-Welt die Unterlage alles Lebens darstellt, gibt es nur ein Mittel, einen Logos- und Ethos-gerechten Zustand zu schaffen: die Gana-Melodien so zu orchestrieren, daß sie unwillkürlich als tout-ensemble oder unisono einfallen und spielen. Insofern ist es ein gutes Zeichen, daß die Kriege immer umfassender werden. Insofern ist Interessenverknüpfung heute wirklich der einzige Weg zu einem friedlichen Gesamtzustand. Der Ur-Ohnmacht ist sich der Mensch des geologischen Zeitalters des Menschen, welcher tatsächlich der Herr der Schöpfung geworden ist, weit weniger bewußt, als irgendein früherer Mensch. Deshalb finden religiöse oder überhaupt jenseits-irdische Motive in der Gana-Unterwelt ein besonders schwaches Echo. Desto stetiger und stärker klingen bei allem Oberweltgeschehen die Untertöne von Ur-Hunger und Ur-Angst mit. Die Mehrheit fürchtet zu verhungern, sie schreit nach Sicherung. Dies ergibt zwangsläufig ein ökonomisches, nicht politisches Zeitalter, denn nur anerkanntes Besitzrecht sichert, nicht Gewappnetheit. In welcher Tiefe diese Motive schöpferisch wirken können, beweist das heutige Rußland. Die heutige Jugend dieses der Anlage nach arbeitsscheuen Volkes kann sich gar nicht vorstellen, daß man nicht arbeite. Die Ursache dessen ist die gleiche, welche bewirkt, daß niemand zu faul ist, um zu atmen: ohne Arbeit gibt es im heutigen Rußland wirklich nichts zu essen.

Am Problem der Gana ist mir wieder einmal sehr klar geworden, wie sehr es auf „richtige Bezeichnung“ ankommt im alt-chinesischen Sinn.¹ Konfuzius lehrte, das erste, was ein Fürst, der ein ungeordnetes Reich antrete, in Angriff nehmen müsse, sei die „Richtigstellung der Bezeichnungen“, denn jedes gebrauchte Wort wirke sich unweigerlich seinem Eigen-Sinn entsprechend aus. Am Weltkrieg und den Wirren seither haben wir Europäer reichlich erleben können, wie wahr das ist: jede

¹ Man findet eine ausführliche Betrachtung dieses Problems in den Kapiteln „Politik und Weisheit“ und „Weltüberlegenheit“ meiner *Schöpferischen Erkenntnis*.

Propaganda-Lüge, jede einseitige Übertreibung aus taktischen Rücksichten hat sich dadurch gerächt, daß das Weltgeschehen sie nachher beim Worte nahm; so wird Europas Befriedung seither durch recht eigentlich wortgeborene Wirklichkeiten verhindert, welche viel schwerer aus der Welt zu schaffen sind, als die Gegensätze es gewesen wären, aus denen der Weltenbrand entstand. Aber nicht weniger kommt es auf „richtige Bezeichnung“ bei der Erkenntnis an. Es ist unmöglich, das Urleben richtig zu sehen, wenn man vom Primitivitätsbegriffe ausgeht. Denn damit geht man vom Vorurteil eines Strebens nach Höherem aus, man urteilt von diesem her, und das Einzigartige bleibt entweder unbemerkt oder aber es wird mißdeutet. Die ganze falsche Urbilder-Theorie hat hier ihren Grund. Freilich gibt es Urbilder, doch sie entstehen erst mit dem Einbruch des Geists als Spiegelungsphänomene. Das Urleben ist blind, wesentlich blind; und nur von dieser Blindheit ausgehend kann man es richtig sehen und richtig bestimmen. So gelangt man auch von ihr allein zum richtigen Verständnis des lebendigen Urzusammenhangs. Dieser liegt tiefer als alle Mneme, alle Erinnerung; er liegt tiefer zumal als alles durchseelte und durchseelbare Gefühl. Wir erkannten, daß Verfallenheit nicht Liebe ist. Das Band, das sein Begriff bezeichnet, ist ein unterweltliches. Es ist ein der Schwerkraft oder der Cohäsion oder dem magnetischen Felde oder der chemischen Affinität Analoges, je nachdem. Da die Analogie nicht vollständig ist, hat es keinen Sinn, auf dem verwandten Bild zu insistieren, sofern nur einleuchtet, welche Erkenntnis es vermitteln soll. Diese Erkenntnis nun aber ist, in möglichster Kürze zusammengefaßt, die folgende. Das Urwesen des Lebens ist von seinen frühesten Äußerungen der Sensibilität und Irritabilität her nicht besser zu begreifen, als von seinen durchgeistigsten Ausdrucksformen her. Der Behaviorismus hat insofern klarer geurteilt als andere Schulen, als er die Gewohnheit als letzte Gegebenheit annimmt, denn wirklich wird dessen Begriff dem Ausschließlichen, melodiehaft Abgeschlossenen und Gebundenen des

Urlebens gerecht. Doch der Behaviorismus irrt wiederum, insofern er auf die äußere Verursachung den Akzent legt. So abhängig primordiales Leben vom Äußeren war, so sehr es, um zu bestehen, auf Anpassung angewiesen war — das Urphänomen ist gerade bei ihm seine Autonomie. Und die Gesetze dieses selbständigen Ur-Daseins sind die der Gana. Deren differenzierte Äußerungen lassen sich von Fall zu Fall ohne Irrtum auf Begriffe wie die des Ur-Hungers und der Ur-Angst, des Blutauschs und des Überwältigungstrebens, der Verführung und des Verfallens, der Triebe zur Selbsterhaltung und zur Selbstvernichtung zurückführen; sie lassen sich auch von einem vorausgesetzten Lust- und Realitätsprinzip her deuten. Doch die letzte unzurückführbare Instanz ist und bleibt überall die undifferenzierte massive Gana. Sie, und nicht die Sexualität, erst recht nicht der Macht- und Geltungstrieb, schon gar nicht eine prospektive Tendenz—Vorausschau ist erst bei Geistbestimmtheit möglich — ist das Urphänomen.

Dieses Urtümliche wirkt, vom Geiste her beurteilt, unheimlich fremd. Aber ebenso unheimlich ähnlich ist es jenen dunklen Kräften, welche im tot geheißenen Weltall das zusammenhalten, was zusammenhängt, und was Geist gleichfalls nimmer verstehen wird. Hier versagen alle gewohnten verständlichen Begriffe. Wendet man aber Begriffe an, die der beobachteten oder erschlossenen Realität entsprechen, dann steht man erst recht befremdet da. Nicht windige Leere charakterisiert den Welt-raum, sondern Zähigkeit. Nicht Stetigkeit die Beziehung von Vorgang zu Vorgang, sondern Unstetigkeit. Und doch vermitteln überall Gleichungen, welche irgendwie realen Zusammenhang ausdrücken müssen. So ist auch das Urleben unstetig und zusammenhängend zugleich. Vor allem ist es zäh und innerlich schwer. Sein frühester Ausdruck hat seine menschliche Entsprechung in der Verfallenheit. Sein Normalzustand entspricht der dermaßen starr fixierten Gewohnheit, daß keine Einsicht und kein Wille sie durchbrechen kann.

Bevor ich Südamerikas primordialen Boden betrat, wähnte

ich, das Leben sei von Hause aus leicht. Und in aller Erschwerung (im vielfachen und vieldeutigen Sinn des deutschen Wortes) sah ich Entartung. Seither weiß ich, daß die innere Schwere, die schlechthinnige Unfreiheit und Gebundenheit seinen Urausdruck darstellt. Und ich weiß ferner, daß dieses Urtümliche in allem Lebendigen unverändert fortlebt, noch so tief unten, noch so unerreichbar, solange Leben lebendig bleibt. Denn dieses Urtümliche allein entspricht dem Geist der Erde. So hat es Sinn, wenn das Irrationale der Übermacht als Gottesgnadentum verehrt wird: mit Gott hat es nichts zu tun, wohl aber äußert sich in ihm ebenso irdisch Tiefes, wie im Gravitationsgesetz. So ist es sinnvoll, wenn von Liebe als schlechthinniger Verfallenheit als einem übermenschlich Großen gesungen und gesagt wird: solche Liebe ist zwar nicht übermenschlich dem Geiste zu, wohl aber greift mit ihr das dumpfe Urgesetz der Erde ins geisterleuchtete Menschenleben ein. Und so wurzelt in der Gana alles Sinnvolle und Sinnhafte des Todes. Goethe meinte, als er vom Tode eines großen Geistes, welcher noch nicht gar so alt war, hörte: „ich weiß nicht, warum er seinem Tode zugestimmt hat.“ Im Falle der ganz Großen, das heißt der beinahe ausschließlich Geistbestimmten, kommt das Ende tatsächlich selten, bevor es dem geistigen Sinn ihres Schicksals entspricht. Sonst hat das Sterben mit Geist nichts zu tun. Der Tod an sich ist kein geistiges Problem. Er ist aber auch kein Lebensfremdes. Der Urmensch, der eines natürlichen Todes stirbt, und meist so leicht stirbt, würde sein reales Erleben wahrhaftig zum Ausdruck bringen, wenn er sagte: *me da la gana de morir*.

ACHTE MEDITATION
DELICADEZA

Wer die Schöpfungsgeschichte nicht vom Geist, sondern von der Erde her zu schreiben unternähme und mit dem Augenblicke anhöbe, da das Leben seine selbständige Entwicklung begann, der würde nicht sagen, im Anfang war das Wort; der würde auch nicht sagen, im Anfang war die Tat. Er müßte sagen: im Anfang war die Empfindlichkeit. Nur dank den (von der Empfindlichkeit der leblosen Materie, deren Höchstausdruck das physikalische Präzisionsinstrument darstellt, verschiedenen) Eigenschaften, welche die Zoologie Sensibilität und Irritabilität heißt, vermag die lebendige Monade der Übermacht der Umwelt gegenüber ihre Identität zu behaupten. Und beim ersten Menschen müssen die Sensibilität und Irritabilität außerordentlich gewesen sein, denn waffenlos und nackt stand er da, und konnte sich doch weder durch grenzenlose körperliche Anpassungs- und Wandlungsfähigkeit, wie solche niederen Tieren eignet, noch auch, wie die Schlange, durch Zähigkeit und Trägheit verteidigen: das besondere Gesetz seiner Natur setzte Weltoffenheit eines als Körper Abgeschlossenen. So mußte psychische Empfindlichkeit fortlaufend das erforderliche Gleichgewicht zwischen Innen- und Außenwelt schaffen und regulierend erhalten. Erst der erwachsene Verstand schuf tierischer Rüstung Vergleichbares; d. h. starre Bildungen, welche nicht gefährdeten, sondern stützten und schützten.

Doch der Verstand erwuchs erst spät aus der Ur-Empfindlichkeit heraus. Und sie war der Mutterschoß aller differenzierten psychischen Gestaltung. Erst war der Mensch empfindlich und verletzbar und erregbar überhaupt, dann erst stellte sich die Frage, wofür, und wofür an erster Stelle er empfindlich war,

ob für Hunger oder Ehre oder Schuld. Die erste Unterscheidung zwischen Gut und Böse fällt mit der anderen zusammen, ob etwas nicht verletzt oder verletzt; die erste Unterscheidung zwischen Schön und Häßlich mit der, ob etwas anzieht oder abstößt. Denn das Gana-Leben ist passiver Artung; ihm fehlt jede Initiative, es reagiert nur.

Hieraus folgt, im Gegensatz zu dem, was allgemein gelehrt wird, das normale Zusammenbestehen von Naturnähe und Feingefühl. Der gesunde Körper reagiert genauer, präziser und schneller als der feinste Geist. Je mehr nun Bewußtsein seinen Brennpunkt in der Empfindungssphäre hat, desto schärfer ist sein Wahrnehmungsvermögen für alle Nuancen dessen, was verletzt oder nicht verletzt. Ich sage absichtlich „nicht verletzt“ an Stelle von „wohltut“, weil die Empfindlichkeit für Leid die für Freude auf allen Ebenen ursprünglich überwiegt, gleich wie es keine akute körperliche Lust gibt, welche akutem körperlichen Schmerz die Waage hielte. Und die Ursache dessen ist auf allen Ebenen die gleiche; Schmerzempfindlichkeit sichert, während Hingabe an Genuß gefährdet. Nun gibt es freilich rohe und stumpfe sogenannte Primitive. Aber bei diesen handelt es sich nicht um Urzustände, sondern um differenzierte Anpassungsprodukte, sei es an übertriebene Hitze oder übertriebene Kälte oder sonstige Unbill, welche einerseits spezifische Unempfindlichkeit, andererseits überschüssige Urkraft zur Bedingung des Überlebens macht; ein differenziertes Anpassungsprodukt bedeutet auch ausschließlich bestimmende Männlichkeit, die allemal Barbarisierung bedingt; hier ist Sparta allgemein-menschliches Prototyp. Roheit und Stumpfheit charakterisieren ferner manche Endzustände des Festgefahrenseins und der Entartung; hat Verknöcherung oder sonstige Verhärtung stattgefunden, dann hat ein Tier an Fein-Empfindlichkeit und Wandlungsfähigkeit entsprechend eingebüßt. Andererseits sind durch ungünstige Lebensumstände gebildete und deshalb zunächst rohe und stumpfe Völker fast ausnahmslos die fortschrittlichen gewesen. Sie mußten durch Geistes-

schöpfung das Gleichgewicht schaffen zwischen sich und der Natur, das in günstigen Lebensraum Hineingeborenen ursprünglich eignet. Daher die Kulturbedeutung der nordischen oder Gebirgs-Völker, wie der Begründer der Inka- und Azteken-Staaten; nördliche Breite und vertikale Höhe bedeuten biologisch Ähnliches. Ebendaher die Bedeutung der Wüstenbewohner, ebendaher die der Juden. Letzteres Beispiel ist in diesem Zusammenhang besonders lehrreich. Was die Juden allen Völkern unsympathisch macht, ist ihr Mangel an Feingefühl, gerade heraus gesagt, ihre Dickfelligkeit. Diese hat sich daraus entwickelt, daß sie allzulange unter allzuwidrigen physischen und moralischen Umständen haben leben müssen. Aber eben daher ihr schöpferischer Moralismus und ihre Intellektualität. Doch wenn möglicherweise alle Völker hoher Geistigkeit von Barbaren abstammen — der Barbar ist nicht der Primitive an sich, sondern der Mensch, dessen Art dem Bären gleicht und nicht dem Kolibri — so ist das Urcharakteristikum des Primitiven doch nicht die Barbarei, sondern die Empfindlichkeit; gewiß erwuchs und bildete sich das Menschengeschlecht zuerst nicht in ungünstigem, sondern in besonders günstigem Lebensraum. Je früheren Zuständen gemäß ein Mensch typisiert erscheint, desto ausschließlicher lebt er mit und aus der Empfindung.

Betrachten wir gleich das extremste Beispiel dieses Verhältnisses. Alle Primitiven der nicht stumpfen Abart scheuen klaren Ausdruck. Dies liegt durchaus nicht an geistigem Unvermögen: *sousentendus*, durch die Blume Gesagtes, kurz un- eigentlich und gleichnismäßig Ausgedrücktes verstehen sie schneller und besser als Intellektualisierte, wie denn das Lesen jeder frühen Schrift und das Verstehen jeder unartikulierten Sprache höhere Anforderungen ans Kombinationsvermögen stellt, als in europäischem Sinne klare Ausdrucksweise. Die Scheu Primitiver vor letzterer entspringt einfach der Furcht, verletzt zu werden. Bedenken wir nunmehr, daß alles über die primitive Empfindlichkeit Gesagte von echten Frauen beliebiger Kultur-

höhe gilt, so sehen wir wieder einmal, daß im Anfang nicht der Mann war, sondern das Weib. Alle echten Frauen sind Empfindungswesen. Alle sind feinfühlicher als Männer und insofern klüger. Allen fehlt primärer Sinn für geistige Zusammenhänge, ob intellektueller oder moralischer Artung. Bei den allermeisten ist „das Böse“ Sekundärererscheinung. In supremer Anpassungsfähigkeit werden sie zu dem, was der Situation, in der sie sich befinden, entspricht. An mit ihnen inkompatible Männer gekettete Frauen werden fast immer schlecht, was aber nicht das mindeste mit Moral zu tun hat, denn der gewalttätigste und roheste und böseste Mann, der ihnen zusagt, kann sie „gut“ machen. Die ungebärdigste junge Furie ist vom rechten Manne grundsätzlich zähmbar — was freilich von der alten, gut eingefahrenen leider nicht mehr gilt.

Das Schulbeispiel für das Zusammenbestehen von Primitivität und Verfeinerung bietet die südamerikanische Menschheit. Insofern sie ihr Erlebniszentrum in der Gana hat und deren Gesetzen gemäß in allem reagiert, ist Empfindlichkeit ihr Grundmotiv. Daraus ergibt sich eine Ordnung des „Guten“ und des „Bösen“, welcher jede moralische Qualifiziertheit fehlt. Was verletzt, ist ipso facto böse; wer verletzt, ist schuldig im absoluten Sinn. Ressentiment ist nicht allein de facto, sondern de jure letzte Instanz, und sofortiges Abreagieren desselben Menschenrecht. Dieses Ressentiment ist durchaus nicht Ausdruck von Schwäche im Sinne Nietzsches, oder von Verdrängung im psychoanalytischen Verstand: für beide Formen desselben ist Geistbestimmtheit Voraussetzung; es wirkt der Vergleich mit einem vorgestellten Bild. Ebenso wenig handelt es sich beim südamerikanischen Verletztsein um verletzte Ehre oder verletztes Rechtsgefühl oder das Bewußtsein sachlicher Schädigung: es handelt sich um verletzte Empfindlichkeit schlechthin, um ein unmittelbares Reagieren der Art, wie die *mimosa pudica* auf Berührung reagiert. Doch da die Empfindlichkeit für Unangenehmes weitaus größer ist, als die für Angenehmes, so ist das Gesamtbild, das der Seelenzustand Süd-

amerikas bietet, das eines ständigen auf-der-Defensive-Seins, des Mißtrauens und der Bereitschaft zum Übelnehmen, wenn nicht zur Vergeltung. Es herrscht die zum Fingerspitzengefühl verfeinerte Ur-Angst.

Alle Angst fordert Sicherung. Daher das Primat, in der Beziehung von Mensch zu Mensch, der Umschreibung vor der Geradheit, der Etikette vor dem einfachen Verkehr, der Höflichkeit vor aller Offenheit. Primitive Frauen empfinden jeden klaren Ausdruck als brutal. Dies gilt aber in erster Linie vom Sagen, nicht vom Tun. In Argentinien, sagte mir eine geistreiche Tochter des Landes, dürfe man alles tun, wenn man nur nichts sagt. Grundsätzlich ist dies überall so, wo die moderne Aufrichtigkeitskultur vieltausendjähriges Herkommen nicht überwunden hat. Denn da alle unmittelbare Erfahrung des Menschen psychisch ist und aller Verkehr von Mensch zu Mensch in erster Instanz von Seele zu Seele geht, so bedeuten Worte notwendig mehr als Taten. Sie verletzen mehr, sie freuen und beglücken mehr. Gute Worte können schlimmste Schädigung ausgleichen, weil sie negative Empfindung durch positive überschichten, was kein Schadenersatz erreicht. Hieraus ergibt sich, nebenbei bemerkt, die ungeheuerliche Roheit des modernen Zeitgeists, dem Beleidigung durch angemessene Bezahlung für wiedergutmacht gilt: menschenwürdig war und ist es, für seelische Verletzung entweder das Leben (Duell oder Blutrache), oder aber ein Wort der Entschuldigung zu fordern; wer hier auch nur auf den Gedanken kommt, daß Geld einen Ausgleich schaffen könne, beweist eine Empfindungsstumpfheit, die eigentlich das Recht schafft, ihn so anzusehen und zu behandeln, wie es die Griechen mit ihren Sklaven taten. Doch selbst mit den intellektuellsten Männern, die nicht alles Feingefühl verloren haben, steht es zutiefst nicht anders wie mit zarten Frauen, ob sie es selber merken oder nicht. Schwerste Zumutung wird ungekränkt ertragen, wenn nur die Form gewahrt blieb. Die höflichen Völker, d. h. die, welche auf die Empfindungen der anderen Rücksicht nehmen, unabhängig

von jeder Weltanschauung und jedem Werturteil, haben unter sonst gleichen Umständen ausnahmslos die größere werbende Kraft. So sehr ist jeder Mensch in erster Linie sensibel und irritabel — absichtlich gebrauche ich immer wieder den terminus technicus der Zoologie — daß rechte Berücksichtigung der Empfindungssphäre das A und Ω ist aller Menschenbehandlungs-Kunst. Die in ihrem Handeln so rücksichtslosen Engländer brauchen grundsätzlich keine verletzenden Worte; *personal remarks* vermeiden sie unter allen Umständen und formulieren jede Behauptung so unbestimmt, und jede Forderung so bittend als nur möglich.

Den extremsten Ausdruck möglicher Berücksichtigung fremder Empfindlichkeit verkörpert der ungeschriebene Kodex der brasilianischen *Delicadeza*. Den Zugang zu deren Verständnis finden wir, im Anschluß an das Vorhergesagte, am schnellsten durch eine Betrachtung von Brasiliens Staatsapparat. Es gibt auf der heutigen Erde keinen raffinierteren als diesen, und zwar nicht im Sinn von Überreife, sondern von echter Fortschrittlichkeit unter archaischen Verhältnissen. Zunächst erscheint Brasilien dem zaristischen Rußland verblüffend ähnlich — was nicht etwa ein grundsätzlich negatives Urteil bedeutet, sondern ein positives; zurückgebliebene und kulturell nicht-homogene Völker sind demokratisch-modern nicht zu regieren. Hier wie dort ein ungeheures Land, von einer kleinen Minderheit verwaltet, welche in einem (solange er die Stellung innehat) allmächtigen Einzelnen gipfelt. Der Staatsapparat ist eine Wesenheit für sich; der brasilianische hohe Beamte wirkt wie der leibliche Bruder des zaristisch-russischen. Aber Brasilien erscheint auf gleicher Ebene vollkommen und gesichert, wo Rußland unvollkommen und so verwundbar war; so sehr, daß ich mir nach wenigen Tagen brasilianischen Aufenthalts sagte: wäre Rußland wie Brasilien regiert worden, nie hätte das Volk revolutioniert. Wo Rußland roh war, herrscht in Brasilien raffinierteste Rücksichtnahme. Was Unzufriedenheit nähren könnte, bleibt so oder anders unsichtbar; dies gilt schon von

der äußerst fähigen Polizei. Die öffentliche Meinung darf sich in Worten austoben; viele einfache Brasilianer meinen, sie würden überhaupt nicht regiert — solche Unmerklichkeit eignete einer Regierung sonst nur in China zu dessen größter Zeit. Die Gesetzgebung Frauen und Kinder betreffend ist vorbildlich; und es herrscht solch tätiges Wohlwollen gegenüber allen, welche dem Staate dienen, daß sich der Arme bis ins dritte oder vierte Glied verpflichtet fühlt — nicht nur die Kinder, noch die Kindeskinde treuer Beamten werden pensioniert. Mehr wie jede andere geht die brasilianische Regierungskunst ähnliche Wege wie die Diplomatie des Weibchens. Alles in ihr bezieht sich auf Ursprüngliches — und gerade deshalb erreicht sie so viel. Nur schlimme Eindrücke trägt der Primitive nach, also werden solche nicht gegeben. Herrscht Menschlichkeit dort, wo auch der Kanibale sie übt — so Frauen und Kindern gegenüber — dann drückt alle Welt sonst gern die Augen zu. Von hier aus gelingt es unschwer, das *rationale* selbst der unwahrscheinlichsten Ausdrucksformen der Delicadeza einzusehen. In Brasilien versteht es jeder, wenn einer um eines unfreundlichen Blickes willen den Revolver zieht. Aber es gilt andererseits, sofern die Verletztheit Raum für Reflexion läßt, für unfein, von vorn zu schießen, denn das könnte einen unangenehmen Eindruck machen. Meuchelmord gilt für vornehmer als Zweikampf. Das beste mir bekannte Beispiel von Delicadeza bietet die folgende Geschichte (welche authentisch ist, von der ich mich aber nicht mehr genau entsinne, ob sie in Brasilien spielte oder in einem Nachbarstaat). Ein Mann hatte Grund, seiner Frau wegen auf einen anderen eifersüchtig zu sein und beschloß daraufhin, seinen Rivalen zu erschießen, was dort unter die Rechtskategorie der Wahrung wohlverworbenen Interesses (*intérêt bien entendu*) fällt. Der Bedrohte ahnte das und ging seither nie ohne Begleitung seiner Frau und Tochter aus. Tatsächlich verbot die Delicadeza seinem Widersacher, welcher ihm täglich auflauerte, den Damen durch Töten des Gatten und Vaters vor ihren Augen einen peinlichen

Eindruck zu machen. So ging es Monate entlang, bis daß der Verfolgte doch einmal unbegleitet ausging. Sofort traf ihn die Kugel. Das Gericht sprach daraufhin den Täter, anstatt auf vielfach erwiesenen vorbedachten Mord zu erkennen, frei, und das Publikum bereitete ihm ob seines wundersamen Feinsinns eine Ovation.

Die gleiche Einstellung beherrscht das Gemeinschaftsleben des ganzen Kontinents, mit der einen Ausnahme Chiles, wo mehr oder weniger „nordische“ Gesinnung vorwiegt. Es ist eine lichtscheue Welt auf ihre besondere Art, insofern jedes *sousentendu* sofort verstanden und richtig gewertet, Klarheit jedoch nur im Ausnahmefalle nicht mißdeutet wird. Im raffinierten Brasilien spielt dementsprechend die Aufmachung, die *fitá*, die entscheidende Rolle. Eben hier liegt die psychologische Wurzel der scharfen Unterscheidung zwischen dem Ehrenrührigen und nicht-Ehrenrührigen bei Vergehen und Verbrechen. Alles darf passieren, nur kein Skandal. Wer Objekt eines solchen war, ist für immer erledigt. Im urwüchsigeren und einfacheren Argentinien führt Dämpfung alles in irgendeinem Sinne Lauten bis zum Schweigen, oder aber die Maske der Arroganz oder der *Macana* (der argentinischen Sonderart des *je-m'en-fichisme*), oder endlich gewählteste Kleidung zu äquivalentem Effekt. Ein witziger Spanier sagte einmal, im so denkmalreichen Buenos Aires fehle das wichtigste Monument: das Denkmal des Unbekannten Schneiders. Aber dank der außerordentlichen Entwicklung der Empfindlichkeit, welche vor Taktfehlern natürlicherweise bewahrt, und dem allgemeinen Wunsch nicht weh zu tun, stellt südamerikanische Geselligkeit auch für den Fremden keine schwer zu meisternde Aufgabe dar. Ich für meinen Teil finde, daß es keinen erholenderen Verkehr gibt als den mit Menschen, welchen wohlthuende Empfindung höchstes Gut ist. Die alchinesische Höflichkeit näherte sich zu sehr der Grenze höfischer Etikette. Diese ist ein objektivierter Sicherungsapparat. Der König wird als dermaßen verwundbar vorausgesetzt, daß jeder Verstoß gegen die erwartete Form sein Selbst-

gefühl vernichten könnte; und die Befürchtung ist berechtigt, denn die überschwängliche Höhe seiner Stellung nährt im Unbewußten des Fürsten einen kompensatorischen Drang nach Erniedrigung¹. So wird er durch dermaßen starre Regeln distanziert, daß nichts Unerwartetes seine Haltung gefährden kann. Damit aber fällt das Schönste an aller Höflichkeit: die jeder Situation neuangepaßte Spontaneität. Die französische Courtoisie orientiert sich an Ideen und Werten und ist deshalb ebenso geist- wie empfindungsbedingt, weshalb sie wesentlich Aufmerksamkeit verlangt und ist; Aufmerksamkeit aber ermüdet. Die südamerikanische Delicadeza nun betätigt sich im Zustand vollkommener Gelöstheit und ist doch so präzis reagierend, daß man sich, wenn kein störendes Moment dazwischenfährt, wie in reibungsfreiem Raum bewegt. Natürliches sich-gehen-Lassen ohne geistige Motive, ohne Wertgefühl und ohne moralische Postulate ergibt da Ähnliches, wie in anderen Kulturen geistigste zu Fleisch gewordene Disziplin. Dies ist offenbar kontinental bedingt. Weder den Spaniern noch den Portugiesen eignet diese Art Delicadeza. Die Spanier waren und sind menschlich warm und gütig, doch viel zu individualistisch und viel zu abgeschlossen innerlich, um überhaupt primär Rücksicht zu nehmen. Die Portugiesen hingegen, von denen das Wort *delicadeza* in seinem brasilianischen Verstande stammt, sind kompliziert, zerrissen und explosiv, was Hellhörigkeit und leichtes Spiel auf dem Instrument der Empfindungen unmöglich macht. Doch die gleiche Delicadeza, welche den heutigen Südamerikanern europäischer Abstammung eignet, war von jeher Tugend der Indianer. Alle ihre Stämme, mit Ausnahme der Sibirier-ähnlichen Araukaner und natürlich der unbegabten und entarteten, charakterisiert eine eigentümliche Empfindungsfeinheit und Süßigkeit. Sie sind niemals unhöflich, nie roh. Es hat tiefe Bedeutung, daß es in vielen Indianersprachen nur ein Wort gibt für Schönheit und Glück. Gleichen Feinsinn beweist die Sage, mit der brasilianische Indianer den Sieg des weißen Manns erklären: Gott hatte dem

¹ Vgl. hierzu die Ausführungen in *Wiedergeburt*, S. 437.

weißen und dem roten Mann ein eisernes und ein hölzernes Schwert zur Wahl gereicht. Dieser wählte das hölzerne, weil es das schönere war. Die Hochkulturen der Indianer kennzeichnete eine besondere Menschlichkeit, für die es meines Wissens nirgends Parallelen gibt. Auf dem Gebiet der heutigen Wüste von Santiago del Estero in Argentinien blühte in sehr alten Zeiten eine wundersame Kultur. Dort stößt der Archäologe bei seinen Ausgrabungen am häufigsten auf die göttliche Hand, „welche heilt und tröstet“, als Sinnbild des Göttlichen. Es ist die Hand einer Göttin, welche als ganze Gestalt so dargestellt wird, daß sie weint ob des Leides der Welt, ihre Tränen auf ihre Brüste fallen und von dort als Milch befruchtend auf die Erde rinnen. Die so dargestellte Empfindsamkeit ist offenbar weder schenkende Tugend noch christliche oder buddhistische Liebe — sie will schmerzliche Empfindungen glätten. Ingleichen kennzeichnete die soziale Ordnung der Inkas, welche an Zwangsmäßigkeit, Schärfe, Konsequenz und restloser Auswertung des Einzelnen zum Besten des Ganzen die bolschewistische übertraf, eine Rücksichtnahme von unvergleichlicher Zartheit. Bei der kollektivistischen Zwangsbestellung der Felder wurde zuerst das der Sonne gehörige Teil vorgenommen, dann das der Hilflosen, Kranken und (etwa wegen der Wehrpflicht) von der Heimat Fernen; zuletzt das des Herrschers. Kein Mensch wurde überbürdet. Keiner durfte Sorgen haben. Stahl einer und wurde festgestellt, daß er es aus Not getan, dann ward nicht er bestraft, sondern der Staatsbeamte, der durch Unterlassung den Anlaß zur Verfehlung gegeben hatte. Faulheit und Trägheit galten als Sünde und Laster und wurden nicht geduldet; doch andererseits geschah alles nur Mögliche zur Steigerung der Arbeitsfreude. Und nun zum Feinsinnigsten. Nach dem Tode jedes Inka saßen die Großen des Reichs über ihm zu Gericht und entschieden, ob er ein guter und würdiger Fürst gewesen war. Fiel die Entscheidung ungünstig aus, dann wurde er — totgeschwiegen; er wurde aus den Annalen gestrichen. Nie fiel ein hartes Wort. Genau so schweigen heutige Südamerikaner überall, wo

Europäer die Stimme erheben oder schelten würden. Lieber als scharfe Worte zu gebrauchen, töten sie.

All diese Feinfühligkeit beruht auf dem Primat der Empfindung. Und wie sehr wohl es möglich ist, von dieser Wurzel her zu Höchstem aufzusteigen, beweist die Gesinnung vieler großer Geister. San Francesco de Assisi sagte einmal: „Sappi, frate carissimo, que la cortesia é una delle proprietá de Dio, il quale da il sole suo e la piova ai giusti ed agli ingiusti — per cortesia. Ed é la cortesia sirochia della caritá, la quale spegne l'odio e conserva l'amore“. Konfuzius erkannte den allein als tief an, dessen Weisheit bis zur Anmut sublimiert war, und niemand hielt mehr auf die Riten als er. Endlich ist Goethes Wertung der Ehrfurcht als höchster Tugend bekannt — Ehrfurcht aber ist undenkbar ohne unmittelbares Qualitätsempfinden. Doch wir wollen diese Gedankengänge hier nicht weiter verfolgen. An dieser Stelle liegt uns vielmehr ob, unsere Aufmerksamkeit dem negativen Korrelat des südamerikanischen Feinsinns zuzuwenden. Da dieser von geistgeborenen Motiven frei ist, kann jede Empfindung ungehemmt in ihr direktes Gegenteil umschlagen. Wird südamerikanische Empfindlichkeit verletzt, dann erfolgt ebenso differenziert-empfindliche Gegen-Reaktion, die wegen der Passivität und Zähigkeit des bestimmenden Gana-Lebens häufiger die Form des Ressentiments annimmt, als der schnellen Vergeltung. Und da das Schmerzliche in diesem Leben überwiegt, so bleibt es, trotz alles in den letzten Betrachtungen Gesagten, im großen und ganzen dabei, daß Südamerika der Kontinent der Verletzbarkeit und nicht der Rücksicht ist. Eine Rücksichtskultur, wie in Japan, gibt es drüben nicht, weil die Vorstellungskraft und geistige Initiative fehlt, die solche schaffen könnte; es gibt nur raffinierte Natur. So entspricht der südamerikanischen Süßigkeit als ihr Gegenpol ebenso zartfühlende Grausamkeit. Grausamkeit ist Feingefühl im Leiden-Lassen; deswegen kennzeichnet sie ursprünglich die Frau und nicht den Mann. Die Indianer waren von je von exquisiter Grausamkeit. Der Gemahl der süßen Göttin der Wüste von Santiago del

Estero war ein vampyrartiges Wesen, das zu den scheußlichsten Verkörperungen des Bösen gehört, die ich gesehen. So gleichen viele Göttergestalten des amerikanischen Altertums schreckhaften Traumgebilden, wie sie Psychoanalytiker täglich zu deuten haben — es sind Verkörperungen des Verfolgtseins, der Angst vor dem grausig Erscheinenden, des ohnmächtigen Rache-wunsches. Eben dies macht Südamerikaner häßlicher Seele so besonders widerlich: das Gegenbild des schlechthin Wohltuenden ist das schlechthin Abstoßende.

Schlägt nun die Empfindlichkeit in ihr direktes Gegenteil um, so wie dies jede Lebensäußerung vermag, so wird sie zu absoluter Empfindungslosigkeit. Dies ergibt völlige Undurchlässigkeit für fremdes Leiden, absoluten Mangel an Sympathie, eine Impososität ohnegleichen. Sie ist ohnegleichen, weil dem nur-Gana-Bestimmten jedes Vorstellungsvermögen fehlt. Dies erklärt das eigentümliche Zusammenbestehen, bei den indianischen Kulturvölkern, von raffinierter Grausamkeit und Apathie. Von Südamerika aus habe ich erst den besonderen Gesichtsausdruck der Chinesen und Japaner verstanden. Sobald ein Strahl negativer Empfindung deren meist so vollkommen beherrschtes Antlitz durchleuchtet, erscheinen sie abstoßend häßlich und böse. Dies liegt daran, daß sie (vielleicht aus Rassegründen? Die südamerikanischen Indianer wirken als nahezu reine Mongolen) Empfindungsmenschen sind und insofern die Grundpolarität Süßigkeit-Grausamkeit verkörpern. Nur ist diese Natur bei den Ostvölkern geistbeherrscht und -durchdrungen, woraus sich Tugenden ergeben, die der Kontinent des dritten Schöpfungstages noch nicht kennt. Doch auch dem fernen Osten fehlt die Sympathie, welche Phantasie des Herzens ist. Das Grundmotiv ist auch dort die Delicadeza. Mich dünkt: von hier aus können wir auch jene eigentümliche Mischung von Härte und Raffiniertheit begreifen, welche den meisten Mythen- und Märchengestalten eignet und deren Art den Kindern so viel besser einleuchtet als die erwachsener Menschen. Die Härte und Kälte ergibt sich aus dem Mangel an Phantasie, des Geistes sowohl als des Herzens.

Das Sterben der anderen ist gleichbedeutend mit Vergessen-Werden. Die Rachsucht aber ist Ausdruck nicht des Vorstellungsvermögens, sondern des Gedächtnisses, jener Ureigenschaft aller Materie. Das Gedächtnis ist desto besser, je zäher und schwerer beweglich eine Menschenart. Daher die indianische Rachsucht. Südamerikaner europäischen Bluts sind bei gleicher Empfindlichkeit weniger rachsüchtig proportional ihrer größeren Beweglichkeit; sie können vergessen. Die Chinesen und Japaner nun verkörpern *Delicadeza-Zentriertheit* im Rahmen hoher Kultur. Die japanische ist eine der nahezu reinen Empfindung; daher ihr Schmelz, daher andererseits ihre Kälte; auch Japaner haben etwas schlangenhaftes. In China sind die Postulate der *Delicadeza* zu Pfeilern einer großartigen Weltanschauung geworden. Daher die Gebote der Wahrung des Gesichts, des Nicht-Reagierens; daher die Theorie, daß das Weiche stärker sei als das Harte. Alle Empfindlichkeit ist passiv. So ist es logisch, wenn die Philosophie eines Empfindungsvolkes behauptet, daß der von einem König mißhandelte Bettler, sofern er sich nur nichts merken läßt und sinnvoll duldet, ganz von selbst später zum Könige aufrücken müsse. So ist es tief sinnvoll, daß die Lösung der meisten Lebensprobleme in China so gesucht und gefunden wird, daß die Empfindlichkeit durch Transponierung des Problems auf irgendeine Irrealisierungsfläche neutralisiert wird. Das einzige unbedingt Verpönte ist direktes Reagieren. Denn das geht nicht ohne Verletzung der Empfindlichkeit.

Die normale Verderbniserscheinung aller Feinempfindlichkeit ist die Perversion. Zumal den Indianern des Tropengürtels war, da die Europäer kamen, jede sexuelle Perversion und jedes Laster wohlbekannt, und es hat symbolische Bedeutung, wenn die Lustseuche von der neuen Welt auf die alte übergriff. Dementsprechend ist die Sinnlichkeit des heutigen Südamerikaners von großer Raffiniertheit; von keiner Mannesart habe ich Frauen, „gewöhnnt an Männerliebe“, so schwärmen hören wie von Brasilianern, und es ist wiederum symptomatisch, daß auch der Chinese in ähnlichem Sinn für die, welche ihn nah genug

kennen, unwiderstehlich sein soll. Doch diese so empfindsame Welt ist andererseits kalt. Die Empfindungssphäre ist nicht die Herzenssphäre. Losgelöste Sinnlichkeit ist kalt. Grausamkeit ist kalt. Die Rache ist süß, aber andererseits kalt. Alle reine Empfindlichkeit ist kalt. So bedeutet die südamerikanische Süßigkeit und Rücksichtsfülle nicht Wärme: was da warm erscheint, ist in Wahrheit Wärmebedürfnis, wie das der Eidechse, welche die Sonne sucht. Daher die typische Kälte der Frauen, welche die Männer am meisten aufregen.

Wir können jetzt eine Erkenntnis, die uns schon mehrfach unterlief, besser verstehen, tiefer begründen und weiter ausführen: daß im Anfang nicht die Wahrheit, sondern die Lüge war. Im Anfang war in der Tat nicht der Mut, sondern die Angst und damit die bejahte Empfindlichkeit. Und stellt sich als erste und wichtigste die Frage, was verletzt und was nicht verletzt, so kann Wahrhaftigkeit weder Norm noch Ideal sein. So lehren Primitive ihre Kinder zunächst einmal die Unwahrheit zu sagen, denn offene Darlegung könnte gefährden. Für klug gilt primär nicht, wer die Wahrheit findet, sondern wer am geschicktesten auf dem Instrument der Empfindungen anderer spielt. Dies stellte Frobenius kürzlich in bezug auf die Intelligenznorm der Neger fest¹: das Idealbild des Klugen verkörperte einem Stamme der, welcher seinen Schwiegervater am besten hereinlegte. Die gleiche Anschauung klingt im hebräischen Mythos vom Erzvater Jakob und im hellenischen vom vielgewandten Odysseus nach. Unsere Betrachtungen setzten in dieser Meditation nicht bei der Lüge, sondern bei der Höflichkeit ein, und sie führten uns zu einer Bejahung des Positiven einer Welt bestimmender Delicadeza, wie immer es mit der Kehrseite bestellt sei. So können wir von dieser Stelle her denn auch tiefer als bisher in den positiven Sinn des ursprünglich „Bösen“ eindringen. Die Frauen sind nicht allein das lügenerische, sondern auch das schöne Geschlecht. Verstellung ist die Wurzel nicht allein der Hinterhältigkeit und des Verrats,

¹ Vgl. sein Buch *Erythraea*, Atlantis-Verlag, Berlin 1931.

sondern auch der Rücksicht. Die gleichen Wurzeln wie die Rache und die Grausamkeit hat auch das Mitleid. Also muß wohl das Schöne direkt aus der Unterwelt, es muß aus anderer Wurzel sprießen als das Wahre. Plato, der große Schönheitsverstehrer, ahnte das; er erkannte, daß die sokratische Gleichung: daß was schön sei, auch gut und wahr sein müsse, nicht stimmt. In seiner wahrheitsfanatischen Spätzeit wollte er deshalb die Kunst und deren Diener aus seinem Staat verbannen. Auch das Christentum ahnte den Zusammenhang. Deswegen war es in seiner radikalen Frühzeit sowohl Weib- wie Schönheitsfeindlich. Und beunruhigt dadurch, daß Liebe und selbstloses Dienen und Dulden gerade in der weiblichen Naturanlage begründet liegen, brachte es das Element asketischer Härte überall hinein, wo es Werte anerkennen sollte. Und es war richtiger Instinkt, der es dazu bewegte, denn mit der Härte-Forderung schaltete es unmerklich die ganze Empfindungssphäre aus seinem bejahten Weltbild aus. Nur geistige im Gegensatz zur natürlichen Liebe sollte es geben, nur Zucht im Gegensatz zur *self-indulgence*, nur Sündenbekenntnis oder gegenseitige Vermahnung anstatt Rücksichtnahme auf das, was gefällt.

Für die Dauer war diese Entwertung aller Schönheit nicht durchzuhalten, und so stellten die Väter der anatolischen Kirche, als Söhne eines ursprünglichen Schönheitsvolks, die sokratische Gleichung zwar nicht als Bestimmung dessen, was ist, wohl aber als Höchstforderung wieder her. Schönheit, Wahrheit und Liebe sollten eins sein. So sehr versinnlichte sich bald das Christenideal, daß für den Heiligen der Geruch der Heiligkeit, ja bei der Verwesung seines Körpers Ersetzung des Gestanks durch Wohlgeruch gefordert ward. Doch zu sinn- und sachgemäßer Einsicht gelangte das Christentum nie. Und ebensowenig gelang dies der Christentum-entsprossenen Philosophie. Die Wahrheit, die wir anzuerkennen haben, ist, daß die süßesten Düfte aus Verwesungsstoffen hergestellt werden. Daß die Erde, aus welcher schönste Blumen sprießen sollen, gedüngt werden

muß. Daß Verstellung die Wurzel dessen ist, was im Menschenverkehr der Empfindung wohl tut. Insofern ist Schönheit Tochter des Falschen und Häßlichen und insofern des Bösen. Auf daß auf Erden Schönheit werde, muß sich primär die Frage stellen, was verletzt und was nicht verletzt — nicht was wahr sei oder gut. Die Angst, verletzt zu werden, führt primär zu Verstellung, und die Angst zu verletzen zu umschreibender Höflichkeit. Daher das gleißnerisch-Schöne der Produkte gerade des dritten Schöpfungstages, wo sie nicht abschreckend häßlich sind und anderen damit gebührende Rücksicht nahelegen. Und auch hier erscheinen Positives und Negatives unauflösbar verschmolzen. Die schönsten Blumen und Reptilien sind giftig, die verführerischsten Frauen falsch.

Doch das alles sagt, noch einmal, nicht das allermindeste gegen das rein und absolut Positive der Welt der Schönheit aus. Psychologische Wissenschaft hat neuerdings festgestellt, daß Schönheit im Traumleben Angezogenwerden schlechtweg bedeutet. Schön ist in der Tat ursprünglich das, was der Empfindung wohl tut. Diese Erwägungen zwingen uns denn, wie mich bedünkt, endgültig, einen wurzelhaften Gegensatz zwischen Wahrheit und Schönheit anzunehmen. Eine Welt ist an der Wurzel entweder Wahrheits- oder Schönheits-bestimmt. So waren die Griechen ebenso ursprünglich lügnerisch wie die Südamerikaner. So galt es in den gebildetesten Kreisen des alten Orients für verwerflich, in Gegenwart eines Gastes auch nur zu denken, was ihm mißfallen könnte. Dies ist der wahre und positive Sinn dessen, was der Europäer orientalische Verschlagenheit heißt. Im Fall des Chinesen hätte er es längst besser wissen können, denn dieser ist als Händler zuverlässiger und ehrlicher als der Okzidentale; desgleichen im Fall des so wesentlich vornehmen und großmütigen Türken. Sehr bezeichnender Weise erfolgte die erste Wiedergeburt des antiken Geists, nämlich die in der Provence, im Zeichen der Schönheit in ausgesprochenem Gegensatz zu aller christlichen Metaphysik und damit zur Wahrheitserkenntnis, wie solche damals verstanden

ward. Der Provence galt die *cortesía* als höchster Wert — und alle Bildung der nordischen Barbaren hat ihren Ursprung in seiner Vorherrschaft. Wie sehr Schönheit primärer Wert sein kann, beweist die griechische Formel *καλός κάγαθός*; das Adjektiv „schön“ steht voran. Wie ich einmal im Plaza Hotel zu Buenos Aires, wie so oft, von Unbekannten mit jener spontanen Herzlichkeit, welche für Argentinien charakteristisch ist, zum Mit-Essen an ihrem Tische eingeladen wurde, sagte mir eine Dame, sie hätte noch nie einen Yanquee bewußt gesehen und fragte, ob ich ihr einen zeigen könne. Ich wies auf einen Vertreter des guten Durchschnitts hin, der in der Nähe saß. *Que feo!* (wie häßlich) rief die Frau. Tatsächlich bedeutet Männerschönheit den dortigen Frauen schier ebensoviel, wie Frauenschönheit den Männern.

Von hier aus können wir denn Sinn und Grenzen einer Welt bestimmender Wahrhaftigkeit besser verstehen, als von den Voraussetzungen aus, welche wir alle unbewußt verkörpern und deshalb gar nicht diskutieren. Das Schönheitsvolk der Griechen stellte die Barbaren regelmäßig häßlich dar. Und der erste Wahrheitsfanatiker unter ihnen, Sokrates, war nicht nur zufällig häßlich: aus aller Überlieferung seiner Freunde klingt das Gefühl hindurch, daß er es sein mußte. Wiederum können wir von Südamerika her den ganzen Zusammenhang am besten verstehen. Die Chilenen gelten drüben als *gente ruda*, als brutal und roh. Tatsächlich fehlt dort den Männern, die nicht der allerobersten Kulturschicht angehören, die kontinental-typische *Delicadeza* (welche die Frauen allerdings desto mehr akzentuieren). Höchst merkwürdig und für alle anderen Südamerikaner abstoßend ist der populäre Ruf: *Viva Chile mierda!* Die Männer zeigen einen ähnlich häßlichen Zug um den Mund wie die meisten finnisch-ugrischen Völker. Und innerhalb der unteren Volksschichten, der araukanisch-durchmischten *rotos*, herrscht ein richtiger Kult des Häßlichen. Die *rotos* wollen keine *caballeros* sein. Daß auch Chile nichtsdestoweniger dem südamerikanischen Seelenraume angehört, beweist der Um-

stand, daß dort eine Art Kultur der Häßlichkeit besteht, die der alt-niederländischen ähnelt. Weniges steht plastischer da in meiner Erinnerung, als das Erlebnis der chilenischen *fiesta nacional*, eben weil ich sie auf dem Hintergrund des sonstigen südamerikanischen Schönheitskultes schaute. Keine von Teniers oder Breughel gemalte Kermesse steht so im Zeichen stilisierter Häßlichkeit, wie die Wirklichkeit dieses Nationalfestes. Den meisten *rotos* geht es elend schlecht; selten haben sie satt zu essen. Zum Nationalfest nun sparen sie sich ganze Körbe zusammen, die sie nach Santiago mitnehmen, um sie dort zusammen mit Weib und Kind in knapp 24 Stunden zu vertilgen, wobei sie, die kleinen Kinder immer inbegriffen, aus riesigen Gläsern sauren roten Wein unentwegt in ihre Kehlen schütten. Die frenetisch dabei getanzte *Cueca* ist der häßlichste aller Nationaltänze. Je grotesker er getanzt wird, je häßlicher die Menschen, die es tun, zumal je älter und verputzelter die Weiber, desto stilgerechter wirkt er. Das Ende des Festes ist von solcher Wüstheit, daß Truppen recht eigentlich ein Schlachtfeld zu säubern haben. Unglaublich viele Verwundete mit aufgeschlitzten Bäuchen und heraushängenden Gedärmen, erzählte mir ein chilenischer Arzt, der mich begleitete, würden nachts darauf in die Spitäler eingeliefert, von denen unglaublich viele mit dem Leben davonkämen.

Das in seinem Extremausdruck hier Geschilderte bezeichnet aber nur eine Seite des Chilenentums. Andererseits sind die Chilenen Südamerikas weitaus charaktervollstes Volk. Sie sind auch *gente ruda*, insofern sie weniger lügen, weniger auf- und vormachen, weniger versprechen, was sie nicht halten wollen. Sie sind gerade und offen, soweit dies der Geist des Kontinents erlaubt. An ihrem Gegensatz zu den anderen Südamerikanern verstand ich ganz, warum Frauen klaren und direkten Ausdruck brutal finden. Jede Welt bestimmender Wahrhaftigkeit ist, vom Standpunkt einer Welt bestimmender Delicadeza beurteilt, roh. Denn ihre Wurzel liegt im nicht-Beachten der Empfindlichkeit, in der offenen Aggressivität. Deswegen waren

die Begründer aller Wahrheitskulturen entweder Schönheits-Renegaten, oder von Hause aus brutal, oder endlich aus anderen Gründen unempfindlich. Das Wahrheitsuchen der Griechen hatte ohne Zweifel die Zersetzung ihrer Schönheitswelt zur Wurzel. Sokrates verdankte seine Einstellung und Art wohl seiner thrakischen (russischen?) Mutter. Platon war richtiger Renegat; als Wahrheitsfanatiker war er Totengräber der Griechenkultur in ähnlichem Sinn, wie Leo Tolstoi der Vater des Bolschewismus war. Daß uns die Griechen hauptsächlich als Philosophen bedeutsam sind, liegt daran, daß die seither bestimmenden nordischen Völker nur ihr Erkenntniserbe fortsetzen und mehren konnten. Letztere Völker nun, deren Eigenart die Wurzel des Europäertumes ist, waren ursprünglich echte Barbaren; sie waren Bären im Gegensatz zum Kolibri. Sie verhielten sich zu den Griechen nicht viel anders, wie die Chilenen zu den Brasilianern. Ihre Robustheit und Brutalität und daraus hervorgehende Aggressivität ermöglichte es ihnen physiologisch, den Akzent auf Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit zu legen. Insofern und nur insofern ist nordisches Blut bei den meisten Hochkulturen auf Erden wirksam gewesen, so jedenfalls bei den Indern und Chinesen (man unterscheide wohl zwischen nordischem und arischem Blut: einen nordischen Typus gibt es auch unter Mongolen, gleichviel was dieser rassisch bedeute). — Den dritten Fall illustrieren am besten die Juden. Die waren schon vor Jahrtausenden ausgesprochen unempfindlich und häßlich. So konnten sie den Akzent mit seltener Unbeirrbarkeit auf Logos und Ethos legen. Die ungeheuerliche Einseitigkeit ihres Moralismus war nur möglich unter der Voraussetzung des Fehlens jeglicher Delicadeza.

Doch mit der Scheidung zwischen Welten der Wahrheit und der Schönheit ist das letzte Wort, auch von der Erde her und der Erde zu, nicht gesagt. Findet die Frau die direkte und klare Art des Mannes einerseits brutal, so will sie andererseits, daß er aggressiv sei; sie bewundert sein Kriegertum, ja ihr Mann-

Ideal ist der offen kämpfende Held; sie will gar nicht, daß er jedes *sousentendu* verstehe. Klarer Ausdruck wirkt auf sie erotisch reizend. Haßt sie einerseits Roheit, so will sie andererseits vergewaltigt werden. So handelt es sich bei den Wurzeln von Schönheit und Wahrheit letztlich wohl um polare Entsprechungen, die sich mit „männlich“ und „weiblich“ zwar nicht decken, wohl aber diese Entsprechung abgewandelt und umgedeutet widerspiegeln. Und ist die Empfindlichkeit da vor der Aufrichtigkeit, so beweist das nur einmal mehr, daß im Anfang das Weib war, und nicht der Mann. Von hier aus gewinnen wir denn, wie mir scheint, die abschließend richtige Einsicht in die Erdgründe der verschiedenen möglichen Kulturen. Entspringen solche der Wahrheit ursprünglicher Brutalität, so wurzeln solche der Schönheit in der Lüge. Und wurzeln jene auf der gleichen Ebene in der Angriffslust, und diese in der Angst, so leite man daraus ja kein moralisches Werturteil ab: die Ur-Angst ist die Wurzel von ebensoviel Positivem wie jene. Daß die Kriegerischen am meisten auf Erden gewütet haben, bedarf keines Beweises. Man darf allerdings absolute Werturteile fällen — nicht aber auf der Ebene und Stufe, welche wir hier betrachten, und nicht vom hier besetzten Aussichtspunkte her. Reine Wahrheitswelten sind roh und brutal vom Standpunkt der Empfindung, Schönheitswelten halten moralischen Forderungen selten stich. Eine Welt brasilianischer *delicadeza* ist ebensowenig ideal, wie eine chilenischer *rudeza*. Von der Empfindungsfeinheit her führt kein direkter Weg zur Wahrhaftigkeit und zur Sittlichkeit, von dieser keiner zur Schönheit. Doch insofern die Wurzeln aller dieser Tugenden und Werte einen organischen Zusammenhang bilden, bestehen von Hause aus Verknüpfungen, ist kein Volk buchstäblich einseitig begabt, schöpft jedes irgendwo aus dem Grunde, der nicht sein Hauptgrund ist, und sind geistgeborene Verbindungen immer möglich. So sind denn die vollkommensten Menschen die gewesen, welche tief in den Urgründen der Wahrheit und der Schönheit wurzelten und in ihrem oberweltlichen Höchsta Ausdruck eine

Synthese der Ideale beider verkörperten. Auf einer seiner Forschungsreisen in Ostasien stieß Aurel Stein auf ein seit Jahrtausenden so abgeschlossen lebendes Steppenvolk, daß ihm entgangen war, daß seither überhaupt Bemerkenswertes stattgefunden hatte. Vom Untergang des alten Rom hatte es noch nicht gehört. Seiner Ansicht nach gab es zwei große Reiche: Rom, welches für Recht und Ordnung stand, und China, das Sinnbild der Schönheit. Die römische Welt war wesentlich eine der Wahrheit und des Muts; vom Griechenstandpunkt war sie barbarisch schlechthin, bis daß sie gräzisiert ward. Nichtsdestoweniger erschuf sie rein aus sich heraus ein Instrument, das seinen physiologischen Grund in der Delicadeza hat: das Recht. Das formale Recht ist Kind der Lüge und nicht der Wahrheit. Von Fiktionen geht es aus, in einem Netze von Fiktionen sucht es die Wirklichkeit einzufangen, in einen Rahmen solcher sie endgültig einzuspannen. Es ist nicht wahr, daß es eine notwendige Gleichung von Gerechtigkeit und Recht gebe. Deshalb ist der Rechtsverdrehler im selben Sinn der Prototyp des Rechtsanwalts, wie der Hochstapler der Prototyp ist des Diplomaten. Wie dieser, so ist auch der Jurist ohne Schauspielerbegabung nicht zu denken. Identifiziert er sich ganz mit seiner Rolle, so ist das für sein Wirken günstig, doch es spricht gegen seine Einsicht und Gesinnung; der aus ethischem Pathos heraus auf Grund von Paragraphen Strafen verhängende Richter ist recht eigentlich der Gegen-Affe des Verführers. So ist es denn kein Wunder, daß Brasilien immer „legistischer“ wird und insofern immer römischer, während Deutschland immer schlechteres Gewissen bekommt bei der Handhabung jedes bloß formalen Rechts. — Alt-China war in seiner größten Zeit tatsächlich, der Überlieferung jenes Steppenvolks gemäß, ein nahezu reines Schönheitsvolk. Seine ganze Kultur wurzelte im Feingefühl. Schöne Form im Gegensatz zur Wirklichkeit war seine Seele. Sein Gesicht zu wahren, galt ihrem Vertreter für wichtiger als aller Tatbestand. Dem Krieger fehlte jedes Ansehen; er galt bloß für taktlos und brutal. Doch ein tiefes Gefühl für kos-

mischen Zusammenhang vom Geiste her, obschon einsinnig ästhetisch fundiert und qualifiziert, führte zu einer Synthese, dank der Alt-Chinas Kultur als die wohl vollständigste der bisherigen Menschheit dasteht. Die ästhetische Vollendung wurde als Generalnenner auch für das Gute und Wahre postuliert. Und das ist möglich, unbeschadet der Verschiedenheit der Wurzeln, weil Vollendung im Ausdruck das letzte Wort irdischer Vollendung überhaupt ist. So konnten sich in China Wahrheitswille und moralisches Streben im einheitlichen Rahmen eines ästhetischen Lebensstiles sinngerecht ausleben.

In Südamerika finden sich schon Ansätze einer bodenständigen und originalen Weltanschauung. Diese beruht auf dem Primat der *Delicadeza*. Der Argentinier Leopoldo Lugones postuliert für sein Land eine „antiker Art sich nähernde“ Schönheitskultur; er zuerst hat meines Wissens zwischen Wahrheits- und Schönheitskulturen bewußt unterschieden. Am repräsentativsten aber ist der Mexikaner José Vasconcelos. Dieser will die von ihm erhoffte integrale Zukunftszivilisation auf dem *placer*, dem *antojo*, auf dem was gefällt, wozu man Lust hat, aufbauen. *El gusto*, der Geschmack, werde einmal sogar zur richtigen Eugenik führen. Die Häßlichen würden einmal ablehnen, sich fortzupflanzen. Vasconcelos unterscheidet drei Perioden: die erste sei die materialistische oder kriegerische; auf diese folgte die intellektuelle oder juridische (*sic*); das Ziel aber verkörpere die spirituelle oder ästhetische Periode. „Die dritte Periode entspricht der emotiven Lebensauffassung — sie wird regiert vom ästhetischen Sinn, dem unaussprechlichen Gefühl. In ihr wird sich das Tun und Verhalten nicht an der armen Vernunft orientieren, welche erklärt aber nicht entdeckt, sondern am schöpferischen Gefühl und der überzeugenden Freude. Dann wird man tun, wozu man Lust hat, nicht seine Pflicht, dem Weg des Geschmackes, nicht der Begierde oder des Syllogismus folgen.“ Ich leugne nicht, daß eine emotional fundierte Kultur möglich ist, und daß sie viel höher stünde, als die mechanische Zivilisation dieser Tage.

Aber Vasconcelos sucht, ob er es weiß oder nicht, um den Geist herumzukommen; er hofft, von der reinen Empfindlichkeit her das Höchste zu erreichen. Als typischer Südamerikaner lehnt er jede Disziplin ab und jede Askese, jeden *esprit de suite*, jede Konsequenz und jedes reine Wertgefühl. Auf solcher Voraussetzung ist aber auch rein ästhetische Kultur nicht zu begründen, von integraler zu schweigen. Auf daß Kultur werde, muß Geist bestimmen. Vasconcelos Philosophie ist letztlich eine der blinden Gana. Und eine solche widerspricht sich selbst.

Und doch, und doch: hat nicht Südamerika gerade um seiner Grenzen und Schwächen willen eine Menschheits-Mission? Oft fragte ich mich drüben, ob wohl ein europäischer Cavalier des ancien régime diese Welt bestimmender Delicadeza ähnlich fremd empfunden hätte wie ich. Die nächstliegende Antwort lautete: nein; wer in erster Linie auf seine persönliche Ehre hält, wer jedes andere Interesse dieser zu opfern bereit ist, muß den vitalen Akzent auf die Empfindlichkeit legen. Und wirklich ist die ritterliche Kultur in ihrem Edelsten Delicadeza-entsprungen; ihre Hauptwurzeln waren der exklusive Schönheitssinn der Provence und das natürliche Feingefühl der Araber. Diesen Anlagen bildete sich dann das spirituelle Prinzip der Ehre, d. i. der äußersten Wertbetonung der einzigen Persönlichkeit, als dem ihm angemessenen Körper ein, denn ohne Akzentuierung der Empfindlichkeit kann es bestimmendes Ehrgefühl nicht geben. Dann aber kamen mir Zweifel. Auf historischem Gebiet gilt uneingeschränkt der Satz „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“. Nicht zufällig ist aus der europäischen Ritter-Welt im Verfolg des Fortschritts die wahrscheinlich ehrloseste Zivilisation aller Zeiten hervorgegangen. Ebenso wenig zufällig ist im gleichen Zusammenhang die moderne Brutalität und die beispiellose Häßlichkeit aller historisch bestimmenden modernen Erscheinung. Dies liegt einerseits an der immer ausschließlicher und einseitiger sich auswirkenden Wahrheits-Zentriertheit unserer Welt. Wer die Wahrheit und alle Wahrheit und nichts als die Wahrheit will, der muß, je

tiefer seine Einsicht dringt, desto brutaler werden, und desto mehr das Häßliche wollen, denn häßlich sind die Urgründe aller Erscheinung. Der muß zuletzt Verrat und rohe Gewalt und Grausamkeit bejahren, wie dies die Bolschewisten tun, denn Machtpolitik ist böse, kann nur böse sein, und je wahrhaftiger ein Politiker, desto mehr muß er, so er seinen Beruf bejaht, auch dessen Technik bejahren. Doch vor allem liegt die Entwicklung Europas vom Schönen dem Häßlichen zu am einseitigen Aktivismus unserer Welt. Jede Kultur der Schönheit setzt Primat der Empfindlichkeit und damit passive Einstellung voraus; eben daher die physiologische Schönheits-Bestimmtheit der Frauen-Welt. Ist nun ein Wesen extrem aktiv bei sonst noch so beträchtlicher Empfindlichkeit, dann muß der Endausdruck seiner Selbstgestaltung und -darstellung häßlich sein. Hierzu bieten die Eroberervölker des Ostens die besten Vorbilder; vor einigen Jahrhunderten hätte ich Mongolen und Türken genannt; heute bieten die Kaukasier das beste Beispiel, gerade weil sie von Hause aus schön sind und in ihrer Tradition die Ehre über allem steht. Gelangen sie zur Macht, so erweisen sie sich als die brutalsten aller Herrscher; was Jahrhunderte lang von türkischen Feldherren und Satrapen galt, in deren Adern so viel tscherkessisches Blut floß, gilt heute im höchsten Grad von Stalin. Dessen Geradlinigkeit ist rücksichtsloser noch als die Timurs und Dschengis-Khans, weil er über die Machtmittel verfügt, die der moderne Intellekt schuf. Wahrscheinlich werden Asiaten Stalinscher Artung der Nachwelt überhaupt als Vollender des wissenschaftlichen Zeitalters gelten, denn Wahrheitskultur fordert Rücksichtslosigkeit und vollendeter Rücksichtslosigkeit sind nur so harte, kalte und starke, so willensmächtige und aktivistische Männer fähig, wie sie allein unter Asiaten vorkommen. Man verkennt ja die wahre Sachlage ganz, wenn man die westliche Aufrichtigkeits- und Wahrhaftigkeitskultur aus dem abstrakten Sinn des Erkenntnistrebens heraus definiert. Hat der Westen das Streben nach Wahrheit um ihrer selbst willen erfunden und zur historischen

Macht erhoben, so sind es andererseits nur ganz wenige seiner Söhne, die dieses Werk erschufen; Desinteressiertheit ist im kontemplativeren Osten sehr viel häufiger. Nicht die reine, sondern die angewandte Wissenschaft, das Wissen als Werkzeug des Willens zur Macht ist das allgemein westliche Phänomen. Die Wurzeln des Westländertums sind deshalb sein Aktivismus und seine Weltgewaltigkeit. Insofern nun sind die erobernden Asiaten seine prädestinierten Testamentsvollstrecker, womit schließlich nur die ursprüngliche Tatsache zur End-Geltung gelangt, daß Europa eine Halbinsel am Rande Asiens ist. Verglichen mit dem modernen sich asiatisierenden Rußland wirkt Nordamerika gebrechlich, denn des letzteren Stärke liegt gar nicht in seinen Menschen, sondern einzig in seinem herausgestellten Machtapparat; wirkt Deutschland schwächlich, weil es alles versteht und dadurch relativiert, England unsicher, weil allzu kompromißbereit, und Frankreich endlich zu gebunden, um der Stoßkraft fähig zu erscheinen, die im Gefälle des modernen Aktivismus liegt. Betrachtet man die Lage vom hier eingenommenen Gesichtspunkt aus, dann besteht kein Zweifel darüber, daß Sowjet-Rußland die Vollendung der modernen Entwicklung darstellt, die mit der europäischen Aufklärung begann. Seine Wertbetonung des Untersten und Niedersten ist der Extremausdruck Intellekt-bestimmter Wahrheitskultur, denn gelten nur die Normen analytischer Wissenschaft, nicht die vorausgesetzter geistiger Werte, dann ist das Unterste freilich das Entscheidende, wie dies ja Freuds Psychoanalyse, ein Kind des gleichen Geistes, auch behauptet; dann ist auch die Masse mehr als die Persönlichkeit, denn nur das Vergleichbare, nicht das Unvergleichliche zählt vor dieser Instanz, und die Begriffe „mehr“ und „weniger“ sind nur quantitativer Deutung fähig.

Nun ist aber klar, daß weder der Materialismus des Bolschewismus, noch sein Kollektivismus, noch erst recht sein Satanismus unserem tiefsten und wesentlichsten Streben gemäß sind. Und diese eine Erwägung genügt zur Widerlegung der Behauptung

tung des absoluten Werts einer einseitigen Wahrheits- und Aktivitätskultur. Mehr noch: gleiches gilt von einseitiger Erkenntnisgeist-Kultur überhaupt. So sinnwidrig es ist, diesen Geist schlechthin als „Widersacher der Seele“ hinzustellen — herrscht seine Initiative unbeschränkt, dann schafft er die Erde nicht zum Himmel um, wie ausgerechnet der Bolschewismus dies erhofft, sondern zur Hölle; großartiger als irgendein Ereignis altertümlicher Geschichte bestätigt die russische Revolution die Wahrheit des Mythos von Luzifer. Gerade dann gelangt der Geist der Unterwelt auf der Oberwelt zur größten Vormacht. Die Möglichkeit dieser Enantiodromie nun beweist endgültig, daß Ober- und Unterwelt organisch zusammenhängen. Und hieraus scheint mir zu folgen, daß gerade die Ungeistigkeit und Passivität Südamerikas in dieser Wende eine Menschheitssendung haben kann.

Nur aus der Bejahung der Empfindlichkeit und ihrer Hochkultur heraus scheint, in der Tat, in dieser Zeit sich übersteigernden aktivistischen Geists eine Apokatastasis der Seelenkräfte möglich, und von dieser her eine neue Schönheitskultur. Weder neuerwachende Religiosität noch irgendeine Spiritualität kann sie bewirken, von intellektueller Kritik zu schweigen, die ja das einzige ist, was die heutigen Seelensekundanten Europas mit einigem Erfolge üben. Es handelt sich ja um keine Wiederlegung des Geists oder um eine Umformung der bisherigen Geistigkeit; auch nicht um eine Neubestimmung der anderen psychischen Kräfte, sondern um deren reale Neuhineinbeziehung ins Leben von deren realen Wurzeln her, die andere sind, als die des Erkenntnisgeists, und anderen Gesetzen folgen und sich an anderen Normen orientieren. Mich hat Südamerika vor allem eins gelehrt, was ich als mögliches Ergebnis meines Philosophierens nie erwartet hätte: am absoluten und exklusiven Wert der Wahrheitssuche zu zweifeln. Sogar die höchste und reinste Geistigkeit früherer Zeiten war nicht wesentlich und jedenfalls nicht ausschließlich Wahrheitswollen. In Europa galt bis zur Aufklärung die letzte Wahrheit als „vor-

gegeben“: sie sollte einerseits aufgezwungen, andererseits geglaubt werden, genau wie Marx' Lehre in Sowjet-Rußland, und auch die Behauptung, daß höchste Einsicht den Glauben bestätigen müsse, findet sich hier wie dort. Indiens Wahrheitswille hatte eine bestimmte Zuständigkeit zum Ziel, die zwar eine höchstdurchgegeistigte war, jedoch mit dem, was wir Wahrheitswissen heißen, wenig zu tun hatte. Die meiste hohe Geistigkeit aller Zeiten hat sich auf dem Gebiete dessen betätigt, was ich in *Menschen als Sinnbilder* und *Schöpferische Erkenntnis* als „Magie“ bestimmt habe, und an zweiter Stelle auf dem der Kunst; Ziel war fast ausnahmslos, „eine Welt zur Welt zu tragen“, wie Goethe es nannte, nicht die Erfahrungswelt zu begreifen, wie sie ist.

Die Zeiten hoher Religion, Magie und Kunst sind nun zwar auch oft aktiv genug gewesen. Aber da ihnen nicht allein der durchdringende Wahrheits- und der überwältigende Herrschaftstrieb, sondern auch die Empfindlichkeit, sonach ein Passives, Gemaßtes, als lebendige Wurzel zugrunde lag, so konnten sie Höchstblüten integralen Menschentums hervorbringen. Diese Blüten sind allesamt verwelkt und die entsprechenden Pflanzen wo nicht abgestorben, so doch gar lebensschwach geworden. Deshalb tut radikal Neues not. Nun verläuft aller historischer Fortschritt kontrapunktisch; der Weg von einer Einseitigkeit zur Ganzheit führt immer über eine andere kompensatorische Einseitigkeit, oder wenigstens über die Polarisierung mit solcher hinüber. Hier denn sehe ich die mögliche große Sendung Südamerikas. Der Argentinier Ernesto Quesada wies neulich auf die Möglichkeit hin, die Nachfolger der Westeuropäer als Protagonisten der Geschichte könnten sehr wohl die Indianer und nicht die Russen sein. Die Frage ist falsch gestellt, denn Rußlands Stunde hat bereits geschlagen. Und es ist äußerst unwahrscheinlich, daß es nicht noch weit größere Kontaktmetamorphosen bewirken sollte, als es schon bewirkt hat. Wie sollen die Massen anders aufsteigen als dank extremem Aktivismus, extremer Rücksichts-

losigkeit, religiös gelaubtem Materialismus, betonter Qualitätsfeindschaft und vollkommenem Verzicht auf alle Schönheit? Weniges beeindruckte mich stärker während der großen russischen Revolution, als die Hellsichtigkeit des Hasses gegen alle Schönheit, die dort am Werke war. Auch die dumpfen russischen Bauern wollten die Wahrheit und nichts als die Wahrheit, nur eben im Sinn des Dogmatismus einer- und des Naturalismus andererseits. Und wenig anders steht es mit dem nordamerikanischen Manne auf der Straße. Es bleibt sich wesentlich gleich, ob der Wahrheitsbegriff abstrakt-intellektualistisch, wie in Rußland, oder pragmatisch, wie in den Vereinigten Staaten gefaßt wird. Letzterer unterscheidet sich vom ersteren nur dadurch, daß er einzig an der Erfahrung erwiesene und nützliche Wahrheit gelten läßt; der vitale Maßstab ist der gleiche, denn gleiche Urkräfte speisen beider Triebe.

Wo nun Empfindlichkeit bestimmt, da stellt sich nicht allein die Frage der absoluten Wahrheit oder bestimmter Wahrheit als absoluten Wertes nicht: ebensowenig stellt sich die der Nützlichkeit. Empfindlichkeit kann unter anderem biologisch sichern; bestimmt sie indessen über die Grenzen des Naturzusammenhangs hinaus, wie dies beim Menschen von Hause aus der Fall ist, dann gefährdet sie mehr als sie nützt. Doch Empfindlichkeit in ihrer ganzen Ungeistigkeit allein führt zur Befriedigung und Beglückung dessen im Menschen, was im Höchstenfall reine Schönheit will. Plato vertrat Schönheits- und nicht Wahrheitskultur, da er lehrte, man müsse erst einen schönen Körper lieben und dann wieder einen und so weiter, bis daß man zuletzt der Idee der Schönheit teilhaftig werde. Im Körper bestimmender Delicadeza allein kann sich auch das spirituelle Prinzip der Ehre unverbildet materialisieren: denn auch die Natur-Voraussetzung des Ehrgefühls ist die Verletzbarkeit und sein Ideal ist Vollkommenheit im ästhetischen, nicht im moralischen Verstand; wer für seine Ehre kämpft, kämpft für die Intregalität seiner Seele und damit deren Schönheit.

Hier liegt denn die große Bedeutungsmöglichkeit der Menschenart, welche den südamerikanischen Kontinent bewohnt. Gerade dank ihrer Ungeistigkeit und Primitivität, die jedoch ursprünglich raffiniert ist, mag sie als erste nach langer, langer Zeit eine exklusive Schönheitskultur hervorbringen, die als Polarisator der sich unaufhaltsam intellektualisierenden sonstigen Welt allen Menschen neue Möglichkeiten und Wege wies. Vor dem russisch-asiatischen Ansturm ist Südamerika sicher. Zum nordamerikanischen steht es in angeborener Abwehrstellung; zwangsläufig wird es immer mehr das in sich verneinen, worin Nordamerika ihm überlegen ist, und das betonen und pflegen, worin es sich einzig fühlt. Südamerika wird ganz gewiß ebensowenig je nordamerikanisiert werden, wie Griechenland romanisiert ward. Der südamerikanische Mensch scheint freilich schwach, insofern er passiver Artung ist. Aber nicht allein ist das Schwache und Nachgebende, gemäß chinesischer Lehre und aller Männererfahrung in bezug auf Frauen, für die Dauer stärker als das Starke — der Nordamerikaner ist trotz seines Aktivismus tatsächlich schwächer als jener, denn sein Lebendigstes hat er in sich abgeschnürt. Deswegen scheint mir Südamerikas kulturelle Zukunft äußerlich gesichert. Freilich muß erst der Geist über diesen Erdteil kommen, ehe er eine originale und ihm gemäße Kultur hervorbringen kann. Aber alle Vorbedingungen sind da. Es ist möglich, ja es ist wahrscheinlich, daß die nächste Wiedergeburt jenes Geists, der das hellenische Wunder ermöglichte, welcher zuerst in der Provence, dann der italienischen Renaissance, zuletzt in der französischen Formkultur wiedererstand, welche letztere aber heute leider schon intellektualistisch verhärtet ist —, daß die nächste Wiedergeburt jenes Geists in Südamerika stattfinden wird; zum Heil aller Menschen, zur Erlösung ihrer aller von der Brutalität.

NEUNTE MEDITATION

DIE EMOTIONALE ORDNUNG

Vielleicht das Ur-Wunder für den Verstand ist, daß es Ordnung und vor allem Zusammengehörigkeit außerhalb seiner und seiner Machtsphäre überhaupt gibt. Das ist wohl der Sinn des Mythos, daß Chaos herrschte, bis daß Gott hereinredete. Daher die mystische Idee der Schwerkraft. Daher die Neigung aller, welche vom Denken ausgehen, durch Gewalt zu herrschen. Die ganze Gewalt-Liebe „des“ Mannes stammt hierher. Durch Gewalt etwas durchzusetzen, ist ein streng logischer Vorgang. Insofern verkörpert der primitivste Mann im Unterschied vom Weib das rationale Prinzip. Die Tendenz zur Gewalt wächst nun proportional der Geistigkeit, anstatt abzunehmen, denn je reinerer Geist bestimmt, desto weniger erkennt er mögliche Zwischeninstanzen zwischen Sinn und Verwirklichung an. Deswegen sind extreme Idealisten typischerweise Terroristen: sie können nicht glauben, daß Ordnung für sich und aus sich heraus als Ausdruck natürlichen Daseins bestehen könne; auch übt Einsicht auf sie einen Zwang aus, dem sie sich nicht entziehen können; vollkommen logisch folgern sie daraus, daß wo Einsicht fehlt, nur reiner Zwang frommt. Dies gilt sogar noch von den Bekämpfern aller Gewalt, denn die wollen dann eben den Frieden oder allseitige Toleranz erzwingen. Es liegt etwas Rührendes darin, daß Gandhi und seinesgleichen sich gutgläubig für Feinde des Zwanges ansehen, bloß weil sie passiven anstatt aktiven Zwang ausüben. Eine Reihe unterhaltsamer Paradoxa erweist nun, daß das Vorurteil der Geistigen auch für die Erkenntnis verderblich ist; es hindert sie, die Wirklichkeit so zu sehen, wie sie ist. Das erste dieser Paradoxa ist, daß der rationale Mann, welcher überall verallgemeinern und

schließen und das Einzelne vom Ganzen her beurteilen können will, an eine mögliche Dauer-Ordnung im tiefsten Herzen nicht glaubt — sonst wäre er nicht physiologischer Terrorist — und sie doch fordert und als einzig sinngemäß ansieht; hier widerspricht nur der sich selber nicht, der sich zu einem Jenseits der Natur bekennt, das er ihr aufprägen will. Das zweite der Paradoxa, die ich anführen möchte, ist, daß der so ordnungsbeflissene Mann von Hause aus den wilden und zuchtlosen oder wenigstens „ausgelassenen“ Teil der Menschheit darstellt; dieser Umstand übersteigert sich wiederum im Geistigen, welcher am liebsten, wenn er's nur irgend kann, inmitten äußerer Unordnung haust, ein Bohème-Leben führt und wo dies seine Grundsätze ihm verbieten, sich durch die Flucht in irgend ein Kloster vor seiner Neigung sichert. Auch das Aufgehen des Mannes im Beruf bedeutet solche Sicherung. Demgegenüber lebt die irrationale Frau immerdar im Rahmen irgendwelcher Ordnung; sobald sie aus dieser ausbricht, verliert sie sich oder verdirbt. Sie, welcher Verstandesnorm so wenig bedeutet, findet Ordnung und Zusammengehörigkeit selbstverständlich, und sie verwirklicht sie in ihrem Kreise ohne Gewalt.

Mir waren in meiner Jugend Zusammengehörigkeit und Ordnung vollkommene Rätsel. Immer wieder erwartete ich, daß jedes und alles einzelne auseinanderbrechen und -fallen würde, wenn äußerer Zwang es nicht verhinderte. Dies erklärt wohl das Aufatmen, das sich noch beim Erwachsenen und Philosophie-Gewohnten bei jeder der vielen Revolutionen einstellte, welche er miterlebte. Mit der Zeit lernte ich anerkennen, daß Ordnung nicht notwendig Verstandes- oder Vernunftordnung ist. Doch erst in Südamerika verstand ich, inwiefern dem so ist. Dort nämlich spielt das rationale Prinzip auch in der Männerwelt so gut wie keine Rolle. Schnell einige Beispiele. Drüben gilt der Wahlspruch „Geschäft ist Geschäft“ überhaupt nicht. Man kauft nicht von dem, welcher am besten und billigsten liefert, sondern vom Freunde. So sehr entscheidet dort die Freundschaft, daß der Inhaber einer großen europäischen Firma mir

erzählte, er habe einen Rechtsanspruch auf eine hohe Summe, auf welchen hin er einen Prozeß ganz sicher gewinnen würde — er dünkte jedoch nicht daran, auf seinem Recht zu bestehen; denn dann würde er alle Freunde verlieren, was ihn für die Dauer teurer zu stehen käme, als der größte Verlust des Augenblicks. Man mag es auf deutsch so sagen: ein bloßer Kontrakt bindet drüben immer nur „freibleibend“; d. h. hat die Freundschaft bis zum Fälligkeitstermine aufgehört, dann wird es als taktlos empfunden, wenn der Partner auf Grund bestehender sachlicher Abmachung weitere Forderungen stellt. Und solche Taktlosigkeit findet auf die Dauer zwangsläufig, auf noch so vielen und weiten Umwegen, die gebührende Strafe.

Das hier in seinem sachlichen Aspekt zuerst Beleuchtete gilt desto mehr auf persönlichem Gebiet. Dem Freunde wird alles zu Liebe getan; nicht nur der Feind, auch der Gleichgültige ist gleichsam vogelfrei. Daß dies die wahre Haltung der weitaus meisten Südamerikaner ist, merken wenige wegen der allgemeinen Freundlichkeit und Bereitschaft zur Sympathie, sobald Empfindlichkeit sie nahelegt. Zur Erläuterung letzterer Erscheinung diene die *boutade* eines geistreichen Brasilianers: „Ich wollte“, meinte er, „wir erlebten in Rio einmal den Bolschewismus; und zwar den richtigen, mit schonungslos durchgeführter Enteignung. Denn ich wette, tags darauf würde eine Welle der Sympathie für die Enteigneten ganz Brasilien überschwemmen, und die Bolschewisten als ersten würden Kollekten zum besten ihrer Opfer veranstalten.“ Weder Pflicht- noch Wertbewußtsein noch auch Einsicht ins allgemein Erforderliche entscheiden auf diesem Kontinent. Wirkliche Freundschaft stellt demgegenüber eine, so lang sie währt, vollkommen sichere Bindung dar. Nun währen aber nicht viele Freundschaftsbeziehungen ewig. Gefühle sind jähem Wechsel unterworfen; der Freund von heute mag morgen zum Todfeinde werden, und später erfolgte Versöhnung wiederum alle Anordnung der gestrigen Feindschaft annullieren. Dann sind Gefühle keine fernwirkenden Kräfte; sie binden nur den Nächsten

an den Nächsten. Auch kann keiner viele lieben oder hassen. Tritt hierzu noch Mangel an Voraussicht und Konsequenz, dann folgt daraus für den Verstand, daß im großen jede Ordnung fehlen sollte. Tatsächlich aber ist das südamerikanische Leben fester geordnet, als das der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nur ist seine Ordnung nicht rational, sie ist emotional.

Daß es solche Ordnung gibt, hätte ich natürlich auch in Europa merken können, denn in beschränktem Kreise gibt es sie auch hier. Doch das Bedeutsame ist, daß drüben große und moderne Völker nahezu ausschließlich nach ihrem Nomos leben. Dank dem erst konnte ich verstehen. Und wie ich zufällig zu gleicher Zeit von den jüngsten Ergebnissen der physikalischen Forschung Kenntnis gewann, da ersah ich, daß die emotionale Ordnung in all' ihrer Verstandeswidrigkeit der allgemeinen Struktur des Universums besser entspricht, als die intellektuelle. Auch auf die Naturgesetze ist kein unbedingter Verlaß. Beständige Zustände gibt es nicht; ebensowenig gibt es überall so stetigen Zusammenhang, wie ihn Verstand fordert. Jäh schlägt ein Zustand, Zwischenglieder überspringend, in einen anderen um. Von fernwirkenden Kräften kann keine Rede sein: was deren Annahme nahelegt, sind die Resultanten unendlich vieler Einzelereignisse, die sich alle sozusagen in intemem Kreise abspielen. Endlich ist das Weltall ganz anders strukturiert, als verständlicher Verstandesforderung entspricht. Und doch wird es von jeher ob seiner vorbildlichen Ordnung gepriesen! — Kein Wunder unter diesen Umständen, daß eine völlig irrationale, aber desto festere emotionale Ordnung möglich ist. Tatsächlich haben die überintellektualistischen und -moralistischen ersten Schöpfungschronisten in bezug auf die Menschen-Ordnung beinahe mehr Vorurteile noch in die Geister der späteren Geschlechter eingesät, als in bezug auf die der Natur. Im Anfang war kein Chaos, welches der Ordnung von außen her bedurfte, es war auch keinerlei „Soll“, sondern es bestand allenthalben ein natürlicher Zusammenhang des Nächst-

liegenden, wie immer man das jeweils gültige Gesetz betiteln mag. So geht beim Menschen natürliche Bindung unter Nächststehenden allem dem, was wir „Ordnung“ heißen, voran. Sie besteht auch durch absolute rationale Unordnung hindurch. Die Ehe, nicht der Polizeistaat ist das Prototyp. Deshalb allein gibt es Erholung nach Kriegen und Revolutionen und Wirtschaftskrisen. Deswegen erfolgt diese immer anders, als Gelehrte prophezeien.

Um dieser dem Verstand so schwer einleuchtenden emotionalen Ordnung nahezukommen, beginne ich besser nicht mit ihrer Grundlage, sondern mit solchen ihrer Äußerungen, die wir Europäer, oder genauer: wir europäischen Männer unwillkürlich in Funktion geistiger Ideale deuten. Und wieder sei ein konkretes Beispiel vorangestellt. In Buenos Aires gibt es erstaunlich viele Existenzen, welche zunächst den *Prishiwalschtschiki* Alt-Rußlands, deren Urbild Gogol in den Gestalten Bobdschinskys und Dobschinskys so klassisch gezeichnet, gleichen, d. h. lebenslänglichen Gästen oder „Nassauern“. Tatsächlich werden sie von ihren Freunden ausgehalten. Doch dies geschieht aus einem so echten und schönen Freundschaftsgefühl heraus, wie es die nordische Welt seit ihrer Kommerzialisierung überhaupt nicht mehr kennt; es geschieht aus so selbstverständlicher Neigung, daß sogar der einigermaßen einsichtige Fremde hier die Frage des Schmarotzertums ebensovwenig aufwirft, wie bei der Frau in bezug auf den ihren Unterhalt bestreitenden Gatten. Wo einem in Europa äußerlich Ähnliches begegnet, da ist es nicht Ausdruck von Sympathie, sondern von Kastengeist; unter allen Umständen von geistgesetzter Bindung. Die englische *loyalty* z. B. ist ein ebenso Geistgeborenes, wie eine metaphysische Überzeugung oder eine Spielregel; es gehört zum Wesen besagter Bindungen, daß sie unabhängig vom Gefühl gelten. Nichts dergleichen in Südamerika. Loyalität, Verlässlichkeit, Treue im europäischen Verstande gibt es dort nur ausnahmsweis. Dafür aber spielt das Gefühl an sich in allen Lebensbeziehungen eine solche Rolle,

daß sich daraus eine Allgemein-Atmosphäre ergibt, in welcher die Eigengesetze des Gefühls sich selbstverständlich auswirken, intellektualistische, moralistische und utilitarische Erwägungen dagegen gar nicht gedeihen.

Den Weg vom Schmarotzer, welcher kein Schmarotzer ist, über den echten Freund zu den sublimsten Ausdrucksformen des gleichen Grundverhältnisses findet auf Grund des Gesagten jeder leicht für sich. Mir nun verhalf gerade der absonderliche Sonderfall zur Einsicht in das Allgemeine und Grundsätzliche. Es gibt eine völlig irrationale Ordnung, welche sich, wo sie besteht, mit der Selbstverständlichkeit eines Naturgesetzes auswirkt, doch auf geistige Werte an sich nicht zu beziehen ist, obschon sie zum Vehikel höchster Sinnesverwirklichung dienen kann. Wird sie jedoch auf Werte bezogen, dann stellt sich als einzig mögliches Verbindungsglied der Begriff des „Sollens“ ein. Alle höhere Ethik lehrt: der Mensch soll geben, ohne wiedernehmen zu wollen. Die sinngemäße Fassung des Gleichen, soweit es wahr ist, lautet anders: wo immer echte Freundschaft oder Liebe bestimmt, ist es absurd, Gegenleistung zu fordern. So muß man es sagen, denn „Sollen“ kann es auf nicht-rationalem Gebiet nicht geben. Und niemals bindet solches Sollen wie ein Gesetz, denn keine Gewalt, die Zuwiderhandlungen strafen könnte, steht auf Erden dahinter. Der diesbezügliche Urteilsfehler ist eins der Hauptgebrechen des Christentums. Unmöglich kann Sünde oder strafwürdiges Verbrechen sein, was nicht von Einsicht und Wille abhängt. Und ausgerechnet hier ewige Pein als Strafe für Verfehlung zu statuieren, ist wohl die übelste Äußerung formal-juristischen Verstandes, nur dadurch entschuldbar, daß das Unbewußte die Unmöglichkeit der Durchführung des Gesollten durch ungeheuerliche Strafandrohung zu kompensieren sucht. In Wahrheit liegen die Dinge so: Gefühl strömt seiner Natur nach aus; sein Dasein steht und fällt mit Geben; sein ganzer Sinn liegt darin, auch wo es, von außen her betrachtet, ein Genießen oder Erleiden ist. Liebe vergelten wollen, bedeutet tiefste

Kränkung. Hier liegt kein „Sittengesetz“ vor, es ist so, vom ersten Erwachen des ersten echten Gefühles an. Zur Verdeutlichung ein schönes, wenngleich übertriebenes Beispiel: eine Brasilianerin hatte sich blitzartig, mit jener überschwänglichen sich überstürzenden keine Grenze kennenden jede Vorsicht vergessenden Leidenschaft, welche für Südamerika charakteristisch ist, in einen Mann verliebt. Wie dieser ihr tags darauf Blumen brachte — erschob sie ihn: sie sah schon darin eine Absicht, sie zu bezahlen, d. h. als Hure zu behandeln. Doch es ist nicht nur beleidigend, es ist unmöglich, Gefühl zu „vergelt“; es kann nur erwidert werden; das allgemeine Naturgesetz des Ausgleichs oder der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung äußert sich auf dem Gebiet der Gefühle so, daß jeder den Anspruch auf Sym-Pathie, d. h. auf Mit-Erleiden, Mit-Klingen erhebt. Daher der tödliche Haß, in welchen verschmähte Liebe so leicht umschlägt. Die Frage des Interesses im üblichen Sinn hingegen kann sich garnicht stellen. Deswegen hat echtes Gefühlsleben seinen einen völlig eindeutigen Exponenten im Désinteressement, alias in der Generosität (ich brauche hier zwei Fremdworte zur genauen Bestimmung des Sinns, da es eine eindeutige deutsche Bezeichnung des Gemeinten nicht gibt; auf französisch würde *générosité*, auf spanisch *desprendimiento* genügen). Wieder ist hier mit der Kategorie des Sollens garnichts anzufangen: man soll nicht desinteressiert sein, denn keiner kann solches befehlen, sondern wer da fühlt, der ist desinteressiert; fühlt einer nicht, dann ist er es selbstverständlich nicht, und Gefühle sind auch nicht zu kommandieren. Goethe sang: „wenn ich dich liebe, was geht's dich an?“ So muß jeder fühlen, der auf gleiche Art und in gleichem Grade liebt. Und ebenso selbstverständlich mag einer aus Haß zu einem anderen sich selbst morden, oder um Rache zu üben, sich und die Seinen ruinieren. In allen diesen Fällen handelt es sich um das ursprüngliche Fehlen jeder Interessiertheit. Mag ein Liebhaber im übrigen noch so begehren und besitzen wollen, als Fühlender ist er notwendig uninteressiert. Daher die ty-

pische Erscheinung, daß der erstmalig in Liebe Schwelgende kein Begehren kennt. Bildet sich nun Geist positivem Gefühle ein, dann entsteht im Höchstfall Sublimes, welches leicht den Eindruck des Heiligen, ja Übernatürlichen weckt. Es ist „übernatürlich“, da es irrational und insofern unerklärlich ist. Tatsächlich aber gehört das für den Heiligen Charakteristische als Daseinsform zum Wesen jedes echten Gefühls. In diesem Sinn sind z. B. die Franzosen wesentlich generös, trotz aller Kälte und Härte, die sie im Verfolgen ihrer Ziele und Interessen beweisen: sie sind nur an der Oberfläche ein intellektuelles, in ihrer Tiefe jedoch ein emotionelles Volk. So eng und hart sie erscheinen, wo sie sich ihrer Logik verschreiben, die in bezug auf ihre Seele, genau besehen, ein Äußerliches und Minderwertiges ist: wo immer sie aus Gefühl handeln, sind sie wirklich desinteressiert. In dieser Generosität liegt auch die Natur-Wurzel der christlichen Liebe. Sobald echte Liebe im Spiel ist, will der Mensch rein schenken, um keinen Preis verkaufen, rein geschenkt bekommen, um keinen Preis verdienen; daher, in spiritueller Transposition, das Primat der Gnade vor der Gerechtigkeit. Der Mensch will da alles hingeben, was er hat und ist, und fühlt sich mißverstanden und zutiefst verletzt, wenn seitens des geliebten Wesens auch nur das geringste Verdienst darin gesehen wird. Aus dem gleichen Grunde ist im Zusammenhang des hier Betrachteten auch der Opferbegriff verfehlt. Die Griechen wußten noch, was Vaterlandsliebe bedeutet; den gefallenen Kämpfer bekränzten sie und freuten sich für ihn, ob sie auch selber weinten. Heute hat das Vorurteil, daß alles den Gesetzen von Verstand und Vernunft folgen muß, den meisten ihr eigenes Erleben undeutlich gemacht.

Diese Uninteressiertheit versteht Verstand am leichtesten aus der Erwägung heraus, daß Gefühl wesentlich blind ist. Es ist blind wie die Sonne, nicht wie die Nacht; es strahlt aus, doch erlebnismäßig genügt es sich selbst als bloßes Dasein; über sich selbst hinaus sieht es nicht und kann es nicht blicken. Es bedeutet ein grundlegendes Mißverständnis, Gefühl mit irgend-

einer Vorstellung und irgendeinem Bild in organischen Zusammenhang zu bringen; zum Wesen des Gefühls gehört gerade, daß es an sich von Vorstellung nicht abhängig ist; solche dient vielmehr dem Gefühle nur zum Anlaß, sei es im Sinn des Auslöschungsmittels oder des entsprechenden Gegenstands. Das typische Idealisieren des Geliebten beruht darauf, daß allein Idealisieren die Entsprechung herstellt. Insofern ist es durchaus logisch, obgleich der Vorgang völlig irrational ist, daß eine Liebe sterben kann, weil der Gegenstand dem Idealbilde nicht entspricht. Dies hat garnichts mit echtem Wertgefühl zu tun. Hier gilt die Logik des Verses aus Chamissos „Frauenliebe und -leben“:

Daß du mich liebst
Macht mich mir wert,

oder die des Gedankengangs: ich könnte diesen oder diese unmöglich lieben, wenn er oder sie nicht vollkommen wäre. Daß dem so ist, leuchtet vielleicht am leichtesten aus der Erwägung heraus ein, daß jeder Geliebte, ob Weib, ob Mann, ganz naiv von der doch ungeheuerlichen Voraussetzung ausgeht, einen unermeßlichen Wert zu verkörpern, für den keine Hingabe und kein Opfer zu groß ist. Wenn Gefühl wählt — wie etwa das Weibchen den Stärksten, das Männchen die Schönste vorzieht, und beide durch bestimmte moralische Eigenschaften angezogen, durch andere abgestoßen werden — so beruht das nicht auf Urteil, sondern auf unmittelbarer Entsprechung. Sonst müßten der Starke und die Schöne nicht längere Zeit werben, bis daß die Gefühlsbindung einsetzt: in beiden Fällen handelt es sich um die Herbeiführung von Verfallen. Schlechterdings widervernünftige Normen gelten auf diesem Gebiet, was denn, wo der Mensch nur verstandes- und vernunftgemäß zu denken vermag, zu den widersinnigsten Assoziationen führt. So glaubt ein Mann z. B. die Stärke seines Gefühls für eine Frau dadurch zu beweisen, daß er sie mit Juwelen besät — wo allenfalls Betonung des Unwesentlichen materiellen Werts

das emotionell Gemeinte ins Intellektuelle richtig übersetzen würde. Zwischen Gefühl und Vorstellung besteht nie eine notwendige Verknüpfung, weil Gefühl an sich blind ist. Hier bezeichnet das materielle Interesse, welches echtes Gefühl nicht kennt, nur einen Sonderfall: wesentlich ist auch Interesse nichts anderes als ein Bild.

Denken wir von hier aus an „Gana“ zurück, so dürfte, meine ich, auf Grund des Vorhergehenden ohne weitere Erläuterung einleuchten, daß die Welt der Gefühle unmittelbar aus derjenigen der Gana hervowächst und direkt auf ihr fußt. Sie verhält sich zu dieser ähnlich, wie in der Mathematik eine Mannigfaltigkeit höherer Ordnung zu einer Mannigfaltigkeit niederer. Alle Elemente der Gefühlswelt sind Gana-entsprossen; deren Grundnormen gelten hier wie dort; viele Erscheinungsformen sind auf beiden Ebenen identisch. So stellen auch alle Gefühle, gleich allen Gana-Melodien, ein qualitativ Besonderes, Ausschließliches und Einziges dar; so sind auch Gefühle blind; so gibt es auch auf ihrem Gebiete keine Freiheit. Man hat bisher, durch den Eindruck der fortschreitenden Entwicklung des Großhirns dazu verführt, verkannt, daß das intellektuelle Höherstehen nicht das Eine und vielleicht nicht das Wesentliche ist, was den Menschen vom Tiere unterscheidet. Man hat verkannt, daß noch so hohe Intelligenz als zweckhaftes Anpassungsmittel unter anderen den Menschen keinesfalls aus dem Rahmen des allgemein-Animalischen heraushebt. Man hat endlich übersehen, daß das eigentlich und letztlich Autonome des Lebens, rein a priori geurteilt, in dem von der Außenwelt wesentlich Unabhängigen seinen typischen Ausdruck findet, also grundsätzlich in dem, was nicht Anpassung bedeutet. Deswegen ist die blinde Gana des Lebens Urausdruck. Das äußerliche Sehen ist schon Sonnen-bedingt. Von der Gana her nun muß „Fortschritt“, sofern dieser Begriff hier einen Sinn hat, unabhängig von aller Großhirnentwicklung und aller Intelligenzverfeinerung aufwärts führen. Eine Etappe dieses Weges umgrenzt der Delicadeza-Begriff. Doch den bisher erreichten Höchstaus-

druck dessen, was in anderer Richtung als der intellektuellen Fortschritts aus dem Urleben aufgestiegen ist, bezeichnet die emotionale Ordnung. Und daß es sich hier um ein vom Menschenstandpunkt nicht nur relativ, sondern absolut Höheres handelt, erweist die folgende Überlegung. Die Gana ist nicht nur blind, sondern als solche auch nicht direkt erlebbar; ihr Reich ist das der unbewußten Untergründe; sie ist kaum psychisch zu heißen, obgleich auch Psychisches ihr zugehört. Demgegenüber sind Gefühle rein psychische Gebilde. Es ist ferner ebenso ungegenständlich, von unbewußten Gefühlen zu reden, wie von unbewußten Gedanken, obgleich ihr Bewußt-Werden nicht zu ihrem Wesen gehört. Dies liegt daran, daß die besondere Qualität emotionaler Wirklichkeit mit ihrem persönlichen Erlebt-Werden steht und fällt. Die Welt der Gefühle ist wesentlich die des Er-lebens, ja sie ist die des Er-lebens par excellence; denn erst mit dem Bestimmen des Gefühls erhält das Wort den Sinn, welchen jedermann ihm unwillkürlich beilegt. Hieraus folgt denn das entscheidend Wichtige: das Reich der emotionalen Ordnung deckt sich durchaus und in allen Hinsichten mit dem, was Seele genannt wird. Macht man sich von metaphysischen und religiösen Vorurteilen frei, so entdeckt man kein Attribut der Seele, soweit es auf Feststellung dessen beruht, was jeder unwillkürlich als seelisch und seelenhaft begreift, und nicht auf willkürlicher Bestimmung, das nicht eben das Reich des Gefühls im Unterschied von dem der Gana sowohl als der Ratio beträfe. Und jedem Menschen bedeutet „Seele“ unwillkürlich nicht nur ein anderes, sondern ein Höheres als der Verstand.

Daß dem so ist, sieht der Moderne wahrscheinlich am schnellsten und leichtesten ein, wenn er von dem ausgeht, was er heute unwillkürlich und naiv als seelenlos empfindet: dem vollkommen durchmechanisierten Amerikaner und dem Bolschewisten. Was beide kennzeichnet, ist die Rückbildung oder Bedeutungslosigkeit der Gefühlssphäre. Im religiösen und deshalb dogmatischen Rußland „soll“ es keine Gefühle geben; der

Mensch „soll“ nicht mehr sein als das rein äußerlich zu begreifende Atom der Kollektivität. Damit wird ihm alle individuelle Autonomie, als Tatsache wie als Wert, abgestritten. Er „soll“ nur mehr ein „für andere“, kein „für sich“ mehr sein noch haben. Folgerichtig bekämpft Sowjet-Rußland alle spirituelle Religion als rohes Vorurteil, denn jede spirituelle Religion muß von der letzten Bedeutsamkeit des Innerlichen ausgehen. Folgerichtig erklärt es den europäischen Individualismus als „zoologischen Zustand“. Im intellektualistischen Amerika lehrt der Behaviorismus, der immer mehr zur nationaltypisch-amerikanischen Weltanschauung wird, daß alles Leben, als Tatsache wie als Sinn, vom Standpunkt des Beschauers zu begreifen ist; das heißt, eine letztlich bestimmende Innenwelt als Welt des Erlebens wird geleugnet, und ihre Ausschaltung, wo vorhanden, gilt als Fortschritts-Ideal. Die unglaublichsten Wege schlägt dort das Denken ein, um den Forderungen der Innenwelt, welche schließlich nicht überhört werden können, Rechnung zu tragen. So schlägt Walter Lippmann, welchen Statistik davon überzeugt hat, daß Selbstlosigkeit im großen und ganzen zweckmäßiger als Egoismus ist, vor, durch Experte von Fall zu Fall feststellen zu lassen, wann und inwiefern Opfer anzuraten sind. Daß der ganze Wert des Opfers eben in der persönlichen Entscheidung zur Selbstüberwindung, im *sacrifice consenti* liegt, entgeht ihm ganz. Das denkende Amerika leugnet heute fast ebenso ausgesprochen schon, wie Sowjet-Rußland, die Autonomie der Seele. Die Folge dessen ist eben die Entseelung Amerikas. Diese aber führt zur Entmenschlichung und damit zum Gegenteil dessen, was das Fortschrittsideal letztlich meint. Auf Gefühl und nicht den Verstand bezieht sich der Menschlichkeitsbegriff, so wie ihn jeder unwillkürlich versteht. Von jeher ward nicht der Dumme, sondern der Gefühllose „Unmensch“ oder „entmensch“ geheißen. Und wirklich: alle Fortschritte in der Humanität, wie Abschaffung der Folter, der Sklaverei, die Zuerkennung von Grundrechten an jeden Menschen, gerechtigkeitsgemäßeres

Recht usw. beruhen ursprünglich auf wachsender Sym-Pathie. Noch die moderne rein maschinelle und rechnungsmäßige Humanität hat ihre Wurzel im generösen Herzen der Vorkämpfer des 18. Jahrhunderts. Hieraus folgt, noch einmal, daß der Mensch sich selbst, noch so unbewußt, in erster Linie nicht als das denkende, sondern das fühlende Tier erlebt und bestimmt. Gefühlsmäßig weiß er sich schon im Märchen den übrigen Wesen überlegen, welche oft als klüger geschildert werden, aber mit seltenen Ausnahmen als herzlos. Und ebenso kalt werden die Naturgeister und niederen Götter vorgestellt.

Natürlich fühlen, mehr oder weniger, auch höhere Tiere. Doch was unter allen Wesen, die wir kennen, dem Menschen allein eigentümlich ist, ist die ursprüngliche und wesentliche Zentraliertheit in der Gefühlssphäre. Von hier aus verstehen wir denn, warum der Mensch allein als Besitzer einer Seele gilt, und was damit ursprünglich gemeint war. Geist auch im tiefsten christlichen und indischen Verstande ist nicht das, was jeder mann meint, wenn er von der Seele eines Menschen spricht; schon gar nicht, wo er diese unsterblich hofft. Geist wird ursprünglich im Unterschied und Gegensatz zu Erde und Natur als wirklich erlebt. Insofern fehlt ihm ursprünglich alles Persönliche; vom Standpunkt der Gefühle ist er kalt. Demgegenüber wird die Seele ursprünglich als persönlich-warm verstanden; kein Volk glaubt an eine Unsterblichkeit just der Seele, das sie nicht privat-persönlich vorstellte. Dies führt uns denn zum Unterschied der Seele (als der Sphäre der Gefühle) von der Gana zurück. Diese als Ur-Äußerung des Lebens besteht unabhängig vom Er-Leben. Seele hingegen steht und fällt mit letzterem. Insofern steht und fällt ihr Begriff auch mit vorhandenem persönlichen Bewußtsein, woraus folgt, daß die alten Philosophen gar nicht so Unrecht taten, Tieren die Seele abzusprechen. Seele ist auch nicht Empfindung, denn diese besteht für sich und setzt zu ihrem Dasein kein erlebendes zentralisierendes Subjekt voraus. „Für sich“ ist sie ferner kalt. Demgegenüber steht und fällt das, was jeder unwillkürlich

unter Seele versteht, mit dem Attribut der Wärme. Deswegen ward zum ersten- und bisher einzigen Mal in der Geschichte die Seele zur metaphysischen Substanz hypostasiert, als mit dem Christentum die persönliche Liebe zum ersten Attribut der Gottheit erhoben ward. Und wenn die Liebe allen Dichtern aller Zeiten als Prototyp seelischen Tuns und Leidens gegolten hat, so beweist das, scheint mir, abschließend, daß Seele wesentlich das ist, was trockene Wissenschaft den Organismus der Emotionen heißt.

Diese Erkenntnis nimmt der Seele nichts von ihrer Tiefe. Eine Abgrenzung der Gefühlssphäre gegen die der Empfindungen wird dies am schnellsten klarstellen. Alle Empfindung darf insofern oberflächlich geheißen werden, als ihr Bereich die Oberfläche von Leib und Seele ist und als sie zu ihrem Dasein von äußeren Einwirkungen abhängt. Diese Abhängigkeit gilt nicht für das Gefühl: Gefühl lebt aus eigenem Recht. Und es ist niemals oberflächlich, es ist immer tief, insofern es in der Tiefe und nur in der Tiefe lebt. Es kann stark oder schwach sein; Gefühl oberflächlich zu heißen, beweist Verkennen seiner Eigenart. Daß dies Verkennen häufig vorkommt, rührt daher, daß Gefühl von außen her durch die Empfindung gespeist wird, weswegen beide in einem bestimmten Punkt, als Ein- und Ausdruck, verschwimmen. So ist es möglich, als Empfindung zu erleben, was tatsächlich Gefühl ist, und umgekehrt. Es ist ferner möglich, sich durch gepflegte Empfindlichkeit vor dem persönlichen Gefühl zu schützen. Endlich kann Pflege der Empfindung zum Gefühle führen. Man gedenke der Rolle, welche Empfindlichkeit bei Brautleuten oder im Liebeswerben spielt und wie sie jede Bedeutung verliert, nachdem einmal verankertes Gefühl bestimmt; ist einmal dies der Fall, dann tritt die emotionale Ordnung gemäß ihrem Eigengesetz in Kraft.

Das Gefühlsleben und damit die Seele ist also ein letztlich Selbständiges. Und da alles ursprüngliche und erste Er-Leben Gefühls-Erleben ist, denn nur Gefühle ergreifen den ganzen Menschen, so kann es gar nicht anders sein, als daß sich der

Mensch zutiefst mit seiner Seele identifiziert, denn sie ist wirklich seine persönlich letzte Instanz. Nun aber können wir die genaue Bestimmung geben, welche das geschichtliche religiös-metaphysische Dilemma löst. Falsch ist es, die Seele als tief dem Geiste zu, als meta-physisch zu verstehen. Ihre Tiefe liegt ganz und durchaus der Erde zu. Es besteht nicht ein Grund, persönliche Gefühle aus anderer Wurzel abzuleiten, als das organisch-psychische Leben überhaupt. Dies geht schon aus der durchgängigen Entsprechung des Emotionalen mit dem Gana-mäßigen hervor. Auch die Seele ist wesentlich blind; auch sie ist durchaus nichts Bildhaftes oder Vorstellendes. Das Mißverständnis der Seele als eines Metaphysischen, dem auch manche tiefe sonst nicht Vorurteil-befangene Geister verfallen sind, erklärt sich vornehmlich aus der folgenden Erwägung heraus: da alles Er-Leben seinen ursprünglichen Ort im Reich der Gefühle hat, so ist natürlich auch seelisches Geist-Erleben möglich. Das heißt, auch die erdgeborene Seele kann zum Körper werden des metaphysischen Geists. Dementsprechend lehrten die alten Inder richtig, daß es auch über die Liebe einen Weg zum Geiste gebe. Behauptete das Christentum später, es gäbe nur den Weg der Liebe, so schränkte es wesentlich Richtiges nur ungebührlich ein. Viele der schönsten Geistverkörperungen auf Erden sind, in der Tat, nur im Körper der Gefühle möglich, so wie andere die Natur-Basis der Empfindlichkeit voraussetzen. Das herrliche antike Freundschafts-Ethos bedeutete nichts anderes als die Durchgeistigung der südamerikanischen *amistad*; die Prinzipien der Selbstverpflichtung, des Wertgefühls und der Kontinuität (im Sinn des *esprit de suite*) hatten sich da der emotionalen Natur-Ordnung eingebildet. Um gleiches handelt es sich beim Ideal der modernen Ehe. Gleichsinnig bedeutete die echt-christliche, die sogenannte himmlische Liebe, insofern sie vor allem und wesentlich den Feind mit einschloß und Überwindung aller Gana- und *Delicadeza*-Motive forderte, und insofern sie den Akzent auf das Ausströmende, das Geben-Wollende, die

schenkende Tugend im Gegensatz zum Haben- und Nehmen-Wollen legte, ein rein Geistiges im Körper natürlicher Gefühlsmöglichkeit. Nicht anders stand es, endlich, mit der mittelalterlichen Treue: das Gefühl ewiger Gebundenheit sollte bestehen und bestimmen trotz des normalen Rhythmus von Anhänglichkeit und Verrat.

Die tiefste Ursache der Hypostasierung der Seele zu einem metaphysisch-Wirklichen ist aber die, daß Gefühl allein Glauben als Erdphänomen ermöglicht. Empfindung hängt von Eindrücken ab, Verstand relativiert; von beiden Funktionen her ist Behaupten von Wirklichkeit oder Statuieren eines Sinns von innen heraus unmöglich. Vernunft entscheidet aus Einsicht heraus, was eine doppelte Grenze bedingt: erstens die möglicher Vernunft-Einsicht, die alles nicht Rationalisierbare ausschließt; zweitens die, daß Vernunft vom Standpunkt des Lebens von außen her wirkt und niemals Er-Leben ist noch schaffen kann. Glauben nun ist unbedingtes Bejahen; Glauben hängt von keiner äußeren Wirklichkeit ab; Glauben erfolgt rein und von innen heraus.¹ Glauben geht aus dem tiefsten Erlebens-Kerne des Subjekts hervor und bindet dieses, wo vorhanden, absolut. Sein Prototyp ist das Glauben der Frau an den geliebten Mann. Solches Glauben nun ist die erste und normale Erkenntnis-Spiegelung alles Fühlens; wirft man die Frage der Wirklichkeit vom Standpunkt eines Fühlenden auf, so muß man sagen, daß Gefühl an seinen Gegenstand im Sinn seiner Eigenart — sei diese Liebe oder Haß — entweder glaubt, oder überhaupt nicht ist. Hier handelt es sich weder um Verblendung, noch um rosa oder schwarze Brillen, sondern einfach darum, daß das Gefühl primär ist und von innen heraus seine eigene Wirklichkeit schafft. Religiöses Glauben ist nun freilich ein geistiger Vorgang; in unserer nächsten Meditation werden wir ihn genau bestimmen. Aber alles Geistige verwirklicht sich auf Erden mittels eines Empirischen, und dies ist im Fall des

¹ Vgl. meine ausführliche Betrachtung des Problems des Glaubens im Kapitel gleichen Namens meiner *Unsterblichkeit* (geschrieben 1906).

Glaubens das Gefühl. Daher, noch einmal, die Hypostasierung der Seele, d. h. des Teils im Menschen, welcher glauben kann, zu einem Metaphysischen.

Doch es liegt im Menschen, den Zusammenhang von Hause aus richtig zu erkennen. Dies beweist die Tatsache, daß dies seitens vorurteilslos denkender oder nicht-metaphysischer Völker von jeher geschehen ist. Indien hat die Seele schon in seinem frühesten Schrifttum richtig definiert als den Körper der Gefühle und Begierden. Die alten Griechen kamen nie darauf, die Psyche zu hypostasieren, und ihre richtige Einsicht lebt noch in den frühchristlichen Unterscheidungen von Psyche, Pneuma und Nous fort. Was nun die nicht-metaphysisch veranlagten Völker betrifft, so ist charakteristisch, daß Turanier, z. B. Türken und Magyaren unwillkürlich als Herz oder Temperament verstehen, was Westvölker Seele heißen. Doch die eigentliche Probe aufs Exempel bieten die Völker des iberischen Kulturkreises. Das sind die eigentlichen Gana-Völker und insofern die erdnächsten. Der Erde überdies beinahe ausschließlich zugewandt, können sie keine unmittelbare Beziehung zu einem Jenseits haben: alles Wort erleben sie als Fleisch. Eben deshalb nun herrscht bei ihnen die emotionale Ordnung in ihrer heute reinsten Gestalt. Weil sie Erde, Fleisch und Blut durchaus bejahen, schlägt alles Erdgeborene bei ihnen in unvergleichlichem Reichtum aus. Dies zeigt sich auf dem Gebiet der Vitalität, der Potenz, des Empfindungsreichtums. Doch am eindrucksvollsten zeigt es sich auf dem des Gefühls. Die hispanische Welt ist die emotional weitaus tiefste und reichste dieser Zeit. Dies beruht eben auf ihrer Erd-Zugekehrtheit. Ihr, und nicht metaphysischer Tiefe ist es zu danken, daß auch dem modernsten Hispanier das Menschliche mehr bedeutet als alles Sachliche.

Die emotionale Ordnung verhält sich zur Gana-Ordnung, um das Ausgeführte in wenigen Worten zusammenzufassen, so, wie Durchseeltes zu Undurchseeltem, oder wie ein Leben, welches sein bestimmendes Zentrum im Er-Leben durch ein

Subjekt hat, zu unbewußtem Getrieben-Werden. Die besondere Ordnung indessen, welche sie darstellt, verstehen wir am besten, indem wir uns noch einmal das modern-physikalische Weltbild vergegenwärtigen. Auch im Kosmos geht alles wesentlich nicht so zu, wie dies dem Verstande ideal erscheint. Zumal der Sternenhimmel, der ob seiner vernunftgemäßen Ordnung so viel bewundert wird, sollte jenem ein Greuel sein. Unendliche leere Räume, durch keinen materiell zu denkenden Äther, aber auch durch keine Fernkraft überbrückt. Hie und da halb-chaotische Nebel und Sternenhaufen; seltener geordnete Sonnensysteme, von denen aber keins beständig ist; gelegentlich Doppelsterne, ja richtige *ménages à trois et à quatre* unter Himmelskörpern; auch Wandelsterne, vollends unzuverlässige Gesellen. Alles dies dazu noch unter dem Vorbehalt, daß es feste und bestimmte Körper eigentlich nicht gibt. Unter diesen Umständen leuchtet die Möglichkeit einer emotionalen Ordnung immerhin noch besser ein, als die einer kosmisch-materiellen, denn jene verkörpern wir selber, sie ist kein problematisches „außer uns“ Auch Gefühle wirken nicht in die Ferne, aber sie hängen durch Ansteckung zusammen und wirken von Nähe zu Nähe in allmählicher Übertragung doch so weit, daß geschlossene Gruppen trotz alles internen Streits ohne weiteres a priori als möglich und notwendig denkbar sind. Und die emotionale Ordnung ist auch verständlicher als das, was die Unzahl ausschließlicher Gana-Melodien irgendwie von einem nie zu bestimmenden Ganzen her zusammenfaßt. Denn Gefühle sind wesentlich gerichtet. Wo überhaupt Gerichtetheit vorliegt, und wo es sich nicht um ein einzelnes Atom im leeren Raume handelt, gibt es notwendig Zusammenhang, der unvermeidlich auf die Dauer zu einem Zustand führt, welchen wir Kosmos im Gegensatz zum Chaos heißen. So sind die Sonnensysteme auf die Dauer aus einander ursprünglich nicht zugeordneten Bewegungen entstanden. So bestimmt einmal vorhandener Zusammenhang unter Menschen durch alle Neigung und Abneigung hindurch. Keine Unverläßlichkeit und Wandelbarkeit der Gefühle zer-

stört ihn; schlägt Liebe in Haß um, so bleibt doch das Band bestehen. Gegenüber dem leeren Raum des Gleichgültigen schaffen Haß und Verrat und Unbeständigkeit nicht minder Zusammenhang wie Liebe und Treue. Erst Gleichgültigkeit zerstört emotionalen Zusammenhang, denn mit ihrem Siege stirbt Gefühl überhaupt.

Aus dem Reichtum und der Vielfachheit möglicher Gefühle nun aber ergibt sich, a priori geurteilt, die Möglichkeit eines festeren oder, genauer, intensiveren Zusammenhangs, als ihn Sterne verkörpern können. Da reicht die Skala von der nur dumpf gefühlten Gana-Verfallenheit über helllichtige persönliche Liebe bis zum sublimsten Glauben aller erkannten Wirklichkeit zum Trotz. Und immer wieder können neue Gefühle geboren und bestimmend werden, sodaß demgegenüber die Möglichkeiten des astrophysischen Weltraums, in welchem Sterne in großer Gleichförmigkeit entstehen und vergehen, gering scheinen. Die antike Freundschaft bildete der Natur einen richtigen neuen Kosmos ein; gleiches galt von der christlichen Liebe. Wie im Mittelalter die persönliche Loyalität von Mensch zu Mensch zum erstenmal zur bestimmenden Macht wurde, da handelte es sich um ein recht eigentlich kosmisches Ereignis. Und nichts Geringeres bedeutet die zeitweilige Verleugnung aller Bedeutsamkeit von Gefühlsbindung und Seele durch Sowjet-Rußland. Dank ihr ist auf einmal eine Welt des Hasses bestimmend geworden, wie wir sie ehemals nur von mythischer Überlieferung her als möglich ahnen konnten. Haß gegen die sogenannte Bourgeoisie hat dort nicht mehr und nicht weniger als ein neues Weltreich mit neuen Gesetzen, ja er hat in nur einer Generation einen neuen Menschentypus erschaffen. Doch vom Historischen abgesehen: wie reich sind in der Gefühlssphäre die Möglichkeiten psychoschemischer Verbindung! Gefühl kann Sinnlichkeit beseelen; es kann sie andererseits ablehnen oder ausschließen. Beim Mann hat die tiefste Liebe meist einen asketischen Zug. Haß kann unbefangen als Positives bejaht werden; dann entsteht ein

schöne Kriegerwelt. Haß kann überwunden werden: dann setzt er sich in Feindesliebe um. Wird Haß aus Vorurteil verdrängt, so führt dies auf die Dauer zu Greueln wie denen des Weltkriegs und der Weltrevolution. Ich will hier keinen Katalog schreiben. So undifferenziert die meisten Männer als Gefühlswesen seien — fast jede echte Frau wird von sich aus unzählige neue mögliche Verbindungen und Nuancen entdecken. Nur noch ein Wort zur abschließenden Verdeutlichung der These, daß die emotionale Ordnung sich zur Gana-Welt verhält, wie Durchseeltes zu Undurchseeltem. Das Geschlechtliche an sich gehört der Gana-Sphäre an. Aber was kann es nicht alles bedeuten, je nach dem Ganzen, welchem es eingeordnet ist! Geschlechtsverkehr im Zusammenhang normal-tierischen Begehrens, lasterhafter Lust, wilder Leidenschaft und tiefer seelischer Liebe bedeutet jedesmal ein anderes. Im letzteren Falle gibt die Seele mit ihren Normen dem Körperlichen besonderen, einzigen Sinn. Der wesentliche Zusammenhang mit der Gana aber erweist sich daraus, daß der physische Akt bei wachsender Durchseeltheit der Liebe nicht immer weniger, sondern immer mehr bedeutet.

Was die Sondergesetze der emotionalen Ordnung betrifft, sowie den Rhythmus ihrer Entwicklung in der Zeit, so realisiert der Durchgeistigte am besten, was es mit ihnen für eine Bewandnis hat, indem er sich in den Verliebtheitszustand versetzt. Der ist zuunterst — in Form der Verfallenheit — gana-bedingt; tiefste, dem Bewußtsein unzugängliche Affinitäten bestimmen über Zugehörigkeit und damit, falls diese Gelegenheit hat, sich auszuwirken, Hörigkeit. Seine äußeren Motive schöpft er aus der Sphäre der Empfindung; selbst Rohe erkennen, wo sie verliebt sind, als selbstverständlich an, daß ein delikates oder undelikates Wort, daß eine Erklärung zur Zeit oder zur Unzeit eine Situation allen Vernunftgesetzen zum Trotz real verwandelt. Im übrigen aber stellt der Verlauf einer Verliebtheit in der Zeit eine richtige Melodie dar. Der Rhythmus von „himmelhoch jauchzend — zu Tode betrübt“ (wie

alle sonstigen Rhythmen der Liebe in ihrem auf und ab und hin und her, in ihrem Einsetzen und Aufhören) ist gesetzmäßig. Gerade die Abwechslung, die Unstetigkeit im Sinn der Quantentheorie, die mögliche vollständige Verwandlung einer Qualität in andere schafft hier den Zusammenhang. Allgemeiner noch illustriert — um Vollständigkeit kann es mir hier nicht zu tun sein — die Eigen-Ordnung der Gefühle in der Zeit ihr normaler Wandel vom Kindes- bis zum Greisenalter durch die verschiedenen Etappen altersgemäßer Bindung hindurch. Hier läßt sich überdies die objektive Gültigkeit bestimmter Ordnung dadurch erweisen, daß Freiheit sie stören kann und dieses sich alsdann durch das Auftreten pathologischer Deformationen rächt. Dem Kindheitszustand entspricht eine bestimmte Gefühlsbindung an die Eltern. Doch dauert diese über einen bestimmten Zustand hinaus, so führt das zu pathologischem Infantilismus. Gleichsinnig ist Wiederholung erster Lieben krankhaft; das Abnorme des Don Juan, auf das schon in „Gana“ hingewiesen ward, beruht, anders ausgedrückt, darauf, daß er nie vorwärtskommt, immer wieder gleiches erlebt, keine Erinnerung hat und kein Ziel. Das tragischste Phänomen dieser Art verkörpern Eltern, die sich im Einklang mit dem Erwachsen ihrer Kinder nicht mitverändern. Niemand hat hier den Sinn der emotionalen Ordnung tiefer erfaßt, als die alt-indische Weisheit. Knaben und Mädchen sollten keusch sein, dann war Familienleben Gebot. Abschließen aber sollte der Mensch sein Leben als Sanyassin, als Heimatloser. Auf äquivalenter instinktiver Einsicht beruht das Glück angelsächsischer Mütter, die, nachdem ihre Kinder eigene Heime gegründet, froh sind, nunmehr ganz sich selber leben zu können. Die leider allzuhäufigen Frauen, die das Verhältnis der jungen Mutter zum kleinen Kind verewigen wollen, werden allemal furchtbar gestraft. Hier, wie im Fall der Verliebtheit, handelt es sich um der Freiheit unzugängliche Bindung, die ihren eigenen Normalrhythmus hat.

Doch ebenso, wie es möglich ist, diesen Rhythmus zu stören, wofür Erkrankung der Sold — einer richtigen Sünde Sold —

ist, kann er auch durch Freiheit eingeleitet oder ausgelöst werden. Wäre es anders, Verführung wäre nur auf der Ebene der reinen Sinnlichkeit möglich. Wäre es anders, beim Werben handelte es sich um keine echte Kunst. Wäre es anders, die Frauen verstünden nicht so gut auf dem Instrument der Gefühle — nicht bloß der Gana und der Empfindungen — zu spielen. Wäre es anders, das Gefühl wäre, endlich, kein besonderes Unterscheidungs- und insofern Erkenntnisorgan.

Hiermit gelange ich zu einem Problem, auf das ich erst in Südamerika aufmerksam geworden bin. Und ich glaube auch eine Lösung desselben gefunden zu haben, die in der Hauptsache der Kritik standhalten dürfte. Der übliche Erkenntnisbegriff ist nicht länger haltbar. Nicht nur Empfindung und Intuition, deren Gesetze nicht die der Logik sind, vermitteln Erkenntnis. Auch das Gefühl tut es. Und zwar ist dies nicht so zu deuten, wie C. G. Jung es tut, der das Gefühl eine rationale Funktion heißt: Gefühl ist wesentlich irrational. Worauf es ankommt, ist, daß Erkenntnis nicht notwendig und nicht wesentlich ein rationaler Vorgang ist. Jede vital richtige Reaktion ist ein mit dem, was wir Erkenntnis heißen, wesensgleicher Vorgang. Ja, man könnte sagen, daß das wissenschaftliche Erkennen ein so viel unvollkommeneres Erkennen ist, als manches andere Reagieren, daß sich das Leben keine halbe Stunde auf Erden erhalten hätte, wenn es kein besseres gäbe als jenes. Jeder organische Anpassungs- und Assimilationsprozeß enthält die Elemente der exakten Feststellung des Tatbestandes, der richtigen Unterscheidung zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem, der Stellung des Problems auf bestimmte und die Lösung desselben auf vom Standpunkt des Fragenden richtige Art. Verstandeseinsicht, Begriffsbestimmung und Beweisführung verlieren durch diese neue Definition nichts von ihrem bewährten Erkenntniswert, doch aus ihr heraus wird klar, daß dieser Norm ist nur für eine besondere Art von Erkenntnis, nicht für Erkenntnis überhaupt. Soll überhaupt ein Sonderphänomen die ideale Norm abgeben,

dann täte man besser, den Instinkt als den Verstand dazu zu wählen; denn die vollkommene Sicherheit des Verstehens einer Situation, welche die lebenswichtigsten Instinkt-Handlungen der Tiere auszeichnet, ward noch von keiner Reflexion erreicht. Die einzige nicht falsche Allgemeinbestimmung der Erkenntnis scheint mir die folgende zu sein: sie ist rechte Gleichung zwischen einem erlebenden Subjekt und einem Objekt; das Erkennen ist dem Erleben unterzuordnen. Das Lebendige behauptet sich gegenüber den abertausend Reizen, die auf es eindringen und auf die es mit Empfindlichkeit antwortet, indem es standhält oder assimiliert. Auf daß beides gelänge, ist noch so unbewußtes, noch so ungeistiges „Verstehen“ der Situation Voraussetzung — und Verstehen ist die letzte und höchste Instanz aller Erkenntnis. Verstehen soll man hier sagen, nicht Anpassung, denn diese ist ohne die Hilfskonstruktion noch viel unwahrscheinlicherer Postulate, als es das eines organischen und unbewußten Verstehens ist, als letzte Instanz überhaupt nicht denkbar. Stimmt die Gleichung zwischen Subjekt und Objekt, dann entspricht sie dem Eigen-Sinn des Lebens und wird zugleich dem der Objektwelt soweit gerecht, wie überhaupt möglich ist; dann handelt es sich um Erkenntnis, gleichviel ob Körper, Seelen, Geister, Empfindungen, Gefühle oder Ideen im Spiele sind. Die Subjektivität oder persönliche Gleichung als solche ist niemals auszuschalten; werden noch so viele subjektive Elemente aus den Eindrücken ausgeschaltet, wie dies in bisher äußerstem Grad die Relativitätstheorie geleistet, so bleibt doch das „Menschengemäße überhaupt“. Aber nur in bezug auf den Menschen hat unser Begriff der Erkenntnis überhaupt Sinn. So ist die „persönliche Gleichung“ letztlich nicht Hindernis, sondern Voraussetzung von Erkenntnis überhaupt. Vom Standpunkt jedes Lebendigen ist „die“ Welt seine besondere Berührtheit, und im Falle jedes Typus handelt es sich um eine besondere, einzige Welt, welche weiter zurückzuführen oder abzuleiten unmöglich ist.

Von hier aus gelingt es ohne Mühe, geistige und emotionale und sonstige vitale Problemlösung vom gleichen Gesichtspunkte her zu begreifen. Von hier aus gelingt es einzusehen, inwiefern überall „Verstehen“ die Lösung ist und zugleich das Unterschiedliche seinem Sinn nach richtig zu bestimmen. Dazu wollen wir nur vorerst die weitläufige Bestimmung „rechte Gleichung zwischen Subjekt und Objekt“ durch das eine Wort „Entsprechung“, das jetzt kaum mehr Mißverständnisse wecken dürfte, ersetzen. In keinem Falle handelt es sich bei einer Problemlösung in erster Linie um Logisches, sondern umgekehrt: die Normen logischer Gültigkeit sind ein Sonderfall möglicher Entsprechung überhaupt. Alle Entsprechung nun kann Verstand auf ein Prinzip zurückführen. Wo abstrakte Erkenntnis im Sinn der Wissenschaft Ziel ist, dort ist Grundvoraussetzung möglichen Verstehens die Allgemeingültigkeit einer Gleichung, welches richtigen Ansatz erfordert. Handelt es sich nun um emotionales „Verstehen“, dann ist gleichfalls Entsprechung Voraussetzung und auch hier ist richtiges Ansetzen der Gleichung erforderlich. Nur ist das Grundprinzip emotionalen Verstehens nicht die Allgemeingültigkeit, sondern etwas völlig anderes: die spezifische Kompatibilität. Und zwar ist das Grundprinzip hier, der Natur des Zusammenhangs gemäß, nicht bloß eine *ratio cognoscendi*, sondern eine *ratio essendi*. Es sei mir gestattet, das, was ich hier zu sagen habe, in Form einer kurzweilig klingenden, doch ernstgemeinten Abwandlung des Schöpfungsmythos auszudrücken. War es wirklich die Schlange, dank deren Einflüsterung das Böse in die Welt kam? Zu letzterem Ende genügte vollauf, daß Adam und Eva inkompatibel waren; trifft meine Voraussetzung zu, dann war die Schlange überflüssig. Denn auf dem Gebiet der Gefühle ist die Kompatibilität mit ihrem Gegenpol, der Inkompatibilität, an sich die primäre Ursache aller Gestaltung. Dies ist am Urtypus des Menschen, dem Weibe, auch in differenziertesten Zuständen klar wie am ersten Tage der Menschwerdung zu erkennen. Frauen sind selten von Hause aus festgelegte Wesen.

Sie wandeln sich, ja sie entstehen wieder und wieder neu durch Polarisierung. Zuerst entstehen sie durch Polarisierung mit den Eltern, dem Hause; alsdann mit dem Gatten — es hat tiefen Sinn, daß sie von Gatte zu Gatte den Gattungsnamen wechseln. Im einzelnen entstehen sie immer wieder neu durch Polarisierung mit der weiteren Umwelt; daher die tiefe Bedeutung der Mode. Gehören sie nun zum Typus der *amoureuse*, dann waltet oft ein besonderes Gesetz der Abwechslung. Die, welche zuerst in einem Krieger ihre Erfüllung fand, mag gleich darauf, ohne Übergang, einem Künstler verfallen, oder einem Denker und unmittelbar darauf einem Faustkämpfer — weil sie sich selbst eben so in ständiger Verjüngung erlebt. Je nach der Kompatibilität und Inkompatibilität nun erscheint die jeweilige polarisationsgeborene Gestaltung positiv oder negativ, gut oder böse. An mit ihnen inkompatible Männer gefesselte Frauen werden fast immer schlecht, und zwar real schlecht (es sei denn, das Geistige spiele in ihnen eine solche Rolle, daß ein Prinzip sie retten und Selbstüberwindung Böses zum Guten wenden kann); die Behauptung Kants, es gäbe nichts wirklich Gutes in der Welt, außer dem guten Willen, läßt sich dahin ergänzen, daß auch der gute Wille in bösen umschlagen kann, so daß als Urphänomen nur die Ambivalenz aller Gefühlsenergien bleibt, die sich allesamt sowohl positiv als negativ darstellen und auswirken können. In „Delicadeza“ handelten wir davon, daß das Böse vielfach Natur-Folge der Verletztheit ist. Und früher erkannten wir ein objektiv Böses, die Brut der Schöpfungsnacht, als Urschoß alles irdisch Daseienden an. Die Festlegung wird, in der Tat, von Stufe zu Stufe der sich weiter und höher ausbildenden Psyche geringer. So ist es ganz im Ernste möglich, daß alles Übel in der Menschenwelt ursprünglich daher rührt, daß Adam und Eva inkompatibel waren; dafür spricht schon allein die offenkundige Komplexbehaftetheit von Kain. Und eben auf dieser Wandelbarkeit der Gefühle beruht alle Besserungs- und Erlösungsmöglichkeit. Eingangs handelten wir davon, wie widersinnig es sei, bei

Gefühlen von „Sollen“ zu reden, denn Gefühle ließen sich nicht kommandieren. Zu kommandieren sind sie freilich nicht, aber dank ihrer Wandelbarkeit lassen sie sich beeinflussen; und leben sie lange genug in bestimmter Form, dann fixieren sie sich in dieser. Deswegen allein ist Erziehung überhaupt möglich und zugleich notwendig. Insofern ist Tugend tatsächlich lehrbar, so wie dies Sokrates meinte. Deswegen kommt auf die Kinderstube so viel mehr an als auf die Schule — die Heimatmosphäre in erster Linie fixiert das Gefühl. Hier wurzelt auch die ganze Wahrheit des Behaviorismus. Es sollte nur nicht der *habît*, die Gewohnheit dessen letzte Denkinstanz sein (in der Praxis hat er recht), sondern das zu weckende Gefühl. Das Problem ist überall identisch mit dem der Frau, die an einen ihr entsprechenden Mann gekettet, gut, anderenfalls schlecht wird. Von dieser Erkenntnis her können wir das, was wir in „Blut“ über das Streben nach Wärme, nach Heimatlichkeit ausführten, vertiefen. Das Zusammenschließen erfolgt im Streben nach dem Kompatiblen, weil so allein dort, wo geistige Motive und Bindungen noch wenig bedeuten, ein Ausleben im Positiven möglich ist.

Doch vor allem können wir nunmehr auf unser Bild der emotionalen Ordnung mehr Farbe auftragen. Kompatibilität und Inkompatibilität schaffen auf den Ebenen der Dauerempfindungen und -Gefühle einen dem Kraftfeld elektrischer Anziehung und Abstoßung real (nicht bloß metaphorisch) vergleichbaren Zusammenhang. Dies erklärt jene Fehden von Sippe zu Sippe und von Stamm zu Stamm, welche alle Urgeschichte ausfüllen. Je primitiver ein Mensch, desto weniger bedeutet ihm das Übertragbare und insofern vielen Gemeinsame; zunächst sieht er in jedem Fremden den Feind oder verächtlichen Barbaren. Wie einem Gaucho vom Weltkrieg erzählt und auf seine Frage erklärt ward, daß die Entente (auf deren Seite der Erzähler stand) aus Engländern, Franzosen und Italienern bestand, da schüttelte er betrübt das Haupt: „und diese armseligsten (so gebe ich deutsch wohl am besten das

los mas desgraciados wieder) aller *Gringos* wollen die Deutschen schlagen?“ Seinen Begriff von ihnen leitete er vom schlechten Reiten der ihm bekannten Vertreter dieser Nationen ab, und dieses eine Charakteristikum entschied für ihn. Die auf mehr oder weniger vorhandener Kompatibilität und daraus folgender mehr oder weniger vorliegender Sympathie beruhenden Kraftfelder, die sich gegenseitig anziehen oder abstoßen, schaffen auf dem Gebiet des menschlichen Zusammenlebens eben das, was man im Himmelsraum mit der klassischen Gravitation zu erklären suchte. Die sogenannte „Erbfeindschaft“ beruht auf real vorhandenem Gefühl. Und aus ihr entsteht Böses nach bestimmter Richtung. Die höchst seltsame doppelte Moral aller Primitiven, gemäß welcher man den Feind mit allen Mitteln verfolgen und töten darf, den Freund hingegen lieben und fördern soll, ist aus der Tatsache des Ur-Schöpferischen der Kompatibilität als des Urprinzips der emotionalen Ordnung allein verständlich zu deuten.

Diese emotionale Ordnung beherrscht nun den ganzen iberischen Kulturkreis. Ist sie in Spanien und Portugal geistüberschichtet, so tritt sie in Südamerika nahezu rein in die Erscheinung. Die Oberfläche seines Lebens beherrscht der Geist der *Delicadeza*. Was nicht verletzt, ist gut, was weh tut, böse. Seine Tiefe bestimmen ebenso elementare Emotionen. Der besondere Reiz und Schmelz nun dieser Welt beruht darauf, daß die Kälte des Geists des dritten Schöpfungstags der an sich warmen emotionalen Elementar-Ordnung einen Charakter der Sanftmut mitteilt, die sie sonst nirgends besitzt. Vom Hintergrunde Spaniens hebt sich dieser Sondercharakter besonders deutlich ab. Die südamerikanische *amistad* verhält sich ähnlich zur alt-iberischen, wie die südamerikanischen Landschaftsfarben zu den afrikanischen. Sie wirkt wie silbern im Vergleich zum tiefen spanischen Gold; ihre Strahlung gleicht der des Mondes, nicht der Sonne. Aber eben wegen des kalten Untergrunds beglückt die jeweils meist echohaft-reagierend erwachende Wärme besonders. Mir wenig-

stens hat keine je so wohlgetan, vielleicht weil ich das Mondlicht der sengenden Sonne vorziehe.

Wir haben jetzt genug von den Untergründen eingesehen, um uns mit vertieftem Verständnis den bekannten Erscheinungen des menschlichen Zusammenlebens zuzuwenden. Die Urform des Menschendaseins ist die Gruppe. Keine Einzelheit, wie die der meisten Tiere, die auch durch den Sexus nur augenblicksweise oder periodisch gebunden werden; nicht das Paar, denn dadurch, daß der Zusammenhang zwischen Eltern und Kindern nicht wie bei den paarweise lebenden Tieren abreißt, sind grundsätzlich mehr denn zwei vorhanden. Aber auch keine Kollektivität wie die der Ameisen und Bienen, deren Voraussetzung ist, daß sie so etwas wie ein kollektives Ich haben, von Herdentieren zu schweigen. Die Gruppe nun tritt von Hause aus in die zwei Unterarten der Sippen und Freundschaften gegliedert in Erscheinung. Auch die Sippe stellt kein Blutsband dar, denn das Blut als solches fühlt nicht. Was hier in Wahrheit vorliegt und bestimmt, ist psychische Kompatibilität auf der Grundlage physischer, und diese doppelte Fundierung erklärt die Stärke echter Familiengefühle. Nicht weniger ursprünglich bindend ist aber die nicht blutbedingte Freundschaft. Schon lange haben Ethnologen das selbständige Nebeneinanderbestehen von Verwandtschafts- und Freundschaftseinheiten festgestellt. Stellen letztere sich gewöhnlich als mehr typisch denn persönlich bedingt dar, also als Altersklassen oder Männerbünde oder Vereinigungen im Rahmen eines besonderen exklusiven aber unpersönlichen Korpsgeists, so beruht dies auf der Undifferenziertheit des Individuums, auf Grund welcher eben das Allgemeingültige zugleich das Persönlichste ist. Doch schon auf frühester Stufe finden wir persönliche Freundschaften; ja solche bedeuten, wo vorhanden, am meisten gerade da, wo im allgemeinen Gruppengefühl bestimmt. Denn ist einmal alle Aufmerksamkeit auf Gefühlsbände gerichtet, dann schärft sich das Auge für alle Nuancen. Den Sinn der in archaischen Zeiten so bedeutsamen Bluts-

brüderschaft begriff ich am Beispiel eines argentinischen Gegenbildes: dort bestanden innerhalb einer einheitlichen, nach außen zu geschlossen zusammenhaltenden Familie Freundschaften und Feindschaften. In der genauen Umkehrung des gleichen Sinnes suchten frühe Zeiten ihre Freundschaftsgefühle überdies im Blute zu begründen.

Was nun emotionale Ordnung von jeder rationalen grundsätzlich unterscheidet, ist ihre Exklusivität. Die schon betrachteten Ursachen dessen können wir jetzt in die Formel zuspitzen, daß für das Gefühl ein Qualitätsunterschied, ähnlich stark wie der zwischen chemischen Elementen, zwischen dem Geliebten und Zugehörigen und dem Fremden besteht. Die Exklusivität geht im Falle Primitiver so weit, daß der einer bestimmten emotionalen Ordnung Zugehörige außer ihr Stehende ungern als Menschen gelten läßt. Wir erleben gleiches in Zeiten der Primitivierung durch Krieg und Klassenkampf, wo der nicht Zugehörige gleichfalls als vogelfrei gilt. Aber ursprünglich war und ist es überall so. Wie Alexander von Humboldt gewissen Amazonas-Indianern klar zu machen versuchte, daß es nicht schön sei, daß sie Menschen fräßen, erwiderten diese zuerst mit echt südamerikanischer Delicadeza: „Der Herr hat vollkommen recht;“ fuhren dann aber befremdet fort: „Wir verstehen nicht ganz: die, welche wir essen, sind doch keine Verwandte.“ Nicht viel anders standen noch die Griechen zu den „Barbaren“. Fremden Menschen gegenüber gibt es im Urzustand ebensowenig moralische Bindung, wie gegenüber Tieren, die man verzehrt oder ausnutzt. In der alten Welt trifft man diese Gesinnung heute noch bei den Kaukasierstämmen. Eine andere Ausdrucksform des gleichen ist das Urphänomen der Korruption. Sie nämlich und nicht die Ehrlichkeit im deutschen Sinn ist das Primäre. Ihre Urgründe sind weder rational noch moralisch noch utilitarisch, sondern emotional. Nicht auf der Bestechlichkeit und Veruntreuung liegt der Ur-Akzent, sondern auf der Nächstenliebe. Denn sie und nichts anderes bedeutet ursprünglich Nepotismus.

Für den emotional Zentrierten hört eben die Menschenwelt mit denen, welche zu ihm gehören, auf. Um so ungehemmter tut er allen Freunden und unter diesen sich selber wohl. Staat, Regierung, Amt usf. sind alles intellektgeborene Begriffe und Institutionen, die das naive Gefühl nur insofern anerkennt, als sie sich zum besten der Geliebten ausbeuten lassen. Deswegen mündet jede südamerikanische Revolution, welche aus Anlaß der Korruption der bestehenden Regierung auflodert, in einen mit dem vorhergehenden identischen Zustand ein, in welchem jetzt nur andere Kreise und Einzelne bestimmen. Und wohl die allermeisten Südamerikaner finden, daß so alles in Ordnung geht. Überhaupt ist die emotionale Ordnung vollkommen und wesentlich amoralisch, wenn sie auch andererseits der Mutterschoß aller Moralität ist. Dies erklärt unter anderem, wieso frühe Zeiten in der Versklavung keinen Ausdruck grausamer, sondern menschlicher Gesinnung sehen konnten. Die Griechen und Römer fühlten sich recht eigentlich gut, wenn sie Besiegte in die Sklaverei schleppten, denn das Normale wäre gewesen, sie allesamt zu töten. Aristoteles fundierte diese Anschauung weltanschaulich, indem er den Zustand der Sklaverei als Naturgewolltes erklärte — nicht anders wie die meisten Herren und Unternehmer vor Weltkrieg und Weltrevolution die dürftige Lebenshaltung der Arbeiter mit gutem Gewissen als gottgewollt ansahen —, woraus wohl folgt, daß sein Lehrer Plato, welcher selbst einmal in die Sklaverei verkauft ward, kaum anders dachte. Im modern-intellektualisierten Zustand äußert sich dieses Urtümliche am häufigsten in dem Mutter-Typus, welcher man die *mère-tigresse* heißt: für die Kinder ist kein Opfer zu groß; dem Außenstehenden gegenüber aber sollte alles erlaubt sein.

Aus dem Ausgeführten folgt aber noch ein anderes: daß Empedokles mit seiner Lehre, daß der Krieg aller gegen alle der Vater aller Dinge sei, in gewisser, von ihm freilich nicht gemeinter Beziehung recht hat. Das Aufhören-können der Gebundenheit ist tatsächlich die Voraussetzung historischen

Wandels. Ursprünglich fehlt alle zielsetzende Vorstellung; das Blinde aber wandelt seine Seinsart nur, wenn es innerlich muß. Woraus weiter folgt, daß äußere Motive in Urzuständen eine sehr geringe Rolle spielen; eine desto geringere, als Primitive sich selten aus ihrem angeborenen Lebensraum herausbegeben. So konnte „Geschichte“ wirklich erst beginnen, nachdem, um in der Sprache des Mythos zu reden, Kain Abel erschlug, und damit der Streit zur dauernd bewegenden Kraft ward. Im Paradies des Urstandes nun leben die verschiedensten Menschen normalerweise nicht zwar durchaus friedlich, aber doch in solchem Rhythmus von Krieg und Frieden nebeneinander, daß das Gesamtbild dem Spruch „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich“ entspricht. Eben deshalb sind Kriege unter Primitiven beinahe niemals Ausrottungskriege und wollen es auch nicht sein. Da leben die Menschen, die sich lieben und die, welche sich nicht lieben, in ähnlicher letzter Harmonie nebeneinander, wie unter Tieren die Fleisch- und Pflanzenfresser. Dies erklärt unter anderem die ungeheure Kompliziertheit gerade primitiver Sozialordnungen, wie sie am eindrucksvollsten die Bestimmungen über erlaubte und nicht erlaubte Gattenwahl bei den Australnegern verkörpern. Diese Kompliziertheit hat ihre Ursache nicht in höherer Intelligenz, sondern im Primat emotionaler Ordnung. Diese vermag aus sich heraus nicht minder differenzierte, die Bewunderung des Verstandes weckende Gestaltungen zu schaffen, wie dies der Körper auf seiner Ebene tut.

Die Zelle der emotionalen Ordnung ist überall der kleinste Kreis. Daher die Entwicklungsreihe von Familien und Freundschaften über Stämme zu kleinen, schließlich großen Völkern. Doch je enger der Kreis, desto fester hängt er zusammen. Daher der feste Zusammenhang der Bewohner Südamerikas. Was drüben tatsächlich bestimmt, sind nicht die offiziellen Staaten, sondern gefühlverbundene Gemeinschaften. In den Staaten als solchen geht es meist drunter und drüber zu. Doch die Familien- und Freundschaftsverbände werden durch diese Unruhen kaum berührt; im Gegenteil, sie leben von ihnen. Das

Zentrum der Staates aber ist allemal ein lebendiger Mensch. Der südamerikanische Personalismus hängt unmittelbar mit dem Primat der emotionalen Ordnung zusammen. Eine im Gefühl zentrierte Welt kann nur lebendige Menschen zum Mittel- oder Brennpunkt haben. Abstrakte Erwägungen bedeuten einer solchen nichts, denn Gedanken sind ihr kein Primäres, sondern ein Sekundäres. Abstrakte Begriffe wie Republik und Monarchie bedeuten ihr auch nichts: bekennen sie sich jeweils zu dieser oder jener, so meinen sie diesen oder jenen Führer, im Fall der Bewegung größerer Massen diese oder jene Schicht; was die also bejahten denken oder tun, wird ohne Kritik als richtig hingenommen.

Das hier Geschilderte gilt allgemein als charakteristisch für die Frau. Bei ihr steht die rationale Sphäre so sehr im Dienst der emotionalen, daß sie, wo sie liebt, in den Geliebten selbstverständlich alles Gute hineinsieht und überhaupt nicht begreifen kann, daß andere ihn anders sehen. In Wahrheit gilt gleiches von jedem emotional Zentrierten, und sei er noch so männlich. Und da die emotionale Ordnung die menschliche Urordnung ist, so muß alle Überlieferung und alle Aussage früher Menschen so beurteilt werden, wie das Bild, das ein Weib von Freund oder Feind entwirft. Doch zuunterst lebt die emotionale Ur-Ordnung in allen, selbst den intellektualistischsten Völkern fort. Sehr bedeutsamer Weise wird gerade bei nachweislich unpersönlicher Beziehung die emotionale Bindung als letztentscheidend empfunden. Von jedem Feldherrn wird im Krieg, wenn die besondere Ordnung, die sich in diesem auswirkt, in seinen Teilnehmern entsprechende Einstellung ausgelöst hat, gänzlich irrational vorausgesetzt, daß er auch den unbekanntem Soldaten wie ein Vater liebe. Den wahrlich unmenschlichen Napoleon vergötterten seine Krieger wie eine Geliebte, und deshalb starben sie für ihn. In friedlich-dauerhafter und abgedämpfter Form lebt die emotionale Urordnung in den alten europäischen Monarchien fort. Den König soll man lieben; er wiederum liebt jeden seiner Untertanen wie sein

eigen Kind. Vor allem: seine Laune, sein bon plaisir, sonach sein Irrationales soll letztlich entscheiden, so wie der klar denkende Financier, der eine Schauspielerin aushält, will, daß diese kapriziös sei. In modern-konstitutionellen Monarchien haben Könige faktisch kaum etwas zu sagen. Doch desto intensiver wird das Irrationale ihrer Seinsart kultiviert. Sie sollen so leben, als entscheide Persönliches letztlich. So glauben Fürstlichkeiten vielfach heute noch, und bis zu einem gewissen Grade glauben es ihre Untertanen auch, daß Fürstenverwandtschaft Völkerfreundschaft schüfe. So leben sie als letzte unter modernen Menschen in der Urform engster Familienbeziehung fort, über die hinauszusehen sie physiologisch unfähig erscheinen. Beinahe darf man sagen: ekelt einen Königssohn aus altregierendem Geschlecht nicht die bloße Vorstellung, eine Unebenbürtige zu ehelichen, an, so ist er wohl entartet. Das ist durchaus nicht Standeshochmut: es ist nichts als der letzte Ausdruck primordialer Gesinnung; nicht anders schließt sich bei Negritos Sippe gegen Sippe ab. Und dieses Primordiale allein bindet unauflöslich. Jeder angestammte König hat, wo die entsprechende Vorstellung im Volk noch einigermaßen lebendig ist, mehr Prestige und Einfluß, als der verdienstvollste Präsident. Und so gibt die emotionale Urordnung auch aller christlichen Vorstellung vom Himmel die Signatur. Es herrscht der Vater, es vermittelt der Sohn, die Mutter Gottes schafft das Band der Innigkeit. Die Seligen aber sind nichts anderes als die Freunde im argentinischen Verstand, die in Herzens-Harmonie von Ewigkeit zu Ewigkeit miteinander leben.

Wenn nun lange genug wütender Krieg oder Revolution die Unterwelt zum Ausbruch gebracht hat, dann erfolgt eine Restauration des Urtümlichen auch an der Oberwelt. Das höllensäugig Unterweltliche zieht sich wohl bald zurück; es hat sich ja genügend ausgetobt und Gana-Melodien sind nicht nur endlich, sondern auch kurzlebig. Anders steht es mit Gefühlen. Der rationale Wider- und After-Sinn des Kriegs bedingt von

Hause aus Akzentlegung auf sie; sonst wäre er nicht durchzuführen, nicht durchzuhalten. Sind sie nun aber in kriegsgemäßer Form erwacht, dann bleiben sie bestimmend, nachdem ihr Anlaß längst vorüberging. Vor dem Weltkriege lächelten viele über den Begriff notwendiger Freundschaft zwischen den Völkern: solche sei von der Entwicklung längst überholt; Interesse allein entscheide. Seit Weltkrieg und Versailles können alle es besser wissen. Die Kriegspropaganda mit ihren Verleumdungen war im ganzen eine ehrliche Übersetzung wirklicher Gefühle in die Sprache des Intellekts. Und das Friedensdiktat von Versailles ist eine sinnerechte Ausgeburt des reinen Geists des Hasses. Was der Feind vom Feinde behauptete und glaubte und ihm folglich anzutun für berechtigt hielt, hatte genau den gleichen Sinn, wie die Idealisierung des geliebten Mannes durch die Frau. Alle sachlichen und rationalen Behauptungen und Urteile der späteren Kriegs- wie der ersten Friedenszeit waren gefühlsbedingt. Und das beruhte nicht auf „Vorurteil“: es handelte sich überhaupt nicht um Urteil, sondern um übertragene emotionale Wirklichkeit. Was nun vom Kriegsende bis zur Zeit, da ich dies schreibe, besser geworden ist, beruht einzig und allein auf dem Abklingen der Gefühle des Weltkriegs. Wird Europa einmal wirklich befriedet, so wird dies einzig dem zu danken sein, daß jene Gefühle verstarben. So bleibt die alte Lehre von der notwendigen Freundschaft zwischen Völkern für alle Zeit im Recht, denn sie behauptet nichts anderes, als das Primat der emotionalen Ordnung. Jederzeit können die Kräfte der Tiefe neu hervorbrechen, in unveränderter Ur-Gestalt.

Doch die emotionale Ordnung ist wesentlich träge und blind. Deswegen wird sie früh oder spät unweigerlich, sintemalen der Mensch ein denkendes Wesen ist, von einer rationalen wenn nicht besiegt, so doch überbaut. Darauf beruht ja zutiefst und letzten Endes das ganze Übergewicht der Männer- über die Frauenwelt: die bloße Auffassung, daß Gewalt letztlich entscheiden kann und soll, setzt Rationalität voraus. Und freilich

ist physische Kraft innerer Bindung äußerlich überlegen. In diesem Zusammenhange wüßte ich nun nichts Lehrreicheres, als das extrem Logische aller der Systeme, die Südamerika erfolgreich beherrscht haben. Der bolschewistische Staat ist, verglichen mit dem der Inkas, ein beinahe Irrationales. In diesem war alles vorgesehen und vorbestimmt. Nichts konnte dem Netz dieses Staatsapparats und dieser Staatsraison entrienen — nichts, außer dem von seinen Voraussetzungen her schlechthin Unvoraussehbaren, wie es die Seinsart und das Vorgehen Pizarros waren. Noch phantastischer logisch war der Jesuitenstaat von Paraguay. Wunderbar raffiniert ist der Staatsapparat des modernen Brasilien. Und so fängt sich Südamerika jüngst im Netzwerk der nordamerikanischen Finanz. Strenger Logik, welche die materielle Macht hat, ist emotionale Ordnung von Hause aus unterlegen. Wesentlich pathisch und passiv, kann sie nur folgen, nicht führen, sobald Bewegung einsetzt. Wesentlich blind, kann sie Voraussicht nicht parieren. Wesentlich inkonsequent, hält sie keiner Folgerichtigkeit stand. Eben deshalb begann ihre Überwindung oder Übersichtung im suprem logischen Europa früher als in Asien, und ist sie heute, nach Vollendung des Intellektualisierungsprozesses, in unmittelbarer Lebensgefahr. Ehe, Liebe und Freundschaft binden schwächer von Jahr zu Jahr. Echter Gemeinschaft begegnet man immer seltener. Im sozialpolitischen Bilde der Vereinigten Staaten Amerikas gar spielt die emotionale Ordnung überhaupt keine Rolle mehr, und in Rußland wird sie als staatsfeindlich nicht viel anders verfolgt, wie das römische Imperium die erstarkende Christengemeinschaft verfolgte. In Sowjet-Rußland darf Liebe nicht mehr bedeuten als den nackten Geschlechtsakt. Ehen sind in wenigen Minuten zu schließen und zu lösen — so wird aller Vertiefung der Empfindung zum Gefühl in der Tat am sichersten vorgebeugt. Und Verwandten und Freunden wird als moralische Pflicht geboten, einander der politischen Polizei zu verraten.

Diese letzten Betrachtungen heben das allgemeine und

historische Problem auf die Ebene aktueller Problematik hinüber, und mit einer Betrachtung über diese möchte ich die heutige Meditation beschließen. Während ich in Südamerika weilte, mußte ich immer wieder an die Gegenbilder von Rußland und Nordamerika denken. Und wie akut das Problem auch für Europa ist, ersah ich an mir selbst: unmöglich hätte ich mich in dieser so fremden, ja wesensfremden Welt so wohlgeföhlt, bedeutete ihr Zustand nicht auch für Europa eine Erlösung durch Evokation oder Wiederbringung von Verdrängtem und Verschüttetem. In der Tat: bei der emotionalen Ordnung handelt es sich, wie bei der körperlichen, wie bei der Gana, um Ursprüngliches nicht nur im Sinn des Frühen, sondern vor allem des Wurzelhaften. Ein furchtbarer Unfug wird heute mit dem Begriffe „primitiv“ getrieben. Selbst feinsinnige Psychologen tun Erscheinungen, welche nicht in den Rahmen des rationalisierten Bewußtseins passen, am liebsten als „primitiv“ ab, was in unserem Zustand ungefähr dem „Anathema“ des Mittelalters gleichkommt. Und genau wie dieses nur die Christen als erlösungsfähig und mithin als Menschen gelten ließ, so soll nur die nordische Seinsart menschenwürdig sein. Die sogenannten minderwertigen Funktionen sollen zwar belebt, aber doch in den rationalen Zusammenhang hineinbezogen werden. Dies nun ist über einen gewissen Punkt hinaus ebenso unmöglich, wie Wurzeln zu Blüten umzubilden oder sie in der Oberwelt zusammen mit diesen gedeihen zu lassen. In Wahrheit liegen die Dinge so: nur in Form des Primitiven, wie die hier gemeinte Psychologie es versteht, können viele Kräfte überhaupt gedeihen; und darunter befinden sich manche der tiefsten und vitalsten. So beruht die größere Zähigkeit und Moralität (im Sinn des französischen *le moral*) der romanischen Völker, zumal der sonst so intellektualisierten Franzosen gegenüber den Deutschen, eben auf dem Fortleben vieler Funktionen in primitiver Form. Durfte ich im *Spektrum* die Engländer als tierartig beschreiben, so hängt das mit ähnlichem zusammen. Man sollte es endlich einsehen: bei der emotionalen Ordnung handelt es

sich um Ursprüngliches nicht nur im Sinn des Frühen, sondern vor allem des Wurzelhaften. Verdorrt die Wurzel, dann stirbt die Krone oder Blüte unaufhaltsam ab. Und rührt dieses Absterben von einer Hypertrophie des Rationalen her, dann ergibt dies schier ohne Übergang eine Angleichung des Lebendigen an das Tote. Bergson hat recht: der Intellekt ist in erster Linie dem Nicht-Lebendigen angepaßt. Es ist höchst merkwürdig, aber es ist so, daß die Gesetze des Verstandes, die Logik und Mathematik unmittelbare Übertragung auf das für unsere Begriffe Tote erlauben, wogegen sie nur mit größter Schwierigkeit den Weg des Lebens nachzudenken erlauben; man denke des Irrationalen, ja Widervernünftigen der Gana. Insofern ist übertriebene Rationalisierung des ursprünglichen Lebens Feind. Und der Fall der Übertreibung liegt überall vor, wo die Äußerungen und Auswirkungen der Gana, der Delicadeza und emotionalen Ordnung behindert oder in einen Rahmen eingepreßt werden, welcher für sie nicht paßt. Es mag noch so sehr zutreffen, daß nichts tot ist im absoluten Sinn. Vom Standpunkt des wahrhaft Lebendigen darf man trotzdem behaupten: das Tote folgt mechanischen Gesetzen; innerhalb des Toten gibt es kein grundsätzlich Unvoraussehbares; innerhalb des Toten allein darf man unbegrenzt verallgemeinern, wo das Lebendige auf allen Ebenen aus Einzigkeiten besteht. Atomistische Struktur eignet allein dem Toten, wo das Lebendige monadisch ist. Nur innerhalb des Toten schafft Quantität Übermacht, während alle lebendige Überlegenheit auf höherer Qualität beruht. So darf man, nur wenig übertreibend, behaupten: alles wahrhaft Lebendige ist, insofern es lebendig ist, primitiv. Und insofern die Ordnungen der Gana, der Empfindlichkeit und des Gefühls derjenigen des Verstandes phylogenetisch vorangehen, so ist das eigentlich Lebendige niemals intellektuell.

Diese Erwägung allein genügt zur Erklärung dessen, worauf wir bereits hinwiesen, daß das Wort Menschlichkeit oder Humanität von jeher nicht intellektuell, sondern emotionell ver-

standen worden ist. Als Urbild menschlichen Verhaltens stellt jeder instinktiv dasjenige des Liebenden vor, der den Geliebten in seinem Sosein und seiner Einzigkeit als absoluten Wert bejaht. Unter diesen Umständen ist sogar ohne Voraussetzung unserer früheren grundsätzlichen Betrachtungen klar, warum Amerikanisierung und Bolschewisierung entseelend wirken müssen, und warum alle Absicht, die Welt aus intellektuellen Voraussetzungen heraus besser und schöner zu gestalten, als sie es heute ist, de facto ihrer seelischen Verdorrung, und sobald Leidenschaften ins Spiel treten, einer Unmenschlichkeit und Grausamkeit zuführen muß, welche kein noch so barbarischer Tyrann, der jedoch der emotionalen Ordnung angehörte, je gekannt hat. Georg Fuchs hat in seinem so aufschlußreichen Erlebnis-Buch *Wir Zuchthäusler* (München 1931, Albert Langen) gezeigt, daß die extrem humanisierte moderne Haft beinahe schwerer zu ertragen ist und beinahe schrecklichere seelische Folgen zeitigt, als barbarische Willkür, weil Willkür menschlich ist, vollkommen sachliche Perfektion ohne Eingehen auf den Einzelnen jedoch einer seelischen Dauerfolter dieses gleichkommt. Selbstverständlich ist erkenntnisgeborene Menschlichkeit trotzdem besser als reine Gefühlsfundierung; erstens weil Gefühle nie konsequent, zweitens weil sie keine fernwirkenden Kräfte sind, endlich weil aus Gefühl heraus überhaupt nichts Allgemeines zu schaffen ist. Doch eine Welt des vollkommen institutionalisierten Geistes, innerhalb welcher alles Gefühl ausgeschaltet erscheint, wie es die der modernen mechanischen Zivilisation ist und in hohem Grade auch die der juridischen römischen war, ist nichtsdestoweniger unmenschlicher, als jede seelisch bestimmte Welt, so böse sie sonst erscheine. Jeder Mensch ist gut und böse. Persönliche Freude und persönliches Leid gehören beide zum Positiven des Lebens. Eine Argentinierin sagte mir einmal: „was bliebe mir denn, wenn ich mein Leid verlöre? Dann lebte ich überhaupt nicht mehr.“ So empfindet jeder das Wechselspiel von Güte und Härte, Gunst und Ungunst, Objektivität und Sub-

jektivität letztlich positiv; nicht anders, wie eben solcher Wechsel in der Überraschung das Erfüllende des Liebesspieles ausmacht. Vom Positiven des Erlebnisses fremder Härte, die nicht Haß, sondern Bewunderung auslöst, handelten wir bereits. Wo Gefühl bestimmt, ist allemal neue Liebe als Ausgang des Hasses und Versöhnung als Abschluß des Krieges und Tötens möglich. Wo indes Gefühl nicht bestimmt, herrscht einzig und allmächtig die tote Logik oder die Logik des Toten. Dann muß der Krieg Vernichtungskrieg sein, dann muß das finanzielle Interesse ohne Erbarmen sein Ziel verfolgen; dann muß der Einzelne bedingungslos dem Gemeinwohl geopfert werden. Zu welcher Aufstauung übermächtiger Haßmengen solcher Zustand führt, beweist der Weltkrieg als Explosionsphänomen. Wie unmenschlich solche Welt auch im Frieden wirkt, beweist das amerikanische Geschäfts-Gebaren außerhalb des eigenen Landes, von der bolschewistischen Administration zu schweigen. Das kann und muß einmal furchtbare Gefühlsreaktion derer auslösen, die sich zunächst der Übermacht fügen mußten. Und hier dürften die Führer auf der ganzen Welt die Frauen werden, womit denn die Frauenbewegung, welche zunächst eine Vermännlichung des Weibes bedingte und insofern die Hauptschuld trägt an der Entseelung der westlichen Menschheit, ihren Kreis vollenden würde. Die Frauen, instinktiv dazu geschickt und geneigt, künftige Wünsche der Männer zu erraten, ihnen entgegenzukommen und dadurch zu siegen — die Frauen und nicht die Männer hatten die Mechanisierung der Welt auf die Spitze getrieben. Daraus ergab sich im augenblicklich menschheitstypischen Lande, Nordamerika, das paradoxe Phänomen, daß zwar die Frau herrscht, doch nicht die weibliche, sondern die entweibte Frau, und dies in einer bis zur Karikatur vermännlichten Welt. Sie war es, welche die Liebe als unmodern erklärte, die das spezifisch Weibliche im Wert herabsetzte und nur einseitig männliche Denkart und Betätigung als wertvoll gelten ließ. Doch ihre Natur kann die Frau nicht verwandeln, und auch ihr Schauspielertalent hat Grenzen, zum mindesten

an der Übermüdung. So beginnen immer mehr Frauen sich einzugestehen, daß die Welten des Sportes, der „Ertüchtigung“ und des beruflichen Könnens als ganzer Lebensinhalt sie nicht wirklich befriedigen, weil sie ihnen im Grunde, trotz alles Vorgebens, nichts bedeuten. Sie beginnen es sich desto allgemeiner einzugestehen, als immer mehr Männer merken, daß die mechanische Welt eine reine Männerwelt ist, wo die Frau eigentlich nichts zu suchen und zu sagen hat, wodurch die Frau an Bedeutung in ihrem Leben unaufhaltsam einbüßt. In Amerika ist es schon wieder bald so weit, wie es in Europa um die Jahrhundertwende war, daß sich die Männer nach jeder Mahlzeit schleunigst von den Frauen zurückziehen, weil sie sich in ihrer Gesellschaft langweilen. Diese Entwicklung muß bei den Frauen zu einem *réveil du lion* des Bewußtseins dessen führen, daß nur ein Leben innerhalb der emotionalen Ordnung ihnen wirklich gemäß ist, und daß sie nur als emotional entwickelte und zentrierte Wesen dem Manne viel bedeuten können. Wenn nun die Frau in ihrer Selbstgestaltung dem Mann immer wieder er ratend vorgreift, so wird dieser zwangsläufig nachträglich und auf die Dauer so, wie sie ihn haben will. Deswegen zweifle ich nicht am Kommen einer richtigen Revolution gegen die mechanische Ordnung. Und die Rettung der Menschheit kann dieses Mal wirklich nur von den Frauen kommen. Die Behauptung, daß auf Empfindlichkeit und Gefühl basierte Lebensform ausschließlich für das weibliche Geschlecht eigentümlich sei, ist von Grund aus falsch. Aber heute verkörpern sie im Westen allerdings die Frauen allein, weil die natürliche Ordnung, in der sie leben, die emotionale ist, weil sie vornehmlich mit Empfindlichkeit reagieren und vom Intellektuellen nie in der Tiefe berührt und geformt werden. Viele denkende Menschen sehnen sich deshalb nach einer neuen Geschichtsepoche des Mutterrechts. Aber nicht darauf kommt es an. Schon der französische Zustand ist so viel stabiler und harmonischer als derjenige der Deutschen, weil die Frauen in Frankreich unabhängig von allem Recht und ohne sichtbare Betätigung die Rolle spielen, die ihnen

angemessen ist, was sie von allen Ländern in Deutschland am wenigsten tun. Es kommt darauf an, daß die Werte der Gana, der Delicadeza und der emotionalen Ordnung ihrem spezifischen Gewicht nach wieder anerkannt werden und — da die Frauen allein heute ihr Leben an ihnen orientieren — daß die Frauen dort als Autorität gelten, wo sie den Männern überlegen sind. Geschieht das nun, dann wird dies automatisch einen ungeheuren Prestigezuwachs der echt weiblichen Frau ergeben. Und im besten Fall kann es dank ihm nicht zu einer Lösung — solche ist nie möglich — sondern Erledigung der brennendsten Fragen dieser Zeit kommen. Es gibt nur intellektuelle Probleme, denn nur der Intellekt stellt Probleme. Überall, wo ein bestimmter Tatbestand ein Optimum darstellt, ohne daß seine Elemente rational wären, gehört die Selbstverständlichkeit zu ihrem Wesen. So ist nationaler Zusammenhang kein Problem, sondern selbstverständlich; gleiches gilt vom richtigen Verhältnis von Mann und Weib und Eltern und Kindern; stellt sich hier überhaupt Problematik ein, so bedeutet das Übelstes. Die Frau nun ist wesentlich unproblematisch. Deswegen kann ein neues Prestige ihres Geistes mehr zur Lösung der modernen Krise beitragen, als die beste von Männern ausgeheckte Notverordnung. Meiner Überzeugung nach liegen die Dinge heute sehr ähnlich, wie dazumal, als die großen Damen der Provence die Grundsteine der modernen Kultur legten. Die damaligen Männer waren völlig wild und zuchtlos. Die Frauen lehrten sie, die Postulate der Gana, der Delicadeza und emotionalen Ordnung anzuerkennen. Und damit ward die Welt schön. Und daraus erwuchs auf die Dauer die westliche Kultur.

Die mechanische Ordnung ist die wesentlich unmenschliche. Deswegen weckt sie auf die Dauer überall, wo sie hindringt, bei denen, welche nicht innerhalb ihrer herrschen, Ressentiment und Haß. Was werden heute die Kapitalisten gehaßt! Demgegenüber hat die Härte und Grausamkeit der spanischen Eroberer überhaupt kein Ressentiment hinterlassen. Sie waren

eben Gana- und Delicadeza-bestimmt. Ihre anerkannte Ordnung war die emotionale. Sie waren durchaus nicht menschlich im Sinn des europäischen Humanitätsideals, dieser tristen, heute als solcher entlarvten Mißgeburt des 18. Jahrhunderts, die von der Fiktion ausging, daß der Mensch wesentlich gut ist und ungenügend fortschrittliche Einrichtungen allein an allem Übel und Leide schuld seien: allein sie waren menschlich im Sinne dessen, was die spanische Sprache *hombria* heißt; d. h. der Menschlichkeit im Verstand der Lebens- und Seelenfülle, eines vollausgeschlagenen integralen Menschentums, das sich in Form sowohl des Guten wie des Bösen äußern mag. In diesem Verstand ist der Spanier wahrscheinlich der menschlichste aller Menschen. Es ist bei genügender Bekanntschaft unmöglich, ihn nicht zu lieben, da ihm die Sache nie über die Person geht und menschliche Bindung ihm immer mehr bedeutet als jede formell-abstrakte. So taten schon die Vizekönige immer nur das, was ihnen persönlich recht schien — was je nach ihrer Sonderart besser oder schlechter war als die Instruktionen, die sie aus Spanien erhielten; in bezug auf diese lautete die klassische Formel: *se obedece, pero no se cumple* (es wird gehorcht, jedoch nicht ausgeführt). Während die kolonisierenden Angelsachsen sich grundsätzlich distanzieren, verhandelten die Spanier mit anderen Völkern immer von Mensch zu Mensch und insofern von gleich zu gleich. Und dies zwar im Verstand des einzig sinn-gemäßen Gleichheitsbegriffes, welcher Gleichheit aller Menschen als Menschen — was man im Mittelalter Gleichheit vor Gott hieß — setzt, doch die Anerkennung von Unterschieden in anderen Hinsichten nicht ausschließt. Diese Unterschiede, zu denen auch die des Besitzes und der Macht und Stellung gehören, welche die seelenblinde Fortschrittsdemokratie als unmenschlich abschaffen will, fordert gerade das ursprüngliche Gefühl. Der gefühlsmäßig vollausgeschlagene Mensch will nicht nur *frère et cochon* mit dem Mann auf der Straße sein, nicht nur Kameradschaft kennen, sondern auch persönlich lieben, mehr oder weniger, auf verschiedene Art, er will auch exklusiver

Freund sein, auch verehren, auch vergöttern, auch verachten. Nie gab es größere Unmenschlichkeit im wahren Sinn des Worts, als während der Ära der Alleinherrschaft des Humanitätsideals.

Wie steht es unter diesen Umständen mit dem Fortschritt über den heutigen Zustand des Westens hinaus? Sein Problem liegt ohne jeden Zweifel in einer anderen Dimension als der aller nur möglichen gangbaren Fortschritts- und Gemeinschafts-ideologie. Diese geht überall von rationalen wenn nicht Forderungen, so doch Voraussetzungen und damit Zielsetzungen aus. Gerade diese aber kommen bei der Wiedergeburt der Seele, welche allerorts als Lösung und Erlösung gefordert wird, gar nicht in Frage. Das Problem liegt äußerlich undeutlich, weil alle oder beinahe alle, die es stellen, im Rahmen christlicher Kategorien denken oder wenigstens reden, und unbewußt annehmen, die moderne Krisis der Menschlichkeit läge noch im ideellen Raum des christlichen Kosmos. So wähnen sie, das Gemeinschaftsproblem sei dort, wo es gestellt wird, von der christlichen Nächstenliebe her zu lösen. Aber gerade diesen Nächsten gibt es nicht mehr. Dessen Begriff stellte einen wunderbar klaren Ausdruck rein gefühlsmäßigen Verhaltens und Wertens dar. Deswegen redete Jesus nie vom Fernsten, denn Gefühle wirken nicht in die Ferne; deshalb meinte er nie die „Menschheit“, sondern seine Jünger, seinen Kreis, sonach seine „Freundschaft“. Deshalb war er alles eher als Philantrop und ebenso hart wie weich, ebenso kalt wie warm. Was heute als „Nächster“ mißverstanden wird, ist ein ganz anderes: der unentrinnbare Mitmensch, d. h. die dank der Überwindung von Raum und Zeit durch die Technik jeden unmittelbar umgebende und unentrinnbar bedrängende menschliche Umwelt, eine übermächtige Masse von Millionen von ins intimste Privatleben eingreifenden Unbekannten. Diese Umwelt trägt keinen anderen Charakter als die tote Umwelt. Dieser gegenüber ist positives gefühlsmäßiges Verhalten ausgeschlossen. Ja sie muß jeder nicht Gefühlsstumpfe direkt als widerwärtig und odios empfinden, insofern jeder in bezug auf ebensoviele andere, als ihn bedrän-

gend umgeben, nicht „Nächster“, sondern „unentrinnbarer Mitmensch“ ist, was allseitige Reibung und allseitiges sich-Stören bedingt. Diese eine Erwägung genügt zur Erklärung der auf nie dagewesene Weise vergifteten Welt-Atmosphäre.

Nichts verständlicher, als daß unter diesen Umständen in gleichsinnig nie dagewesener Inbrunst der Schrei nach neuer Gemeinschaft ertönt. Aber die wird durch keine Rationalisierung, keine Kollektivierung, keine soziale Fürsorge, keinen Wohlfahrtsstaat, erst recht keine Ausrottung des Individualismus durch kommunistische Gesinnung, sie wird auch durch keine Wiedererweckung des christlichen Kosmos gelingen, denn Restaurationen großen Stiles gibt es nicht in einer Welt, deren Motto „Einmal und nicht wieder“ ist. Neue Gemeinschaft kann einzig und allein durch die Apokatastasis der Gefühlsphäre als solcher, der in der Gana wurzelnden, von der Empfindung gespeisten emotionalen Ordnung zustandekommen. Und deren Problem stellt sich unabhängig von aller Technik, aller Masse, kurz alledem, was das Fortschrittszeitalter geschaffen und herausgestellt hat.

Selbstverständlich ist auf der einmal beschrittenen Bahn noch viel zu tun; so ist die ökonomische Krise nur aus intellektueller Einsicht heraus mittels sachlicher Organisation zu überwinden. Überhaupt können Verstand und Tüchtigkeit eine völlig neue Grundlage schaffen für das menschliche Lebensproblem — die Grundlage, welche dem „geologischen Zeitalter des Menschen“¹ entspricht. Doch das eigentlich menschliche Problem stellt sich reiner denn je in seiner gleichzeitig ursprünglichen, urtümlichen und ewigen Form, denn nie war das Menschengeschlecht auch nur annähernd gleich entmenschet. Es gilt auf der Basis und im Rahmen des von der Vernunft begründeten höheren neuen Zustands eine neue Welt der Seelen-Bestimmtheit aufzubauen. Die wird eine Welt nicht der angeblichen Menschheits-, sondern der echten Nächstenliebe sein. Engste Beziehungen,

¹Diesen Gedankengang habe ich im Kapitel „Das Tierideal“ von *Amerika* ausgeführt und verweise hier deshalb darauf.

kleinste Kreise werden entscheiden. Ein Vorbild dessen, was für uns Aufgabe ist, gibt es in der Vergangenheit: Alt-China hat es verkörpert. Dort gab es schon vor Jahrtausenden viel zu viele Menschen. Dort lag schon damals nahe, alle soziale Struktur auf den unentrinnbaren Mitmenschen und nicht den Nächsten zu gründen. Doch die Integralität des chinesischen Menschen, welcher ursprünglich ein Empfindungswesen war, wies ihn einen glücklichen Mittelweg. Gerade innerhalb einer für frühe Zeiten beispiellosen Massenhaftigkeit und Organisiertheit wurde aller Nachdruck auf die Gefühle zum Nächsten gelegt. Die konfuzianische Lebensphilosophie wurzelt ganz und gar in der Beziehung von Mensch zu Mensch, in Liebe, Freundschaft, Loyalität; im Höchstfall auf Ehrfurcht. Deswegen ist China nie untergegangen. Deswegen wird es auch diese Krisis, so lange sie währen mag, ungealtert überstehen. Denn der Jungbrunnen des Menschen ist seine Gefühlssphäre, sein Reich der Seele.

ZEHNTE MEDITATION

DIE TRAURIGKEIT DER KREATUR

Wenige starke Persönlichkeiten unter geistig bedeutenden Frauen sind mir begegnet, welche nicht in einem Grade Ich-zentriert, autoritär und machtgierig gewesen wären, wie dieses selbst unter südamerikanischen Caudillos selten ist. Als Mutter leidet ja jede Frau an einer Art Allmachtsexzess; kein Wunder, denn aus scheinbarem Nichts schafft sie lebendige Menschen, und das „Muß“ der Verantwortung für diese schafft als Rückversicherung aus sich heraus das Bewußtsein, unbegrenzt verantworten zu können. Ebenso wenig verwunderlich ist, daß der in der Frau vorherrschende Besitztrieb im Fall besonderer Kraft und Macht übersteigerte Formen annimmt. Auch Überzeugungen haben Frauen nicht viel anders, als wie sie Kleider und Männer besitzen. Daher ihr Recht-haben-Wollen und ihr schwer zu erschütterndes Gefühl, absolut im Recht zu sein; sogar im Fall, wo sie gemordet haben. Bleiben nun solche Übersteigerungen immerhin dem Gefüge normaler Frauennatur und deren normalen Lebensrahmens organisch eingegliedert, dann erfolgt nichts Pathologisches; es ist nur manches schwierig. Anders steht es bei richtiger Hypertrophie des Ich. Denn bei der Frau potenziert solche nicht die Persönlichkeit, sondern sie verbildet sie. Sie verbildet in ähnlichem Sinn, wie das mit der Pubertät jäh erwachende übermächtige Ichbewußtsein den Jüngling zunächst verbildet und ihn zum Flegel macht. Nur sind die Flegeljahre beim Mann die normale Vorstufe späterer Selbstverantwortung. Die Frauennatur kann sich auf solche Weise im Guten nicht umzentrieren. Ihr Ich wuchert krebsartig, sobald es überbetont wird; die richtige Einstellung im Zusammenhang macht schiefer Platz, der Sinn für das, was im

Leben zusammenhängt, nach Goethe der Frau bedeutendste Gabe, geht verloren. Dies liegt nicht daran, daß die Frau nicht Individualität und Persönlichkeit sein könnte, sondern daran, daß sie ihre Vollendung nur im Rahmen der emotionalen Ordnung findet. Innerhalb dieser gibt es keine Vereinzelnung; da alle Gefühle gerichtet sind, so bedeutet hier in bezug auf andere, für andere, von anderen her und auf andere hin leben das einzig Sinngemäße. Demgemäß wächst und gedeiht in solcher Einstellung emotional zentrierte Persönlichkeit am besten. In direktem Gegensatz zum rational zentrierten Mann, welcher durch einen bestimmten Grad überschreitende Einstellung auf andere zum Kollektivmenschen herabsinkt, entpersönlicht sich die Ich-überbetonte Frau. Alle Frauen dieser Art, die ich gekannt, und waren sie noch so begabt, erschienen einander ähnlicher und insofern standardisierter, als unter voll ausgeschlagenen echt weiblichen Frauen vorkommt.

Daß solche Frauen allemal unglücklich werden, wo nicht der Zufall königlicher Macht oder unermeßlichen Reichtums ihnen ermöglicht, ihren Gesamtzustand durch Befriedigung einzelner Regungen und Zuspitzung aller tätigen Aufmerksamkeit auf sie vor sich selbst zu verhüllen, liegt auf der Hand. Da sie aus der ihnen angemessenen Ordnung herausgetreten sind, können solche Frauen auch nicht verstehen, daß etwas bei ihnen nicht stimmt. Dies aber bringt sie immer wieder in Konflikte, welchen sie, je älter sie werden, desto ratloser gegenüber stehen. Sie empfinden es als Schikane des Universums, daß ein Geliebter nach dem anderen sie verläßt, daß ihre Kinder sich ihnen entfremden, daß es ihnen nimmer gelingen will, einen dauernden Mittelpunkt zu bilden und daß es im Fortschritt der Jahre immer einsamer um sie wird. Jene wichtigste Cäsar im (übrigens männlichen wie weiblichen) Leben, welche in die dreißiger Jahre fällt und welche den Jugendlichen, für den alle sorgen wollen, gegen den Erwachsenen abgrenzt, welcher selber für andere sorgen muß, auf daß ihm weiter das Recht eines Lebens für sich zugestanden werde, leitet bei solchen Frauen meist eine Tragödie

ein, die zwar in Wahrheit keine ist, jedoch als solche empfunden wird. Dann gewinnen ihre Augen jenen Ausdruck stummstauender Angst, welche manchen Tieraugen eignet. Und zuletzt strahlt ihr ganzes Wesen eine letzte Traurigkeit aus; bald mehr im Sinn des Leidtragens um ein verlorenes Paradies, bald mehr in der Enttäuschung ob der Sinnlosigkeit des Daseins. — Individuen der beschriebenen Art sind mir in allen Breiten begegnet. Unter den vielen bedeutsamen Erlebnissen nun, die ich Südamerika danke, hat keins mich so tief ergriffen, wie die Erfahrung, wie viele Frauen drüben die gemeinte letzte Traurigkeit ausstrahlen. Denn nicht nur starken und mächtigen, sogar schwachen eignet drüben die entsprechende Lebensmodalität so weit, daß sie die psychische Gesamtatmosphäre bestimmt. Darauf nun beruht Südamerikas intimster Zauber. Es herrscht die Stimmung jener tiefen Melancholie, welche das junge Christentum das Seufzen der Kreatur hieß. Nur daß diese Stimmung dort von wundersamer Süße ist. Eines Abends in Argentinien lauschte ich Volkssängern, die mit unbeweglichen Mienen im Chor monotone Weisen vortrugen. Da hielt mein Ohr die Worte *miel de pesares*, Honig des Leidens fest. Ich wüßte keine treffendere Bezeichnung für den besonderen Schmelz südamerikanischen Leids.

Die alten Tierfabeln, und unter diesen die Schöpfungsmythen, geben wahrhaftigeren Aufschluß über frühe Zuständlichkeit, als ausdrücklich Menschen betreffende Überlieferung. Dies liegt daran, daß sich die primitive Seele fast ganz in Projektionen auslebt. C. G. Jung, welcher diesen Zusammenhang bisher am tiefsten durchforscht hat, gibt geradezu die Möglichkeit zu, daß die sogenannte „Buschseele“ vor der im Menschen wohnenden Einzelseele real da sei.¹ So sagen die uralten Vorstellungen von der Traurigkeit der Kreatur und von der Sehnsucht der Schöpfung nach ihrem Schöpfer über Tiere und Pflanzen und

¹ Vgl. seinen Vortrag „Der Archaische Mensch“, den er 1930 auf der Jubiläumstagung der Schule der Weisheit zu Darmstadt hielt. Abgedruckt in *Seelenprobleme der Gegenwart*. Zürich 1931, Rascher & Co.

auch die ersten Menschen vermutlich wenig aus. Desto bezeichnender sind sie für die Dämmerung des Geistbewußtseins. Angst ist das Ur-Erleben alles Lebendigen; sie ist blind und deswegen problemlos; sie ist einfach da. Sie gehört der Gana-Ebene an und ist darum ein ebenso wenig Kontinuierliches wie der Schmerz, der mit dem Aufhören erledigt ist. Die Traurigkeit nun ist ein Gefühl, und schon deshalb verschwimmender, verschwebender und damit dauernder. Doch sie ist kein Gefühl, das aus sich selbst heraus bestände: sie ist undenkbar ohne geistige Komponente. Ihr Dasein setzt Erinnerung und Vorschau und damit Bild-Erleben voraus, sei dieses noch so dumpf, zugleich die Ahnung, daß die Dinge anders sein könnten, als sie sind. Der Inhalt des Traurigkeitsbegriffs bedarf zu seiner erschöpfenden Bestimmung zum mindesten vierer Coordinaten, welche die deutsche Sprache schlecht unterscheidet, doch welche die französischen Worte *douleur*, *regret*, *appréhension* und *nostalgie* leidlich genau wiedergeben. Diese Traurigkeit ist die Grundstimmung aller seelisch begabten, doch geistig primitiven Menschen.

Daß dem so sein muß, leuchtet von der Liebe her, diesem ewig Primordialen, ohne weiteres ein. Plato hieß Eros den Sohn des Reichtums und der Armut. Für unsere Zwecke genügt die folgende noch so vergrößernde und verdüftigende Begriffsdeutung des schönen Bildes: es gibt nur unglückliche Liebe. Denn die Sehnsucht ist ihr Element; sie besteht durch alle Erfüllung hindurch fort. Deswegen kann es wirkliche Erfüllung des Liebesanspruchs niemals geben. Auf der Gana-Ebene ist vollkommene Erfüllung freilich möglich; sie stellt sich jedesmal ein, wo eine Gana-Melodie unbehindert ausklingen konnte; von der Gana her erlebt, bedeutet sogar der natürliche Tod nicht nur Befriedung, sondern Befriedigung. Doch sobald „Seele“ bestimmt, ist keine ausschließliche Gana-Melodie mehr letzte Instanz, denn schon dem einfachsten Gefühl ist eine Vielheit ihrer Material. Und sobald noch so dumpfes Geistbewußtsein mitspielt, wird der Widerspruch zwischen der Kontinuitätsforderung des

Geists und der Endlichkeit und Sterblichkeit des Gana-mäßigen zum Grunderlebnis. Diesen Widerspruch überwindet zu solcher Souveränität erwachsene Geistigkeit, daß Wert- und Sinn-Motive bestimmen, sodaß das Werden und Vergehen des Erdentsprossenen für das Bewußtsein seine letztinstanzliche Bedeutung verliert. Dementsprechend ist die Stimmung ausschließlich vom Geist Beherrschter reine Freudigkeit, und sei ihr Leben Tortur. Vom Erd-Erleben her geurteilt, liegt grausamste Ironie der indischen Lehre zugrunde, daß im Höchstzustand Sein, Wissen und Glück (sat, chit, ananda) zusammenfallen, denn das Dasein ist Leiden, und Wissen zerstört alle Illusion. Und dennoch spricht sie wahr, denn Geist an sich wird weder durch irdische Leid-Motive berührt, noch kann er Ent-Täuschung kennen, da er ja „die Wahrheit“ ist. Aber als Grundstimmung ist Freudigkeit andererseits nur dem Durchgeistigten möglicher Zustand. Wem immer Nicht-Geistiges letzte Instanz, und wer doch schon geistbewußt ist, der muß bei jeder Zusammenschau erleben, daß das Leben aus lauter Toden besteht. Und daraus ergibt sich als Ur-Stimmung jedes frühen Menschen, dessen Seele genügend entwickelt ist, um tief zu erleben, Trauer im ewig wahren Ur-Sinn der Trauer um geliebte Verstorbene. Und diese Traurigkeit wächst proportional der Aufhellung des Bewußtseins. Schon allerprimitivste Reflexion fordert Zusammenhang, Überschau, Dauer und Sinn, und dieser Forderung widerspricht die Wirklichkeit des Gana-Lebens absolut. Dessen schlechthin Bindendes widerstreitet dem ahnenden Bewußtsein möglicher Freiheit. Das Leben könnte und sollte anders sein, als es ist. So wie es ist, ist es Leiden.

Was der Buddha zuerst scharf und klar definierte, bestimmt als Grundstimmung alle Ur-Überlieferung. Was anderes war Grundmotiv aller frühen Kosmogonie, aller frühesten Liebesgedichte und Totenklagen, als eben der Widerstreit zwischen Geistforderung und Gana? Woher sonst der allgegenwärtige Mythos vom verlorenen Paradies? Gerade die älteste Überlieferung atmet am ausgesprochensten die Stimmung der Trau-

rigkeit, weil das Vergänglichkeitsbewußtsein desto stärker und tiefer ist, je weniger der erklärende und versprechende Gedanke erlebnismäßig bedeutet. Daher die Düsternis der frühesten Götter. Auch sie waren vergänglich, waren „diesseits der Schöpfung entstanden“, wie der indische Mythos so bedeutsam sagt, und bei ihrem sonstigen Freiheitsbewußtsein lastete dies Schicksal auf ihnen doppelt schwer. Aus dem gleichen Grunde des Widerstreits zwischen Geist und Gana bedeutet die Jugend das schwermütige Alter. Dumpf empfindet sie ihr gegenwärtiges Dasein als sinnlos, denn das Geistige in ihr hat nicht die Macht, die ihr Idealismus fordert. Und dieser wiederum ist ohne eigentlichen Gegenstand; letztgültige Ziele fehlen ihr. Von ihren Trieben fühlt sich die Jugend mehr überwältigt als getragen. Daher ihre Sucht, sich auszutoben: viel häufiger bedeutet diese Abtötungswillen, als ausgelassene Fröhlichkeit. Aus der gleichen Ur-Traurigkeit heraus geht Jugend so leicht in den Tod. Ihr Glück steht und fällt mit der Ausgefülltheit des Bewußtseins durch animalische Triebkräfte, diese aber setzt aus, die Fülle wechselt mit Leere ab und deshalb die Euphorie mit Depression. So ist die Grundstimmung der Jugend vorgeschrittenster Nationen in ähnlichem Sinne traurig, wie es die Grundstimmung aller Primitiven ist. Die Ur-Tonart menschlichen Erlebens ist nicht eine in Dur, sondern in Moll.

In verklärendes Bildbewußtsein eingebildet, lebt diese Stimmung in der ältesten Poesie der Griechen fort. Doch die Verklärung fälscht das Ur-Erlebnis. Dieses steht an der Grenze zwischen Tag und Nacht, und seine Schau ist undeutlich, wie die eines halb Erwachten, halb Geblendeten. Auf dem Gana-Kontinent Südamerika nun herrscht die Ur-Traurigkeit vollkommen unverfälscht. Und dank der in Raum und Zeit wahrscheinlich einzigartigen Konstellation, daß seine Bewohner zugleich primitiv und individualisiert, zugleich sensibel und blind, zugleich für Geist empfänglich und primordial passiv, zugleich emotional zentriert und geistig behende sind, tritt dort die Ur-Traurigkeit mit unheimlicher Deutlichkeit in die

Erscheinung. Die argentinische *tristeza* zumal ist von so elementarer, ja massiver Mächtigkeit, daß sie den empfänglichen Neuankömmling alsobald erobert; ich weiß von vielen, die sich zuerst ganze Wochen entlang mit Selbstmordgedanken trugen. Die Passivität und der Mangel an Einbildungskraft der Argentinier zusammen erhalten die tief erlebte Ur-Traurigkeit in einem dauernden Schwebezustand. Diesen Menschen ist nicht gegeben, sich im Kollektiv-Erleben zu erlösen, in Ritus und Zeremonie, so wie dies plastisch begabte Primitive tun. Sie können Angst und Leid auch nicht im Bilde abreagieren, wie es die Griechen in der Tragödie taten und die Christen unseres Mittelalters im Nacherleben der Passion. Ihnen fehlt die geistige Initiative, deren es bedarf, um eine Ebene oberhalb der Traurigkeit zu erklimmen — und doch wissen sie um deren Möglichkeit. Dies ergibt denn eine Grundsituation, wie sie im europäischen und nordamerikanischen Leben die Frau mit hypertrophischem Ich-Bewußtsein kennzeichnet — und deshalb begann ich diese Meditation mit einer Betrachtung ihrer; von ihrer Unseligkeit her ist der Weg zum Verständnis der Ur-Traurigkeit am kürzesten.

Nur erscheint die grundsätzlich gleiche Situation in Südamerika ungeheuer verschärft. Alles bedeutsame Leben und Erleben drüben ist ja passiver Artung, und die Delicadeza-Zentriertheit bedingt ihrerseits Steigerung und Übersteigerung des Leid-Erlebens. Der Mensch ist so organisiert, daß Aufmerksamkeit das, worauf sie sich heftet, belebt und zum Wachsen bringt. So bewirkt Akzentlegung auf die Verletzbarkeit deren Wachstum. Und da es nichts gibt, was, auf bestimmte Weise angesehen, nicht verletzen könnte, so verwandelt sich dem südamerikanisch Eingestellten das ganze Weltall auf die Dauer in ein einziges Knäuel des Verletzenden und des Gefährdenden. Und proportional der Leidensbereitschaft erfährt das Ich wachsende Ausweitung. Im Extremfall mündet diese in eine richtige Inflation ein. Und dieses hypertrophische Ich ist in sich gekehrt und ausschließlich selbstbeachtend. Die ursprünglich

ausgestülpte Umwelt des Menschen erscheint von solchem Ich her wie eingestülpt. Aus der Schau südamerikanischen Menschentums erwuchs mir das Urbild der Urmutter der Eitelkeit. Eines Tages vermählte sich die Ur-Angst mit der Ur-Empfindlichkeit, und wie die Stunde gekommen war, da ward als Frucht das absolut schöne Weib in die Welt hineingeboren. Doch dieses Weib war unfähig, sich deren Rhythmus hinzugeben. Vom ersten Augenblicke an verlangte es, daß sich das Weltall seinen Wünschen füge. Und da das Weltall ablehnte, so lehnte das Weib sich auf. Es konnte sich nicht durch Schalenbildung sichern, auch nicht durch Durchlässigkeit. So erfand es die Rüstung der Selbstbespiegelung.

Keine Rüstung schließt hermetischer ab. In ihrer Isolierung erwuchs zuerst das abgeschiedene Ich. Dieses Ich war nicht das Selbst, dieses letzt-Persönliche und -Subjektive, auf welches das Selbstbewußtsein sich in letzter Instanz bezieht, und deren Einbildung in alle psychische Gestaltung zur Integration des Gesamtmenschen führt. Es war auch nicht das Ich des modernen Egoisten. Den gibt es auf früherer Daseinsstufe nicht; dessen besonderes Ich kann sich erst ausbilden, wenn Macht- und Lusttriebe vom Geiste aktiviert werden; es setzt Initiative des Subjekts voraus; so kommt es, daß es unter Ich-versenktesten Südamerikanern kaum Egoisten gibt. An der Stelle des Egoismus steht in Südamerika *ensimismamiento*, für welche unter modernen Sprachen charakteristischerweise allein die spanische das entsprechende Wort besitzt; *ensimismamiento* bedeutet wörtlich in-Sich-Selbst-heit. Das primäre abgeschiedene Ich ist eine Sondergestaltung, in welcher das schlechthin Ungeistige, das ausschließlich Gana-Mäßige seine äußerste Übersteigerung erfährt. Ihm fehlt jede Freiheit; sein Wesen ist Trägheit im Verstand der physischen Schwerkraft. Es ist abgeschlossen, ohne Horizont; es ist undisziplinierbar, unverwandelbar. Genau besehen, ist es überhaupt nicht im eigentlichen Sinn Subjekt: es ist ein Ich, in dem sich das Subjekt verfängt. Es ist höchst merkwürdig, aber es ist so, daß Geist-

bewußtsein zu allererst zu neuer und für das Bewußtsein stärkerer Fesselung führt, als sie die noch so fest gefügte Gana- und emotionale Ordnung schaffen. Das keimhaft ins Leben getretene aktive Ich kapselt sich zunächst ein in ein Organ, zu dem die passivsten Eigenschaften der Gana das Material liefern. Durch Absperrung entstanden, ist es unfähig, sich zu öffnen. So gibt es aus ihm, solange es bleibt, was es ist, keinen Weg hinaus. Wir hießen dieses Ich das Kind der Eitelkeit. Herrlich tief gibt die Sprache den Ur-Sinn dieser Eigenschaft wieder, sie, welcher eitel „selbstbespiegelnd“ und „umsonst“ zugleich bedeutet. Aber gleiches meint auch der Mythos vom Sündenfall. Wo der Geist das Ich durchdringt und seinem Gesetz unterwirft, da wird es zum Organ der Welt-Offenheit, ähnlich dem Auge, das ja als Körper auch ein Abgeschlossenes ist. Aber zuerst reichte das Licht des Geistes nur zur Selbstbespiegelung und damit zur Steigerung der Sonderart des Ungeists aus. So wurde das unschuldig Böse der Unterwelt zum schuldig Bösen. So führte Ver-Ichung zunächst zu einer Verengung der ursprünglichen Natur. Denn diese schwingt im Gesamtrhythmus des Weltalls und kennt insofern keine Vereinzelung.

Erwacht der ver-ichte Mensch zum Bewußtsein dieses seines Zustands, dann muß unsägliche Traurigkeit ihn überfluten. Denn er fühlt sich nun auf die hoffnungsloseste aller nur denkbaren Weisen gefesselt und gefangen: Fesseln und Gefängnis sind Teile seiner selbst. So kann er nicht einmal mit seinem ganzen Wesen Befreiung wollen. Die Qual des Tantalos haben die Hellenen insofern ungenau geschildert, als Tantalos nicht allein nimmer erreichen konnte, was er ersehnte, sondern nicht einmal ganz ersehnen konnte, was er als Ziel seiner Sehnsucht vorstellte. Dieses passive und hermetisch abgeschlossene Ich, in welchem der Mensch sich unentrinnbar verfängt, ist das Urbild der Hölle. Die Hölle war lange vor möglicher Selbstsucht da. Sie stellt ein besonderes Organ dar, welches vergehen muß, auf daß der Mensch zur Selbstbestimmtheit fähig werde. Was Hölle bedeutet, ermißt jeder am leichtesten an einem Leben,

welches die Eifersucht zur Achse hat. Eifersucht hat und kennt jeder. Für sich ist jeder Mensch, gleich Jahveh, ein „eifriger Gott“, welcher Alleingeltung beansprucht, und jede Unterwelt beherbergt Dämonen, welche vernichten wollen, was ihnen nicht gehört; noch traf ich keinen guten und wohlwollenden Menschen, welcher nicht, an dem verschwiegenen Orte berührt, wo er sich selbst letztlich ernstnimmt, ein Moloch war. Doch wer seine Eifersucht überdies bewußt bejaht und betont, wer alles in ihrer Stimmung erlebt und von ihr her beurteilt, muß jeden Augenblick Schauerliches erleiden. Denn es gibt nichts, was die Eifersucht auslöschen, und es gibt auch nichts, was ihr nicht Nahrung geben könnte, denn nichts gehört einem Menschen allein im absoluten Sinn. — Was von der Eifersucht gilt, gilt grundsätzlich von allem Leben im Seelenraum des bejahten und betonten passiven Ich, denn jedes Leben dieser Art ist vereinzelt und außerstande, durch sich-Öffnen Beglückung und Erlösung zu erleben. Solches Leben ist ein Kreisen innerhalb von Kreisen ohne Ausgang. So stellte Dante die Hölle wahrhaftig dar. Es ist die letztverhaftende Haft. Es ist Einzelhaft ohne Hoffnung auf Begnadigung. Die Argentinierin Victoria Ocampo hat in ihrem Buch *De Francesca à Beatrice*¹ das Gefangensein von blinder Leidenschaft im Kreis der Hölle an Paolo und Francesca folgendermaßen geschildert: „Francesca und Paolo gehen zusammen, doch wohin? Nirgendwohin! Sie drehen sich nur im Kreise. Francesco und Paolo sind zusammen, aber wie? In Orkan und Finsternis gehüllt. Geblendet durch die Dunkelheit der Luft, taub geworden durch das Heulen des Windes können sie sich weder sehen noch miteinander reden. Sie gehen daher, eng aneinander gepreßt, und doch einer für den andern blind und taub. Einzelhäftlinge des Sturmes und der Nacht. Gefangene ihres eigenen Sturmes und ihrer eigenen Nacht. Und eben das,

¹ Im französischen Original 1926 in Paris, édition Bossard, 140 Boulevard St. Germain, erschienen; spanisch beim Verlag der Revista de Occidente, mit einem Nachwort von José Ortega y Gasset.

was sie gegeneinander preßt, trennt sie voneinander. Es sind irrende Wanderer ihrer Liebe, sie bewohnen ihre Liebe nicht. Sklaven des Wirbels, der sie mit sich fortrafft, immerdar von ihm im Kreise gejagt, aus dem es keinen Ausgang gibt, drehen sie sich im Raume ihrer Leidenschaft, ohne je halten, ohne je einander genießen zu können. Meinen wir anfangs, daß sie, zusammen in die Hölle gebannt, keine entsetzliche Qual erleiden sollten, so beweist das nur, daß Meditation unsere Gedanken noch nicht gereift hat. Da ahnen wir nicht einmal, daß Wesen, welche solches Los erleiden, wo immer sie sich befinden, nie miteinander vereint, sondern eines an das andere gekreuzigt sind.“ Es ist dies eine der lebenswahrsten Schilderungen der Verfallenheit an die blinde Gana, von denen ich weiß. Ist solche Verfallenheit, vom geistbewußten Menschen her beurteilt, schon als Liebe Hölle, so ist vollkommene Verfallenheit an den Teil des persönlichen Wesens, welcher keine Freiheit kennt, aus dem es keinen Weg hinaus gibt, falls kein für sich beglückendes Gefühl die Seele füllt, der Hölle unterster Zirkel. Wie mir dies deutlich ward, da ging mir die ganze Großartigkeit und zugleich die tiefe Wahrhaftigkeit des Bildes vom schönsten und freiesten der Engel auf, der in die Hölle stürzte: er fiel, er mußte fallen, weil er sich freien Willens in dem verding, was keine Freiheit kennt. Das ist des Menschen eigene Unterwelt. Wem solch' Geschick beim geringsten Hauch von Geistbewußtsein widerfährt, muß unselig sein, so wie Verdammte unselig sind. Und dann begriff ich auch, warum Christus Tötung des Ich als Bedingung des Heiles predigte. Nie dachte dieser Einzigkeitsbewußteste aller Menschen daran, Persönlichkeit zu bekämpfen. Aber er war offenbar von Menschen ähnlicher Artung umgeben, wie es heute die Südamerikaner sind. Auch in der damaligen Kolonialwelt des Okzidents herrschte offenbar eine Inflation des Ich in seiner passiven Modalität. Und dieses rudimentäre Organ muß freilich zu sein aufhören und in Höherem aufgehen, auf daß der Mensch den Weg zur Freiheit antreten könne.

Seitdem ich die Urtraurigkeit in Südamerika geschaut, klingt sie auch in mir an, so oft ich mein Bewußtsein in die unterste Tiefe meiner Natur hinabsenke. Aus der Hölle des Zusammenhanglosen, des Sinnlosen und Verhaftenden muß der Mensch, sobald er nur dunkel ahnt, daß es Zusammenhang und Sinn und Freiheit geben kann, nach Erlösung schmachten. Und je mehr sich die Dämmerung des Geists dem Tage nähert, doch ohne daß es Tag werden könnte, desto unseliger muß er sich fühlen. Erwacht nun aber die Ahnung möglicher Selbstbestimmtheit in ihm, dann muß er sich schuldig fühlen: er hätte es besser machen sollen, so wenig er wisse, wie. Dieses Schuldgefühl bedeutet die Spiegelung der Ur-Angst im Zwielficht der Geistesdämmerung. Und aus diesem Schuldgefühl und der Sehnsucht nach Befreiung aus letzter Ohnmacht erwächst das Bild eines möglichen Erlösers. Die ursprünglich schwebende Traurigkeit nimmt Richtung an als ein Seufzen der Kreatur nach ihrem Schöpfer. Dem Bewußtsein, daß ein Leben, welches Erleiden ist, aus eigener Kraft keine Fessel sprengen kann, entringt sich das Gebet *veni creator spiritus*. Und so drängt es den Menschen als Erstes nicht zur Selbstbestimmung, sondern zum Bestimmtwerden durch ein Außer-Sich. Daher der Urdrang zum Gehorchen-Dürfen. Wer nicht oder noch nicht zu aktiver Selbstbestimmung fähig ist, für den gibt es nur die eine positive Lösung der Lebensgleichung: daß er sich von außen her von Geist beherrschen läßt. So wollen Kinder folgen. So wollen naturnahe Frauen vom Manne ihr Gesetz empfangen. So müssen Unmündige um ihres eigenen Glückes willen von Vorgesetzten diszipliniert werden. So beseligt es alle, deren persönliches Selbst nicht so tief verwurzelter Geist beherrscht, daß sie auch ihre geistige Sehnsucht erfüllen können, indem sie persönlichem Gesetze folgen, an vorgegebenes Dogma blind glauben zu dürfen. Mögliche Selbstbestimmung beginnt mit dem guten Willen, welcher sich selbst als letzte Instanz erlebt. Wirkliche Selbstbestimmung mit bewußt getragener Verantwortung. Daher deren entscheidende Bedeutung. Wir handelten vom objektiv

Bösen der Unterwelt und vom Bösen als Naturfolge der Verletztheit oder der Inkompatibilität: alles dieses ist nicht im geistigen Verstande böse. Geistig Böses entsteht erst durch persönlich-geistige Entscheidung für des Bösen geistigen Sinn. Mit Recht steht und fällt für die Justiz die Frage der Schuld mit der Frage der Verantwortlichkeit.

Ich taufte Südamerika, kaum daß ich seine Atmosphäre eingeatmet, den Kontinent der Traurigkeit. In der Kommunion mit seinen Bewohnern wurde alles das bewußt und bestimmend in mir, was diese Stimmung schafft. Ich ging selber zeitweilig alles Freiheitsgefühls verlustig. Das Blinde gewann das Übergewicht über dem Schauenden, das Passive über dem Initiatorischen. Und da mir dieser Zustand ehemals unbekannt war, erlitt ich vielleicht mehr Höllenqual, als Südamerikaner je erleiden. Doch wie ich inmitten der Finsternis innere Distanz gewann, da ward mir eines klar, was ich nimmer hätte vorauswissen können und was ich ehemals als Un-Sinn abgewiesen hätte: daß die südamerikanische Traurigkeit mehr wert ist, als aller nordamerikanische Optimismus und aller neu-europäische Idealismus.

Beide vertreten, in der Tat, oberflächlichen Geist. Beide leben und nutzen ohne letzte innere Beteiligung die logischen Möglichkeiten schöpferischer Erkenntnis mehr oder weniger mechanisch aus; weder gehen sie aus der spirituellen Tiefe des Menschen hervor, noch führen sie ihr zu. Die südamerikanische Tristeza nun ist tiefstes Erleben der Erdtiefe. Sie ist tiefstes Wirklichkeitserleben, und darauf allein kommt es an. Sämtliche Wirklichkeit erlebt keiner. Wer aber irgend eine wahrhaftig tief erlebt, der hat potentia eine Tiefeneinstellung zu allen, denn es entsprechen sich überall Tiefe und Tiefe und Fläche und Fläche, nie und nirgends Tiefe und Fläche. So ist der seine irdischen Wurzeln tief Erlebende, auch wo er nichts vom lebendigen Geiste weiß, zu dessen Aufnahme vorbereiteter, als jeder Intellektualist und Moralist; so ist sein Nicht-Wissen vom Geist im selben Sinn wertvoller, als alle europäische

Wissenschaft vom Geist, wie das Nicht-Wissen des Sokrates mehr wert war, als das Alles-Wissen der Sophisten. Der Südamerikaner ist der areligiöse und antimetaphysische Mensch par excellence. Wie sollte er es nicht sein, wo sein Bewußtsein beinahe durchaus Erdbewußtsein ist? Ihm muß Skepsis Geistigem gegenüber das letzte Wort bedeuten. Dieses sein Zweifeln ist ein Tieferes als sein Glauben. Denn bei seiner Einstellung kann Glaube nur blinder Dogmenglaube sein — blinder Dogmenglaube nicht als primitive Bejahung unverstandener aber doch gehannter metaphysischer Wirklichkeit, sondern als absolute Sicherung vor jeder metaphysischen Problematik. Solcher Glaube ist reinster Ausdruck der Ur-Angst. Dementsprechend ist die katholische Kirche Südamerikas nicht mehr als ein Institut für Zauberei, wie es die meisten Objektivierungen indianischer Religiosität auch sind. Was in Europa Glaube ist, hat sich drüben in Aberglauben verwandelt.

Demgegenüber aber ist in Südamerika alles tief, was sich auf die Erde bezieht. Dieses galt zu indianischer Zeit von den Lebensgestaltungen Perus und Mexikos. Der alt-peruanische Kult war bewußt nicht Geist- sondern Erd-Dienst. Man verehrte die Sonne nicht als Sinnbild, sondern als materielle Tatsache. Und so wurden Tugend, Gerechtigkeit und Recht im Sinne dessen verstanden und geübt, was sie in bezug auf den Rhythmus des Erdgeschehens bedeuten; der Generalnennen aller Ideale war die Gesundheit. So sah der Inkastaat dem sozialistischen Wohlfahrtsstaat an der Oberfläche sehr ähnlich. Doch er bedeutete anderes. Dem sozial denkenden Juden und seinem immer mehr sich ihm angleichenden Sproß, dem modernen Christen, bedeutet Wohlleben eine Geistforderung. Dies nun beweist vollkommene Oberflächlichkeit, denn weder haben geistige Ziele einen Exponenten an materiellem Vorteil, noch liegt Glück im Sinne eines Erdenlebens, dessen Wesen Leiden ist. Die Lebensanschauung der Inkas verhehlte sich nichts davon. Mit letztem Realismus sah sie zumal dem Tod ins Angesicht. Doch von der Delicadeza her verschönte und

versüßte sie, was immer verschönerungs- und versüßungsfähig war. — Wie nun Peru sich zum modernen Wohlfahrtsstaat verhielt, so verhielt sich Alt-Mexiko zu Sowjet-Rußland. Hier wie dort die ungeheuerlichste Spannung; sozialstes Denken und Menschenopfer bedingten einander wechselseitig. Nichtsdestoweniger bedeuten die Hekatomben der Tscheka gänzlich anderes als Mexikos Bluttausch. In Sowjet-Rußland hat sich lebendiger Geist dem Gesetz des Ungeistes verschrieben. So leugnet es den Geist sowohl als alles irdische Pathos; das Töten ist ihm nichts als nützlichkeitsbedingte Substraktion. Im mexikanischen Blutkult hingegen äußerte sich die Ekstase des Fleisches, das Heraustreten aus dem Fleisch, der genau entsprechende Gegenpol des Heraustretens in den Geist, der Ekstase im üblichen Sinn. Wo Erleben metaphysisch-geistiger Wirklichkeit physiologisch ausgeschlossen erscheint, dort muß Begeisterung seinen Höchstausdruck im Bluttausch finden. Noch die Grundstimmung des heutigen Mexiko läßt sich, wie D. H. Lawrence richtig sagt, in dem Rufe *Viva la Muerte!* am besten wiedergeben. Alt-Mexiko war aber zugleich das Land des süßesten Blumenkults, wo Sowjet-Rußland alles Schöne verpönt. Damit allein ist Mexikos Tiefe gegenüber Neu-Rußlands Oberflächlichkeit erwiesen.

Die Auffassung der Tugend als Gesundheit, ihr besonderes Verhältnis zum Blute und zum Tode, welche den alt-indianischen Kulturen eigen war, beweist eine wesentliche Beziehung zur Erd-Wirklichkeit. Und so bedeutet die Skepsis in bezug auf den Geist der heutigen Südamerikaner nicht Oberflächlichkeit, sondern Tiefen-bedingte Aufrichtigkeit. Wie ich mich in die Seelen der Gauchos und der Höhen-Indianer und vor allem in die bedeutender Eingeborener europäischen Bluts versenkte, da ward mir klar, ein wie Erbärmliches im Fall der allermeisten heutigen Europäer Bekenntnis zum Geist bedeutet. Als Leo Tolstoy behauptete, ein einziges Paar Stiefel sei mehr wert, als der ganze Shakespeare, da erwies er sich in besonders drastischer Form als das, was er wesentlich war: als der Vater des Bolschewismus. Und doch war er aufrichtiger und insofern

tiefer, als neunhundertneunundneunzig von tausend moderner Kulturapostel. Denn zutiefst sind auch sie Bolschewisten. Was geht kultureller Wert den an, der nicht gleichsinnig aus dem erkennenden und formenden Geist heraus lebt, wie der echte Christ aus seinem Glauben? Vor allem aber: Inwiefern kann Kultur überhaupt Ziel sein? Warum soll gebildetes Dasein wertvoller sein als rohes? Wozu aller Fortschritt, wo doch alles Leben so entsteht und vergeht, wie am ersten Tag? Wozu das Wissen vertiefen? Der Umschwung vom idealistischen Europäer zum russisch-amerikanischen Materialisten hat denn auch schon als bloße Möglichkeit bewiesen, daß die moderne Geistigkeit aus keiner tiefen Quelle mehr gespeist wird. Wenn einer der Begabtesten Jung-Frankreichs jüngst behaupten konnte, der Sinn des Leben sei vielleicht, daß gelegentlich ein wirklich gutes Buch erscheine, so beweist das unmittelbar Entgeistung. Der Geistige „gefällt sich“ nur mehr, wie in einem Park voll zurechtgestutzter Bäume und Hecken, in einem Leben inmitten geistentsprossener Erscheinungen. Diese Geist-Erscheinungen nun bedeuten kein Tieferes, sondern ein sehr viel Oberflächlicheres und Unwesentlicheres, als die dumpfsten Geschöpfe der Natur. Von hier aus gewinnt die Barbarisierung, welche mit und seit dem Weltkrieg in Europa eingesetzt hat, einen positiven Aspekt: sicher sind Blut und Erde und Tod und Liebe und Haß wesentlichere Dinge, als alle nur mögliche Kulturerrungenschaft.

Der Idealismus der europäischen Geistigen ist heute, in der Tat, selten mehr als Feigheit vor der Wirklichkeit. Der Bildungsphilister verhält sich zum noch so verblendeten jungen Fanatiker, welcher mit Einsatz seines Lebens eine neue bessere Welt zu gründen unternimmt, wie ein Nachtportier zu Ikaros. Jeder Ästhet ist ein Lump, verglichen mit einem gläubig gottlosen Bolschewisten. Eine Philosophie, welche richtige Bestimmung der „Umheit des Raums“ für wichtig hält, ist ein Oberflächlicheres als mittelmäßige Kochkunst. Und eine Religion, die nicht Ausdruck persönlichster Beziehung zum Geiste ist,

so wie die Mutter zum Kind in persönlicher Beziehung steht, ist entweder ein schlechter Witz oder eine Blasphemie

Wie tief erscheint da, verglichen mit der überwältigenden Mehrheit europäischer Geistiger, der Gaucho, der sich bekreuzigt, um seinem Zweifel Ausdruck zu verleihen! Wieviel wahrhaftiger ist auch in bezug auf das wahre Erleben der allermeisten Europäer die bolivianische Formel, daß ein Verstorbener „gleichgültig verblieb“ gegenüber der üblichen, daß er im Herrn entschlief! Und dies gilt, noch einmal, gerade insofern der Südamerikaner areligiös und antimetaphysisch ist. Auf Tiefe als solche kommt an erster und letzter Stelle alles an. Daher die christliche Lehre, daß der Sünder dem Heile näher sei, als der buchstabenfromme Gerechte: an Buchstaben zu glauben, beweist an sich Oberflächlichkeit. Aber freilich ist alle südamerikanische Tiefe eine Tiefe der Erde zu. Nichts mißverständlicher, als die häufige Behauptung der Argentinier, ihre *tristeza* sei eines Sinnes mit der Melancholie der Araber und Russen. Der heroische, möglichen Freuden dieses Lebens grimmig-skeptisch gegenüberstehende Beduine fühlt sich andererseits geborgen in seinem Gott; drum ist er letztlich freudig, so sehr er leide. Des religiösen Russen Wesenskern aber ist sein Glaube an das Ostermysterium. Durch Christi Opfer sei der Tod „schon jetzt“, diesen Augenblick, heute, morgen, immerdar, für jeden, so furchtbar die Kreatur leide, besiegt. So ist der gläubige Russe im selben Sinn der wesentlich selige Mensch, wie dies der frühchristliche Märtyrer war. Und der Inder gar stellt den Gegenpol des Südamerikaners dar. Wie keiner nach ihm verstand der Buddha den Sinn der Gana. Das Haften am Leben ist, nach ihm, des Lebens Ursprung. Gier hält es im Gange, Essen und Gegessen-Werden ist auf allen Ebenen sein Weg, und Leiden, richtige *tristeza*, sein Grundcharakter. Doch der „vollkommen Erwachte“ wies einen Weg zur Aufhebung des Leidens. Die südamerikanische *Tristeza* ist demgegenüber eine Hölle ohne Ausgang. Doch die Hölle liegt tiefer als die Erdoberfläche. Und nur wer die Hölle in sich

realisiert hat, ist Himmels-reif. Daher der Mythos vom Christus, der in die Hölle hinabfahren mußte, ehe er in die ewige Glorie des Vaters eingehen konnte.

Meine Reise nach Südamerika war für mich ein Abstieg in die Unterwelt. Doch da ich vom Geiste her kam, so diente die Finsternis, in der ich mich verfang, letztendlich der Klärung. Einer der ersten Erfolge, die ich bemerkte, war das Aufhören der Todesfurcht. Mehr als die meisten hatte sie mich Jahrzehnte lang bedrängt. Wie mir nun meine Untergründe bewußt wurden, hörte sie auf: das erkannte und anerkannte Irdische in mir brauchte nicht mehr um seine Existenz zu kämpfen, Geist aber kennt kein Sterben. Dann aber konnte ich in mir den Ur-Weg des Menschen von der Naturverhaftung zur Geistesfreiheit nacherleben und schließlich nach-denken, und so glaube ich heute zu wissen, wie alles geworden ist. Bei der ersten Dämmerung des Geistes-Tages überflutete Trauer das ganze Menschenwesen. Wie sich der Geist dem Subjekte einbildete und dieses damit persönlich bestimmend ward, verwandelte sich die Traurigkeit in tragisches Lebensgefühl. Als letztes Ziel winkt die Freude.

Die südamerikanische Traurigkeit ist untragisch. Sie ist ein schwebendes Leiden, der reinen Passivität frühesten Lebens gemäß. Die Frage der Überwindung des Leidens stellt sich nicht. Die Ahnung nicht-irdischer oder erd-überlegener Wirklichkeit kann sich auf dieser Stufe nur als ein unbestimmtes Leiden an dem äußern, was man nicht kennt und von dem man doch dunkel fühlt oder ahnt, daß es da sein sollte. Das typische Heilmittel solcher Zuständlichkeit ist die Kunst, vor allem als Tanz, Dichtung und Musik, der man deswegen bei frühesten Menschen begegnet und welche in frühesten Zuständen am meisten bedeutet. Die Kunst entreißt den Menschen seiner leidenden Abgeschlossenheit, indem sie das Innerliche objektiviert und das nur-Persönliche im Versmaß und Takt der größten tellurischen und kosmischen Rhythmen mitschwingen läßt, oder aber es in der Maske entpersönlicht. Es ist nicht richtig

zu sagen, daß solche frühe Kunst Religion sei oder äußere: sie ersetzt Religion. Und weil sie dieselbe nicht durch Oberflächliches, sondern durch Tiefes ersetzt, nämlich geistige Tiefe durch irdische Tiefe, so hat man freilich Ursache, früheste Kunst tief zu finden. Der Künstler ist der sublimierte Erdmensch. Er ist der Anti-Asket, denn er gibt sich ganz seinen Gefühlen, Empfindungen und Stimmungen hin. Dementsprechend waren sehr wenige seiner Gattung je religiös. Ebendeshalb aber bedeutet der Künstler in frühen Zuständen mehr als der Priester. Letzterer ist da der Zauberer und als solcher kein Befreier, kein Erlöser, kein Gnaden-Vermittler, sondern der Mensch, welcher auf andere und unheimlichere Art zu binden weiß, als die Natur. Auf frühester Stufe befreit der Künstler allein. Und das wird immer so bleiben. Was einst vom hellenischen Sänger und nordischen Skalden galt, gilt heute vom argentinischen Payador.

Bricht nun Geist als spirituelle Initiative erstmalig ins Bewußtsein ein, sodaß Abreaktion in der Dichtung nicht mehr letztmögliche Lösung ist, dann verwandelt sich das Gefühl der Unseligkeit ohne Ausgang in Bewußtsein von der Tragik des Lebens, welche Heldentat fordert. Die nunmehr bestimmende Haltung ist nicht diejenige des Dulders, sondern die des Kämpfers. Doch das Kämpfen des ersten tragischen Kämpfers ist ein bewußtermaßen Aussichtsloses. Des Lebens Gleichung geht ja nimmer auf. Gana-Artung und Geistforderung widerstreiten sich. Die Kontinuitätsforderung steht unabänderlich Endlichem und Abgeschlossenem gegenüber. Keine Erfüllung ist die, welche Sehnsucht meinte. Was Ur-Hunger selbstverständlich setzt, wie Mord, Raub, Vergewaltigung und Leben auf Kosten fremden Lebens, ist dem Geistbewußtsein problematisch oder ein Greuel. Damit sind Unschuld und gutes Gewissen hin. Allwegen dräut fortan die Frage der Schuld. Befriedigung kann nicht mehr Ziel sein; ewig und immer erneut stellt sich die strenge Alternative zwischen Größe und Glück. Die Forderungen der Ur-Angst werden als schmähsch empfinden, und doch ist

sie irdischen Lebens erste Gewähr. Als letztentscheidend wird überall der Sinn geahnt, und dennoch siegt der Unsinn immer wieder, dennoch wird der irdische Endsieg immer wieder ihm zuteil; denn Vernichtung des Wertvollen und als Wert Behaupteten, welche der Tod als unentrinnbares Geschick setzt, ist der Widersinn selbst. Dem Freiheitsbewußtsein setzt Naturgegebenheit eine unüberschreitbare Grenze. So folgt auf den Zustand der Traurigkeit ohne Ausgang derjenige der Tragik ohne Ausgang.

Mit dem Bewußtsein der letzteren begann die Emanzipation des Mannes auf Erden; mit seinem Herrschend-Werden begann seine Wesensart diejenige des Ur-Lebens, welche das Weib verkörpert, zu überschichten. Sein wesentlich Kriegerisches rührt nicht daher, daß im Manne der Ur-Hunger anstatt der Ur-Angst vorherrscht; sonst müßten auch die Tiermännchen kriegerisch sein, welches sogar von den Raubtieren nicht gilt. Das Kriegerische des Mannes bedeutet Ja-Sagen zur Tragik des Lebens. Und so ist es seine Geistbestimmtheit, nicht seine physische Kraft, welche den Mann fortan so sehr die erste Rolle spielen ließ, daß wir allein von Männergeschichte wissen; es kann in der Tat nur Männergeschichte geben, denn nur die männliche Lebensmodalität fordert Dynamik, Fortschritt und Aufstieg. Was wir hier theoretisch behaupten, bestätigt alle Geschichte. Mit dem Bewußtsein vom Nicht-Aufgehen der Gleichung des Lebens setzten gleichzeitig der Patriarchalismus und die geistige Laufbahn der Hellenen ein. Tief erdverhaftet, entrangen sie sich in heroischem Drang dem Gesetz der Erde, deren Nabelschnur bei ihnen jedoch bis zur Sophistenzeit nicht abriß; sogar den späten Griechen blieb Herakles Ur-Sinnbild von Menschenschicksal. Der dunkle und dumpfe Unterton der Moira, welche stärker als die Götter selber war, klang noch in ihren Dithyramben nach. Tragisch empfanden die Arier der Rigvedazeit, so sehr schon bei diesen frühesten Indern das Licht des Geists alle Erd-Problematik im Bewußtsein abblendete. Durch und durch tragisch war die Lehre Zarathustras.

Tragisches Lebensgefühl bedeutet zutiefst die Urreligion der nordischen Germanen, welche so gänzlich unintellektuell und amoralisch war. Sie trieb zum Ja-Sagen gegenüber Unbekanntem, zum Selbstopfer ohne klare Vorstellung; noch heute bricht dieses Ur-Gefühl bei Deutschen wieder und wieder durch und äußert sich alsdann als schlechthin irrationales sinnloses Heldentum. Doch das Prototyp tragischen Lebensgefühls verkörpern die Spanier. Sie sind in ihrer ganzen Einstellung erd-zugekehrt. Ihnen fehlte und fehlt die plastische Gabe, welche Erlösung in der Kunst ermöglicht. Ihnen fehlte und fehlt auch die Anlage zu entwirklichender Theorie. So mußte sich ihr Geist-Erleben in blindester Unbefangenheit äußern, ohne Selbstschonung, ohne jegliche Vertuschung unlöslichen Widerstreits, und ohne Vertröstung auf ein Jenseits irgendwelcher Art. Aus diesem tragischsten aller tragischen Lebensgefühle heraus ist denn die grandiose Gestalt Don Quixotes erwachsen. Das Vorbild des Menschen, der schlechterdings unbeirrbar von innen heraus lebt, seinem eigenen Gesetze treu. Des Menschen, welcher allein und einsam gegen das Weltall kämpft und insofern den Mut zur letzten Lächerlichkeit hat. Der verrückt erklärt stirbt und doch im tiefsten Recht behält.

Mit tragischem Lebensgefühl hat jede Geistigkeit angehoben, die sich der Erde entrang und nicht als Offenbarung und Geschenk vom Himmel den Menschen überkam. Wissen wenige mehr darum, so liegt das daran, daß wir nur späte oder rückgebildete Zustände kennen und daß Urgefühle von modernen Voraussetzungen aus nicht zu verstehen sind. Von einem bald erreichten Grade der Geistbestimmtheit an hört nämlich echt tragisches Lebensgefühl naturnotwendig zu bestehen auf; sei es, weil es real unmöglich wird, sei es, weil Überbauten und Schutzvorrichtungen es dem Bewußtsein unzugänglich machen. Bei reiner Geistbestimmtheit kann es überhaupt keine Tragik geben, denn Geistbestimmtheit verwandelt sämtliche Konflikte in Mittel zur Sinnesverwirklichung, gleichwie es die gespannten Saiten sind, welche Musik ermöglichen. So wird der Charakter

des Menschenlebens untragischer proportional seiner Begeisterung. Es ist lächerlich, des Sokrates Schicksal tragisch zu heißen: frei und lächelnd nahm er den Tod hin, da er erkannt hatte, daß Sterben zu dieser Stunde dem Sinn seines Lebens entsprach. Jesu Schicksal war tragisch nur während der zwei kurzen Spannen, da er, in Gethsemane und am Kreuz, an seiner Sendung zweifelte. Tragik steht und fällt mit dem primären und bestimmenden Bewußtsein der unlöslichen Spannung zwischen Erdgesetz und Geistforderung. Dementsprechend weiß auch keine objektivierte Geistreligion von einer Tragik des Lebens. Dem späteren Indien galt die Natur als Maya — damit war alle Erdspannung entwirklicht. Dem frühen Christentum, in Rußland heute noch lebendig, galten Tod und Leid „schon jetzt“ als überwunden, da jeder Christi Auferstehung für sich realisieren konnte. Aus anderer Konstellation heraus gab es auch für den Chinesen der großen Zeiten keine Tragik; dieser erlebte Natur und Geist, dank eigentümlicher Einstellung auf die Mitte zwischen beiden, als einheitlichen Zusammenhang und richtete sich mit suprema Lebenskunst in diesem wohnlich ein; jeden Drang über ihn hinaus schnitt er dadurch ab, daß er unbeantwortbare Fragen nicht stellte und unlösbare Konflikte nicht ernst nahm.¹ Doch überall, wo Geist in seinem schöpferischen Aspekten später bestimmte, ging eine Zeit tragischen Lebensgefühls voran. Die Überlieferung aller frühesten Zustände ist deshalb Heldengeschichte, und jede Heldenwelt ist eine tragische Welt par définition. Dieser Zeit wiederum ging aber allüberall eine Zeit bestimmender Traurigkeit voran, so wie sie heute Südamerika beherrscht.

Von hier aus verstehen wir, warum Geistigkeit nirgends mit Erkenntnisstreben angehoben hat. Intelligenz ist irdisches

¹ Die beste mir bekannte Darstellung dieser entscheidend wichtigen Seite des Chinesentums enthält der Vortrag Leonie von Ungern-Sternbergs „Chinesische Heiterkeit“, den sie auf der Tagung der Schule der Weisheit vom April 1930 hielt. Abgedruckt in der *Neuen Schweizer Rundschau* vom Juli 1931.

Lebensmittel, wie jede andere lebenserhaltende und -fördernde Funktion. Der Haut brasilianischer Frösche und Kröten eignen Fähigkeiten, welche die Möglichkeiten genialster Gehirnerfindung übertreffen. Die Organe der Tiefseefische stellen in Form lebendiger Organe Gleiches oder Ähnliches dar, wie viele der höchsten und subtilsten Errungenschaften der Technik. Es ist grundverkehrt, den erdzugekehrten Verstand als ein von anderen Mitteln, welche das Leben erfand, um sich zu behaupten, dem Wesen nach Verschiedenes zu beurteilen. Was nun das Verstehen betrifft, so bedeutet es ursprünglich vitale Entsprechung überhaupt; es ist gleichfalls kein wesentlich Geistiges. Wohl kann es Höchsta Ausdruck der Geistbestimmtheit werden, doch ein früher Ausdruck ihrer kann es schon darum nicht sein, weil es passiver Artung ist und deshalb über die Naturbestimmtheit praktisch nicht hinausführt. Wer da nach Wahrheit um der Wahrheit willen strebt, lebt freilich aus dem Geist. Doch dieses Problem konnte sich nicht früher stellen, als bis eine hohe Stufe der Durchgeistigung erreicht war. Solang Erkenntnis dem Leben dient, und nicht das Leben der Wahrheit, handelt es sich bei allem Wissen und Wissen-Wollen um nur -Biologisches.

Nachdem ich das Vorurteil der Auffassung, daß Geist ursprünglich Erkenntnis-Geist ist, als Vorurteil erkannt hatte, wurde mir zum Problem, wie es überhaupt zu jener Gleichung hatte kommen können. Auf dem Hintergrunde des Gebots der Lüge, welche die brasilianische Delicadeza setzt, wurde mir auch dieses klar. Sokrates erwuchs dadurch zum Vater der Wissenschaft, daß er den Verstand verantwortlich machte; damit setzte er das Primat des Logos gegenüber dem Leben. Doch die Wahrheitskultur, wie sie heute in Europa und Nordamerika herrscht, und die man besser Aufrichtigkeitskultur heißen sollte, wäre aus Sokratischem Geiste nimmer erblüht. Sie ist das Kind des Rittergelübdes, welches jedem, der da als vollwertiger Mensch gelten wollte, vorschrieb, sein gegebenes Wort zu halten und für jede Äußerung mit seinem Leben

einzustehen. Damit war die Lüge entwertet. Wagte es Wissenschaft später, über alle Grenzen hinauszustreben, so lag dies in physiologischem Zusammenhang daran, das alle Delicadeza-Motive zurückgedrängt wurden durch das Gebot, unter allen Umständen, und koste es das Leben, der eigenen Überzeugung treu zu sein. Wie mir das einfiel, da übersah ich den ganzen Zusammenhang. Wohl wäre es nicht richtig, zu behaupten, daß das Problem des Geistes sich zuvörderst praktisch, nicht theoretisch stellt. Dies aber nicht deswegen, weil die Praxis der Theorie etwa nicht vorangegangen wäre, sondern deshalb, weil Geist zu allererst ebenso problemlos da war und wirkte, wie alle übrige Wirklichkeit. Der Urausdruck des Geistes war die reine und unbefangene initiatorische Selbstbehauptung und Selbst-Durchsetzung dessen im Menschen, was nicht der Gana-Sphäre angehört. Dies aber ist der Mut.

Den Urausdruck persönlicher Bestimmtheit im Gegensatz zur Gana-Bindung mag man, in der Tat, den Ur-Mut heißen. Der Ur-Mut ist der Ur-Überwinder der Ur-Angst. Er ist der Meisterer des Ur-Hungers. Er zuerst hebt das Leben von der Ebene der Ur-Passivität auf die der persönlichen Initiative herauf. Mut ist das Unnatürliche schlechthin. Mut ist das schlechthin Unsinnige vom Standpunkt der Ur-Angst, denn diese fordert Sicherung des Lebens um jeden Preis, nicht Aussetzung der Gefahr. Mut fällt aber auch nie mit Ur-Hunger zusammen, denn sein ganzer Sinn ist Meisterung des Triebhaften. Selbstbeherrschung im Gegensatz zur self-indulgence ist sein Wesen. Im übrigen aber ist Mut etwas Reales und Positives im substanziellen Verstand. Nichts wirkt unmittelbarer auf alle Kreatur als er. Sein Eingreifen verschiebt alle vorherbestehenden Zusammenhänge, gibt allem Geschehen neuen Sinn und neue Richtung. Insofern ist Mut die magische Kraft par excellence. Und insofern diese nur persönlich durch ein Subjekt wirkt und mit dessen Dasein steht und fällt, ist Mut das Urbild geistiger Kraft überhaupt. Auch hier erweist die Sprache sich als wissender, denn alle spätere Philosophie. Das lateinische Wort *animus*

z. B. bedeutet zugleich Geist und Mut. Das vieltausendjährige Mißverständnis, an welchem wir heute so sehr krankten, daß manche die Rettung direkt von der Verleugnung des Geists erwarten, hat seine Hauptursache darin, daß Denker zuerst das Problem des Geistes stellten und die Anschauung der Mut-Verkörperer ihnen, den Kühlen und Bedächtigen, die Deutung nahelegte, daß jene Leidenschafts-Besessene seien. Einzig die Inder unter allen Völkern, deren Tradition noch lebendig fortlebt, sie, denen Wissen nicht Wahrnehmung sondern Inne-Werden¹ bedeutete, verfielen nicht dem Vorurteil des Intellekts. Geist war ihnen ein Zuständliches, dem es zur Vorherrschaft im Gesamtorganismus zu verhelfen galt. Dies nun gelänge, so meinten sie, nur mittels der Yoga, der Meisterung aller psychischen Kräfte. Yoga nun setzt Initiative und Konsequenz voraus, ja sie ist nichts anderes. Im Land der Yogis par excellence, in Tibet, wird denn Kasteiung zwecks Erlangung höherer Kräfte geradezu als edelster und gefährlichster aller Sports betrieben.² Im übrigen ist es nicht zu verwundern, daß nur wenige Völker das Ur-Wesen des Geistes richtig erfaßt haben: eben weil dieses Ur-Wesen der Mut ist, waren die geistigsten Menschen in der Regel keine Denker. Sie waren Tatmenschen und verwirklichten unbefangenen Geist, ohne sich um Theorie zu kümmern. Mut aber ist das Entscheidende auch beim im intellektuellen Verstande Geistigsten: genau soviel, als ein Mensch innerlich riskiert, genau soviel Überwindung des natürlichen Gefalles seiner Psyche er aufbringt, so viel „fällt ihm ein“ Nicht anders deutet das Christentum genau richtig das Verhältnis von Verdienst und Gnade. Und als Mut kann

¹ Diese Unterscheidung übernehme ich aus Heinrich Zimmers *Ewiges Indien*, Potsdam 1931, Müller & Kiepenheuer Verlag. Dieses kleine Buch empfehle ich als die konzentrierteste und verstehendste Darstellung der besonderen Voraussetzungen der indischen Weisheit, die mir begegnet ist.

² Man lese die hochinteressanten Bücher von Alexandra David-Neel *Initiations Lamaiques*, Paris 1930, Editions Adyar und *Mystiques et magiciens du Tibet*, Paris 1929, Plon. Es sind die meines Wissens bisher aufschlußreichsten Bücher über praktische Yoga.

sich Geist andererseits schon dort äußern, wo Vorstellungsvermögen kaum vorhanden und klare Zielsetzung physiologisch ausgeschlossen ist. Deswegen ist Mut unter allen Menschen dieser Erde die frühest gepriesene Tugend gewesen. Dies ist auch der Sinn des besonderen Mut-Kults der von Hause aus passiven und aus Empfindlichkeit zurückhaltenden Argentinier. Das reine „von-innen-heraus“ des Muts, sein „trotzdem!“ gegenüber aller natürlichen Übermacht bedeutet die Urbehauptung einer Wirklichkeit, welche nicht der Welt der Trägheit angehört. Wie mir dies ganz klar ward, da gewann mir die Geschichte einen neuen Sinn. Nicht tierische Wildheit war es, welche den Krieg zum Vater der historischen Dinge machte, sondern im Gegenteil der Wille zur Bändigung des Tiers. Mut setzt von sich aus die Technik der Disziplin. Und weil Völker- und Selbstüberwinder als Asketen einer Artung waren, weiß die früheste Menschheitserinnerung überall von gleichzeitig wirkenden Königen und Heiligen. Diese Geistesverkörperer gab es schon dazumal, als alles Wissen und Verstehen noch Spezialität des feigen und verlogenen Zwerges war.

Der Mut an sich ist blind. Tritt nun noch so dumpfes Bildbewußtsein hinzu, dann entsteht Religion als Gefühl der Bindung an etwas, welches weder der Gana noch der Außenwelt zugehört und deshalb unheimlich ist; was Rudolf Otto *numinosum* und *tremendum* heißt, ist tatsächlich das religiöse Urerlebnis. Nur ist nicht die Furcht vor dem Unheimlichen das Primäre, sondern der Mut, der ihm ins Angesicht zu schauen wagt; erst die undeutliche Spiegelung jenes Unbekannten, welches das Wunder des Muts ermöglicht, gebiert Furcht. So sehr jede ausgestaltete Religion von Angstmotiven durchsetzt sei — ihrem eigentlichen Sinne widerstreiten diese durchaus. Dieser Sinn besteht im Zusammenhang von Gott- und Selbstbehauptung, welche beide im gleichen Sinn von aller empirischen Wahrheit unabhängig sind. Solcher Mut zur Behauptung eines empirisch Ungewissen oder Unbewiesenen ist nun das, was man Glauben heißt.

Aus dieser einen kurzen Erwägung leuchtet ein, warum die Religion von Anbeginn an ein Reich des Glaubens und nicht des Wissens war und warum alle Akzentverlegung auf ihren Erkenntnisinhalt sie zerstört. Der Glaube wie der Mut ist ein reines von-innen-heraus, er ist *actus purus* im Gegensatz zu jeglicher Form von Re-Aktion. Der Glaube wie der Mut beruht auf der Bejahung der Unsicherheit. Das meint Miguel de Unamuno, wenn er schreibt, daß wahrhaft lebendiger Glaube vom Zweifel lebe und diesen nicht überwinde. Der mögliche Zweifel gehört einer anderen Dimension an als der Glaube, und die bloße Erkenntnis dessen erledigt jede Gleichung zwischen Wissen und Glaube als Widersinn. Überwindet Mut nun die elementare Ur-Angst, so überwindet Glaube die Angst, welche aus Vorstellung entsteht. Und zwar überwindet sie der Glaube mit entgegengesetzten Mitteln als es die natürlichen der Ur-Angst sind: nicht durch Sekuritäts-Schaffung, sondern durch Betonung der Autonomie des Geists, der als nicht Gana-mäßig von keinem Motiv der Gana berührt wird. Man darf das Gegensatzverhältnis von Wissen und Glauben geradezu in den folgenden Satz überspitzen: Religion ist das Reich des Glaubens nicht um der geglaubten Wahrheit, sondern um des Glaubensaktes willen. Sinn und Wert religiösen Glaubens liegen überall und immer in der Qualität des Glaubenden. Insofern ist der primordiale völlig blinde Glaube, für den sich die Frage der Erkenntnis überhaupt nicht stellt, ein religiös viel Tieferes als aller noch so lebendige buchstabenfromme Glaube, denn in letzterem spielt das Sicherungsmotiv schon eine so große Rolle, daß das eigentliche „Verdienst“ dabei verloren geht. Dieser primordiale blinde Glaube war von jeher und ist noch heute der besondere Glaube Spaniens, und darauf beruht dessen besondere spirituelle Tiefe. Wesentlich war Spaniens Glaube auch in seinen christlichen Zeiten ein Glaube an Nichts, ein Nadismus, wie ihn Miguel de Unamuno heißt. Doch es war ein desto stärkerer Glaube im Sinn des „daß“ Den echt religiösen Spanier beherrschte von jeher und beherrscht noch heute der

reine innere Drang des Geists in solcher Kraft und Reinheit, und zugleich in solcher Unabhängigkeit von Ziel und Gegenstand, daß man sein Leben ein reines Ausströmen sich selber unbewußter Phantasie heißen mag. Der religiöse Spanier verkörpert das Urbild des metaphysischen Abenteurers. Lebendigster Geist wirkt durch ihn durch, doch so sehr fehlt seinem Träger jeder Sicherungsdrang, daß er kaum überhaupt die Frage der Wahrheit stellt. Denn auch seinem Bekenntnis zu bestimmtestem Dogma fehlte jedes wissenschaftliche Motiv. Von der Erkenntnis her beurteilt, war auch der gläubigste Spanier von jeher Skeptiker. Er behauptete einfach, und diese seine Behauptung zwang er der Welt auf.

Daß späteren Zeiten der Gegenstand des Glaubens als Wesentliches galt, beruht auf Mißverstehen jenes Spiegelungsmechanismus, dank welchem der Mensch als ein scheinbar Vor-Gegebenes vorstellt, was ihn in Wahrheit von innen her treibt. Alle religiös begabten frühen Völker haben es besser gewußt. Wie leicht entstanden und vergingen in Indien Götter! Wie frei durften Hellas' Dichter Mythen erfinden! Wohl ist es letztlich nicht gleichgültig, woran einer glaubt, wenn er nur überhaupt glaubt. Doch dieses liegt nicht an der Erforderlichkeit des Zusammenstimmens von Vorstellung und äußerer Wahrheit, sondern daran, daß der Geist seinem Wesen nach sinnhaft ist. Auch wo der Mensch sich nur seines Muts bewußt ist, treibt ihn von innen her etwas, was nach außen projiziert als Sinnbild in die Erscheinung tritt. Insofern entspricht das äußere Bild innerer Wirklichkeit; insofern läßt sich vom geistigen Werte jenes auf die Entwicklung dieser schließen. Eben deshalb aber gilt hier nie der Maßstab wissenschaftlicher Kritik, sondern einzig der wahrhaftiger Entsprechung. Dort, wo nur erster blinder Ur-Mut als Äußerungsmittel vorliegt, drückt sich der innere Sinn entsprechend als blindes Abenteurertum aus. Beim ersten sich-Entringen schauenden Geistbewußtseins aus der Gana sind die Bilder Kreuzungsprodukte von Gana und Geist; daher ihr meistens Schauerliches, in jedem Fall aller Oberweltsnorm

Widerstreitendes; man gedenke mehr noch als der vielarmigen und -brüstigen Divinitäten Indiens der entsetzlichen Götter Mexikos. Noch das Sinnbild des sterbenden Gottes gehört dieser hybriden Sphäre an. Kein Wunder, daß gerade dieses Unbegreifliche und Erschreckende den sich erhellenden Verstand zur Deutung reizt und so Religion immer mehr zur Theologie, zuletzt zur Wissenschaft wird.

Der Glaube und nicht Wissen und nicht Verstehen ist sonach Erstausdruck autonomer Geistigkeit, sobald die Stadien des reinen Mutes und des blinden tragischen Lebensgefühles überschritten sind. Der Glaube geht schon deswegen allem dem, was wir heute vorzugsweise geistig heißen, voran, weil sein Körper der emotionalen und nicht der rationalen Ordnung angehört, und die Entwicklung jener der Ausbildung dieser vorgeht. Letztlich aber bleibt geistiges Leben auf allen Stufen wesentlich Glauben; deswegen ist Religion nicht nur das erste, sondern auch das letzte Wort der Geistigkeit. Ist das Gana-Leben ein Gedrängt-Werden, ein Gelebt-Werden durch die Unterwelt, so ist geistiges Leben Behauptung der Autonomie eines Subjekts und dessen Ausstrahlung von innen heraus. Deswegen ist geistiges Leben letztlich niemals Deutung, d. h. ein Sekundäres, sondern primäres Sinngedenken. Daß Wissenschaft nur nachdenken und deuten kann, wo Religion behauptet, beweist die ursprüngliche Ungeistigkeit jener. Alles geistige Leben ist letztinstanzliche Selbstbehauptung eines eigentümlichen Seins. So beruht alle Geistigkeit letztlich auf Überwindung der Natur-Wahrheit durch geistig-innerliche Wahrheit; auf Einbeziehung fremder in eine eigene Welt oder auf Aufoktroyierung dieser auf das Fremde. Dies ist der Sinn aller Kultur. Dies ist der einzig haltbare allgemeine Sinn alles geistbestimmten Lebens. Dieses ist insofern immer dogmatisch und nicht kritisch. Und stellt man von hier aus die Wahrheitsfrage, so lautet die Antwort: die Wahrheit erweist sich darin, daß wahr wird, was vorher nicht wahr war. Wer vertraut, der schafft Vertrauen. Wer da glaubt, verändert die Wirklichkeit. Niemals

wird Wissen den Glauben überwinden. Was die wachsende Aufhellung des verstehenden Bewußtseins im Guten bedingt und ermöglicht, ist einzig dies, daß aus blindem Glauben langsam sehender Glaube wird. Mit dem Glauben als solchen steht und fällt der lebendige Geist.

Wenden wir uns von hier aus zum eigentlichen Thema dieser Meditation zurück. Zuerst war die schwebende Traurigkeit. Aus dieser erwuchs das tragische Lebensgefühl. Jetzt sind wir in der Lage zu verstehen, inwiefern das letzte und höchste Stadium die Freude ist. Freudigkeit ist in dieser Welt, so wie sie einmal ist, wenn man sie so sieht und erlebt, wie sie tatsächlich ist, dem Menschen dann erst möglich, wenn Geist letztbestimmend geworden ist in ihm und er sich mit dessen Normen und Zielen identifiziert. Dies aber setzt voraus, daß das passive Ich gesprengt ward oder sich auflöste. Der in passiver Einstellung Ich-überbetonte ist der unselige Mensch. Die Sprengung oder Auflösung des passiven Ich gelingt aber andererseits nur vom übermächtig gewordenen Geiste her. Vom Geiste her, welcher reine Initiative und deshalb unbindbar durch die träge Gana ist. Wer nun wahrhaftig durchgeistet ward, der ist erlöst. In der Tat: wer die Ur-Angst, wer den Sicherungstrieb in sich überwand, wer den Ur-Hunger in sich disziplinierte, wer an nichts mehr haftet und durch den Sieg innerer Freiheit über die Verfallenheit diese aufhob — welche Hölle sollte den noch festhalten? Der ist *ipso facto* aus jeder Hölle heraus; was da noch äußerlich wie Hölle aussieht, ist Fegefeuer. Und je mehr dieses Feuer ihn läutert, desto mehr verwandelt sich, ganz von selbst, das Leid in Freude. Am Ende winkt vollkommene Seligkeit.

Es ist möglich, daß ich in Südamerika mehr Traurigkeit und Leid hineingesehen habe, als dort tatsächlich lebt. Doch was bedeuten alle Tatsachen der Welt gegenüber dem Sinnbild, welches Eigenstes zum Leben weckt? Mir wurde drüben klar, wie viel meiner früheren Freudigkeit auf Überschichtung beruht hatte; oder auf nicht-Sehen-Wollen der Wirklichkeit, wie sie ist. Wäre ich nicht in jene fernen Breiten gezogen und gezogen wor-

den, vielleicht wäre ich nie auf den Pfad zu der letzten Freudigkeit gelangt, auf welchem ich seither wandle. Und wäre ich dort von meiner eigenen Welt nicht abgeschieden gewesen, so daß ich mich mit der meinem Bewußtsein völlig fremden Welt, die mich bedrängte, auseinandersetzen mußte, ich hätte schwerlich verstanden, daß es der Hingabe gerade dazu bedarf, um zur letzten Selbstbestimmung zu gelangen. Der Weg über das Ur-Leid hinaus führt nicht direkt zur Leid-Überlegenheit. Die erste Etappe von der Traurigkeit der Kreatur zur Seligkeit der Vereinigung mit dem schöpferischen Geist besteht in der Umkehr von der Angst vor dem Leiden in den Mut zum Leiden. Aller Weg zur Freude führt durch das auf sich genommene bejahte Leid hindurch.

Die religiöse Überlieferung aller Zeiten behält recht. Die Ergebnisse unserer letzten Meditation erteilen auch aller Geschichte, wie sie tatsächlich verlaufen ist, Sinn. Mut und Glaube sind die ersten geistbedingten Kräfte. Wird geistige Wirklichkeit alleinbestimmend, dann ist die Gana-Welt diszipliniert, die Unterwelt in Bahnen festgehalten, wo sie dem Geistig-Guten dient, und die Hölle damit besiegt oder zerstört. Dies bedeutet das Sinnbild des Python-tötenden Apoll. Dies bedeutet das Sinnbild vom Christus, welcher der Schlange den Kopf zertritt. In Südamerika ist es bisher an einem Ort allein zum Mitbestimmen echt-metaphysischen Bewußtseins gekommen: in Mexiko. Dementsprechend ist die mexikanische *tristeza* die einzige, welche tragisches Lebensgefühl zur Komponente hat. Doch Erdteilcharakteristischer Weise ist dort das Sinnbild der *religio* an ein Jenseits ganz anders, als irgendwo sonst auf Erden. Es ist die gefiederte Schlange. Das Tier, das auf dem Bauche kriecht und Erde ißt, will auffliegen. Das kann sie aber nur zu kurzem Flug. So gleicht die südamerikanische Spiritualität als Allgemeinerscheinung bis heute dem Lasso, welcher, ausgeworfen, platt auf die Erde zurückfällt, oder der Anaconda, welche blitzschnell hinausschnellt, um alsobald in brütende Apathie zurückzusinken.

ELFTE MEDITATION

DER EINBRUCH DES GEISTES

Wie eines Abends, während der langen Fahrt längs der chilenischen Küste, deren Steinwüste die trostloseste ist, die es auf Erden gibt, das biblische Motiv vom Uranfang, da die „Erde wüste und leer“ war, wieder einmal in mir anklang, ging mir urplötzlich der Sinn des Schöpfungsmythos auf. Es ist unmöglich, sich der Uranfänge zu erinnern. Der Mythos von der Wertschöpfung betrifft den Beginn der Erinnerung. Deswegen setzt er mit Recht als erstes das Gebot „es werde Licht“ Vorher war vieles schon lange, vielleicht schon immer da. Nur war es finster und blind und vom Finsternen und Blinden gibt es kein Gedächtnis. Lang vorher war auch das Leben da. Allein es stellten sich keine Fragen. Die Frage nach dem Ursprung, nach der ersten Ursache konnte sich erstmalig in dem Augenblicke stellen, da es Licht ward.

Und Licht zwar im Inneren des Menschen. Es war nicht das Licht der Sonne. Sinngerecht berichtet die Bibel, daß Gott der Herr Sonne und Mond erst nach dem Licht erschuf. Es war das innere Licht, welches aus sich heraus, aus eigenem Vermögen und eigenem Rechte Bilder schafft. Und die ersten Bilder waren die der Erinnerung. Die Schöpfungsgeschichte begann nicht mit dem Erwachen von Bewußtsein. Bewußtsein gab es früh schon im Rudiment-Verstande subjektiver Affiziertheit überhaupt. Doch Bewußtsein ist nicht ursprünglich und nicht notwendig mit der Licht-Vorstellung verknüpft. Empfindungen und Gefühle sind blind, Schmerz ist dumpf, der aufregendsten Lust fehlt von sich aus jede Belichtung. Was im primordialen Erleben den Anschein von Stetigkeit hat und auf Zusammenhang und Überschau zu schließen nahelegt, bedeutet nicht mehr als direkte

Affiziertheit von Ereignissen, deren Umfang mehr als einen mathematischen Punkt umfaßt. Das ganze Gana-, das ganze Delicadeza-Leben und alle emotionale Ordnung mag so im Erleben ein Echo finden und dennoch jeglicher Belichtung ermangeln. Und was im primordialen Erleben Erinnerung scheint, ist lediglich das, was die Wissenschaft „Mneme“ heißt und schon dem Toten eignet: das Gedächtnis als Wiederholungsmechanismus nach Art der Grammophonplatte oder aber nach Art der Übung. Doch bekanntlich eignet den Menschen, deren Leben am meisten Wiederholung ist, am wenigsten Gedächtnis. Zwischen jeden zwei Gana-Melodien liegt Vergessen. Erst der Zusammenhang im Vorstellungsbilde ist belichtet. Andererseits schafft erst Belichtung Zusammenhang überhaupt. Ohne vorausgesetzten Zusammenhang aber stellen sich keine Fragen. Deswegen begann die Weltschöpfung nicht mit dem Bewußtsein, sondern dem Erinnern. Tief bedeutsamer Weise ist das griechische Ur-Wort für Wahrheit *A-letheia*, die Unvergeßliche.

Kosmogonien sind nie aus der Frage nach der Ursache heraus entstanden. Sie stellt erst reifer Verstand. Neugierde, die mit der ersten Erhellung der Begierde überhaupt erwacht, begnügt sich mit nächstliegender Erklärung; sie ist nicht mehr als ein nur wenig verlängerter Tastsinn. Über die erste Neubegier hinaus war das erste „Warum“ kein anderes als das Warum der Kinder: diese fragen aus Lust am Fragen, und befriedigt keine Antwort sie, so ist's, weil sie immer weiter Frage spielen wollen. Doch lange vor allen neugierigen Fragen gab es den Mythos als Ur-Erinnerung. Der meines Wissens erdgemäße Mythos vom Uranfang ist derjenige der Pueblo-Indianer, insofern er gar keine Fragen beantwortet. Die Menschen lebten zuerst in einer finsternen unterirdischen Höhle. Über sich ahnten sie Licht. Da sie zu ihm nicht hinankonnten, schufen sie einen Baum, um über dessen Krone hinweg über das Dunkel hinauszugelangen. Doch auch die Krone verblieb im Finsternen. Da schufen sie von der Krone her einen zweiten

Baum, und so mehrere Male fort. Dann erst erblickten sie über sich das Firmament. Tatsächlich war die Schöpfungsnacht da vor dem Schöpfungstag und der Schlaf da vor allem Wachen. Niemand vermag zu sagen, wo und ob irgendwo Lebendiges in schlechthin Unlebendiges übergeht, und ob es letzteres gibt. Von der Empfindlichkeit her, diesem einzigen äußeren Symptome innerer Berührtheit, ist die Grenze möglichen und wirklichen Er-Lebens so schwer zu bestimmen, daß niemand jemals feststellen wird, ob nicht auch alles anscheinend Tote Empfindung kennt. Beschleunigt man kinematographisch aufgenommenes Pflanzenleben so, wie die Zeitlupe Bewegung verlangsammt, so unterscheidet sich sein Ablauf nur wenig von dem des körperlichen Menschenlebens; umgekehrt kann dieses durch Verlangsamung seiner Prozesse nahezu in den Pflanzenzustand übergeleitet werden. So mag es bis zur proté Hyle weitergehen. Doch von dieser Vorgeschichte gibt es keine Erinnerung, und deshalb weiß kein Schöpfungsmythos von ihr. Aller Schöpfungsmythos betrifft den Augenblick, da dank dem Einbruch eines vorher nicht Dagewesenen und von allem ehemem Erlebten Wesensverschiedenen das Vorhandene geschaut ward. Es trat die Einbildungskraft als verwandelnde Kraft in das Weltgeschehen ein. Dem physischen Sehen vermählte sich das geistige. Damit erst war die Ur-Blindheit des Lebens überwunden. Plato lehrte, nicht die Augen sehen, sondern wir sehen mittels der Augen: im Anfang gab es nur Augen, keine Seher. Erst mit dem Hinzutreten der Vorstellungskraft wurde die Welt zu dem, als was wir denkende Menschen sie erleben. Fortan stellten sich Fragen. Nun wurde Zusammenhang gefordert und vorausgesetzt. Nun mußte und sollte es Ursachen und Ziele geben. Beim Aufleuchten des inneren Lichtes handelte es sich, von der Erde her gesehen, um einen gewaltsam-gewaltigen Einbruch. Es war die ungeheuerste aller Naturkatastrophen. Schon deswegen reicht alle Erinnerung bis zu ihr zurück, und damit bis zur Welt-schöpfung. Denn bevor die Frage nach ihr gestellt ward, hat es keine gegeben.

Im Anfang war die Erinnerung. Sintemalen das Licht des Geistes zuerst das dichte Gewebe der Gana durchleuchtete, vermochte es nicht mehr, als Vorhandenes zu erhellen. Das ist der wahre Sinn von Platos Mythos von der Anamnesis. So sind Völker und Einzelne noch heute desto gedächtnistreuer und nachahmungsbegabter, je näher sie der Ur-Blindheit stehen. Die Imitativität der Südamerikaner ist ebenso groß, wie ihr Mangel an Vorstellungsvermögen und Einbildungskraft. Und das erste selbständige Vorstellungsvermögen äußert sich nicht so, daß der Mensch freiwillig vorstellen kann, sondern daß Bilder als massive Wirklichkeiten vor ihm stehen. Der Primitive hat keine Imagination, sondern sie hat ihn. Dieser Projektionsmechanismus erklärt die Ur-Identifizierung des inneren Lichtes mit der Sonne. Gleichsinnig fällt primitives Selbstbewußtsein noch heute mit dem „Ansehen“ seitens anderer zusammen. Und doch war und ist schon das erste Produkt innerer Schau wesentlich nicht Nach-Bild, sondern Vor-Bild; nichtsdestoweniger ist schon die erste Erinnerung Imagination. Nur war und ist alle früheste Schöpferkraft schwach gegenüber den Kräften und Gesetzen der Materie, der sie sich einbildet. Zuvörderst vermag der Geist nur zu antworten und zu folgen. Die erste Originalität war die des Nacheiferers, welcher sich mit seinem Vorbilde identifiziert und seine Einzigkeit dadurch beweist, daß er unwillkürlich alles ein wenig anders macht, als sein Meister; das erste „Eigene“ äußerte sich im Körper mnemischer Wiederholungsmechanismen. So scheint früheste Erinnerung mit dem äußeren Eindruck zu verschwimmen. In Wahrheit gibt es zwischen beiden keinen Übergang. In Wahrheit scheidet eine unüberbrückbare Kluft Vorstellung und Eindruck, so sehr jene von diesem gespeist werde und so oft jene diesen als unbewußt mitwirkendes Vorurteil mitbedinge. Denn innere und äußere Bilder gehören verschiedenen Daseinsebenen und verschiedenen Dimensionen an. Noch heute gibt es zwei wesensverschiedene Arten von Malern. Die einen hängen durchaus vom Modell ab; kaum können sie den Blick von ihm abwenden, um zu malen.

Andere vermögen nur rein von innen heraus zu schaffen. Mir geht es so, daß ich ein vor Jahrzehnten gesehenes Gesicht oft ohne weiteres in künstlerischer Verwandlung wiedergeben kann, während ich nicht allein unfähig erscheine, einen mir sitzenden Menschen befriedigend zu konterfeien, sondern desto schärfere innere Bilder habe, je mehr Zeit mich von dem äußeren Eindruck trennt.

Als bestimmtes Erlebnis ist jedes Bild natürlich ein Spiegelungsphänomen. Und da sich Äußerliches und Innerliches im Spiegel des Bewußtseins berühren und verschmelzen, und beide zusammen das urtümliche Erleben ausmachen, so ist im Einzelfalle selten klar zu erkennen, was Vor- oder Nach- oder Abbild ist. Doch wesentlich kommt es darauf nicht an. Wir müssen von der Fragestellung ausgehen, daß im Anfang die Finsternis war und die Blindheit und die Zusammenhangslosigkeit. Das innere Licht brach aus anderer Sphäre in diese hinein. Dann erst konnte es Zusammenschau und innere Bilder geben. Die sogenannten Ur-Bilder, welche Tiefenpsychologie heraufholt, sind kein wahrhaft Urtümliches: sie sind die ersten Produkte der Geist-Belichtung des Urtümlichen, welches für sich finster und blind ist. Daher das Geistwidrige dieser Bilder. Sie spiegeln belichtete Gana; im Anfang beleuchtet der Geist nur, er verwandelt nicht. Und da das Gana-Leben von völlig anderen Gesetzen regiert wird, als das Geistige, so versteht sich das Anti-Rationale und Befremdliche, Absurde und Phantastische der frühesten Bilder von selbst. Erstaunlich ist allein, daß es nicht nur in frühen, sondern auch noch in späten intellektualisierten Zuständen bewährte Traum- und Urbild-Deuter gibt. Dies beweist, wie nahe die Schicht des dritten Schöpfungstags noch dem durchgeistigsten Bewußtsein liegt.

Von hier aus können wir den Sinn des Mythos: „Im Anfang war das Wort“ verstehen. Das war der Mythos vom Geist in seinem intellektuellen Aspekt, dessen Schöpfer nach Art aller Spezialisten die Bedeutung der Sondererscheinung gegenüber dem allgemeinen Sinne überbetonten. Es hätte heißen sollen:

im Anfang war das Bild. Das Wort ist nur ein Sonderausdruck des Bildes. Das Ur-Bild war nicht Ab-Bild sondern Sinn-Bild. Es gibt keine Vorstellung im Unterschied vom Eindruck, die nicht in erster Linie Sinnbild wäre. Hiermit wären wir zur exakten Bestimmung dessen gelangt, was Geist von aller Natur scheidet und was bedingt, daß jener als Einbrecher oder als *deus ex machina* — je nachdem wie man es ansieht — in diese eintrat und nicht bloß als neue Qualität unter anderen. Geist ist in allen seinen Aspekten primär „Sinn“; er gehört im gleichen Verstand einer anderen Sphäre an, als alle Natur, wie dies die Bedeutung eines Gedankens tut gegenüber den Buchstaben, welche ihn ausdrücken. Insofern liegt im Sinnvollen des Geistgeborenen oder Geistbedingten überhaupt kein besonderes Problem und es beruht einzig auf dem professionellen Vorurteil der „Denker“, daß Sinn-Geben nur Nach-Deuten sein könne, wenn sie über das Bedeutende der Träume und den Tiefsinn der Sprache staunen. Die Bilder des Traumes, soweit sie von innen heraus entstehen, können gar nicht anders als „bedeutend“ sein; denn auf dem Gebiet des Geistes gilt der Satz: der Sinn schafft den Tatbestand und nicht umgekehrt. Und so muß die Sprache als Erstausdruck geistigen Inne-Werdens tief-sinniger sein als alle dem Nach-Denken entsprossene Theorie. Von hier wird denn ganz klar, inwiefern innere Bilder und Eindrücke inkommensurabel sind, so oft sie im äußeren Ausdruck verschwimmen: jene drücken primär Sinn aus; diese sind für den Menschen letzte Instanzen. Und von hier aus wird ferner klar, warum das „es werde Licht“ der Schöpfung sich gerade auf die Erinnerung bezieht. Am genauesten gäbe den Ur-Vorgang des Welt-Inne-Werdens das deutsche Ur-Wort Be-Sinnung wieder, denn dieses enthält die drei Komponenten Erinnerung, Zusammenschau und Sinngebung. Aber da Epimetheus überall da war vor Prometheus, d. h. das Nach-Denken vor dem Voraus-Denken, so war die erste Zusammenschau notwendig rückblickend. Noch heute trauen ja die meisten nur dem Historiker und nicht dem Propheten, obgleich dieser allemal mehr weiß,

und obgleich sein Wissen, als ein unmittelbares Inne-Sein, gewisser ist als das von jenem nur erschlossene.

So war denn im Anfang das Sinn-Bild; ein gegenüber allen Eindrücken Fremdes und Befremdliches. Kein Wunder daher, daß alle Sprache erstes Wissen um den Zusammenhang der Welt „Offenbarung“ heißt: der Ausdruck impliziert, daß der betreffende Bild-Zusammenhang ursprünglich nicht in der Natur enthalten war. Und ebensowenig verwunderlich ist, daß das Wort ursprünglich Ausdruck des Geheimnisses und nicht des Klargest gewordenen war, denn gerade im Anfang trat sein Sinnbild-Charakter am reinsten zu Tage. Dementsprechend war im Anfang das Wort als Rune, als Ideogramm oder als Mantram, mithin als Sinnbild; es war nicht das Wort als Nachbild und Orientierungsinstrument, und schon gar nicht das Wort als Verdauungsmittel der Welt als Speise für den Intellekt, welches letzteres von allen wissenschaftlichen Begriffen gilt. Gleichsinnig war alle früheste Schrift Bilderschrift und erfordert ihr bloßes Lesen mehr Geist-Konzentration, als das Verstehen wissenschaftlicher Theorie. Der Fortschritt, welchen das wachsende Abstraktionsvermögen verkörpert, liegt einzig und allein auf der Linie des Spezialistentums. Die französische Sprache wird gleichzeitig immer klarer und immer ärmer, als die spanische und deutsche, je mehr Jahrhunderte hingehen. Ihre Neigung, das Allgemeine für wichtiger zu halten als das Besondere, läßt fortschreitend mehr konkrete Bezeichnungen überflüssig erscheinen. Das ist kein Vorzug: die wachsende Eindeutigkeit ihrer Begriffe macht es ihr immer schwerer, das sinnentsprechend auszudrücken, was wesentlich vieldeutig ist oder in ähnlichem Sinn aus vielen Bestandteilen besteht, wie ein Ton bestimmter Klangfarbe aus verschiedenen Ober-, Mittel- und Untertönen. Und so liegt die ideale Grenze des Abstraktionsprozesses überhaupt nicht in der vollkommenen Geistspiegelung der Wirklichkeit, wie sie erlebnismäßig ist, sondern im vollständigen Absehen von dieser zugunsten der Elemente, welche rein mathematischer Behandlung fähig sind; diese gehören aber gerade nicht der Dimension des

Sinnes d. h. dessen an, worum allein es verstehen-wollendem Geist zu tun ist. So würde der vollständigst denkbare wissenschaftliche Weltbegriff das Weltall weniger erschöpfen, als es der primitivste Mythos tut, denn das gerade schlösse er aus, was das Ziel geistigen Wahrheitsstrebens ist. Daß die Dinge so liegen, erweist die eine kurze Erwägung, daß Weltbegriffe, als je „richtiger“ sie sich erweisen, desto unverständlicher und unbefriedigender werden; sie führen geradezu vom Licht dem Dunkel und nicht vom Dunkel dem Lichte zu. Die Wissenschaft entstand aus Gewißheitsbedürfnis; sie soll exakt sein; ihre Gesetze sollen unbedingt gelten. Heute nun löst sich alles ehemals Bestimmte immer mehr ins Ungefähr auf. Das begann mit der exaktesten aller Wissenschaften, der Mathematik. Ein höherer Mathematiker wäre fähig, einem normalen Menschen auf die Frage, wieviel zweimal zwei ausmacht, zu erwidern: in erster Annäherung dreizehn. Von Notwendigkeit und Zwangsläufigkeit ist nur mehr im Verstand besonderer Zuständlichkeiten die Rede; Naturgesetze gelten nur noch insoweit, als sie denen der großen Zahlen und der Statistik entsprechen. Die Relativitätstheorie erledigt jedes einfürallemalige und eindeutige Bezugszentrum. Materie gibt es nicht mehr; doch auch daß es spezifisch Psychisches gibt, kann Wissenschaft nicht mehr fest behaupten, denn überall kann sie, die vom Qualitativen absieht, Übergänge feststellen.¹

Diese eine Überlegung erweist, daß sogar das geistige Wahrheitsideal nicht in der Richtung wissenschaftlichen Abstrahierens liegt. Und man wähne ja nicht, daß das Behauptete von der philosophischen Phänomenologie der Husserl und Heidegger nicht gälte. Wohl ist diese Philosophie als bloße Richtung

¹ Ich möchte zur klaren Orientierung über diesen schicksalsmäßigen Zug der Wissenschaft vor allem und beinahe einzig und allein die Schriften Bertrand Russells empfehlen. Russell hat drei Vorzüge: erstens ist er der schärfste Logiker dieser Zeit, zweitens der durch Tradition am wenigsten voreingenommene Denker; endlich ohne jedes Organ für „Erleben“, weshalb seine Erkenntnisse wirklich „rein“ sind.

richtig eingestellt: sie zielt auf den konkreten Sinn; ihr Universales ist ein Konkretes d. h. erlebnismäßig Wirkliches, insofern Hegels konkretem Universalen ähnlich — so wenig Hegel und Husserl sonst miteinander gemein haben. Doch auch die Phänomenologie sieht im Ergebnis denkerischer Abstraktion das Ziel, und jede solche Abstraktion, mag sie im übrigen noch so fehlerfrei geübt werden, verdürrt die Wirklichkeit. So wäre eine Lehre vom Sinn, welche der größte Phänomenolog (im Verstand der genannten deutschen Schule) aufstellte, am Maßstab des Welt-Verstehens gemessen, ein ebenso Überflüssiges, wie es irgend eine unverständliche Gleichung vom Standpunkt konkreten Erlebens ist. So sind die frühesten Philosophien, im Vergleich mit späten, gerade darum die tieferen und sinnreicheren, weil sich geringere Abstraktionstechnik in ihnen äußert. Die Metaphysisches betreffenden Begriffe Alt-Indiens sind keine Produkte deuterischer Zurückführung, sondern Sinnbilder für erlebte Zustände. Im höchsten Grade gilt gleiches von den wenigen Ur-Begriffen Alt-Chinas: diese schließen wesentlich nicht aus, wie es wissenschaftliche Begriffe tun, sondern sie schließen ein. Das ist, weil sie reine Sinn-Bilder sind. Sie definieren nicht, sondern sie bedeuten. Praktisch aber informieren sie nicht über Gegebenes, sondern sie evozieren persönliches Verstehen.

F Faust zweifelte eine Weile, ob er das johanneische „im Anfang war das Wort“ nicht durch „im Anfang war der Sinn“ ersetzen sollte. Und er tat recht, letztere Fassung zu verwerfen. Wissenschaftlich haltbare Theodizeen kann es nicht geben, denn keine Frage nach Ursache und Ursprung führt über engumgrenzten Erkenntnisraum hinaus. Vor allem aber haben Schöpfungsmythen nur Sinn von der Erde her gesehen. Denn Schöpfungsmythen bedeuten nicht Erklärung, sondern erste Erinnerung, und Erinnerung gibt es nur von Phänomenen. Nur sie entstehen und vergehen in dem absoluten Verstand, wie sich ereignen muß, damit von Schöpfung und Geburt die Rede sein könne. „Sinn“ nun ist niemals Phänomen; er verhält sich zum

Erscheinenden grundsätzlich so, wie die Bedeutung eines Gedankens zu den Buchstaben, welche ihn ausdrücken. Deswegen konnte die erste Erinnerung vom Einbruch des Geists nur dessen Ur-Erscheinung festhalten. Die aber war das Bild. Als inneres Bild brach Geist als Novum in die Schöpfung ein.

Zwischen dieser Qualität und anderen gibt es keinen Übergang. Aber es gibt überhaupt keine Übergänge zwischen Qualitäten als solchen, und von der Anerkennung dieser Tatsache her allein ist Welt-Verstehen möglich. Es gibt keinen Übergang vom Nicht-Geist zum Geist. Es gibt auch keinen Übergang vom Leblosen zur niedersten Lebenserscheinung. Wissenschaftliche Abstraktion glaubt mehr und mehr das Gegenteil behaupten zu dürfen. Nicht nur in seinen Urelementen, auch in den Formen und Wegen seines Seins und Werdens scheint das uns zugängliche Weltall in hohem Grade einheitlich. So sieht man, nachdem Mathematik und Sprache, die doch so völlig Verschiedenes sagen oder sagen können, schon lange auf eine Ur-Logik zurückgeführt wurden, neuerdings Bestrebungen am Werk, auf Grund der Tatsache, daß das qualitativ Verschiedene in der Natur, vom Blickpunkt der Wissenschaft betrachtet, auf verschiedener Anordnung des Gleichen beruht, alle Wirklichkeit auf Ordnungsprinzipien zurückzuführen, womit denn freilich der Unterschied von Geist und Materie verschwämme. Mit geringerer Vergewaltigung der erlebten Wirklichkeit ließe sich sämtliches Geschehen auf den Generalnenner eines Assoziationsgesetzes bringen. Dieses (freilich recht unbestimmte) Gesetz, das bisher nur für Ideen und Vorstellungen anerkannte Geltung hat, beherrscht nämlich die Grunderscheinungsformen des Geistigen, Seelischen, Lebendigen und Toten. Nicht nur Erinnerung, auch Liebe, auch Vererbung beruht auf Assoziation; nicht nur der Präzedenzfall, dessen anerkannte Bedeutung die Grundlage aller möglichen Jurisprudenz ist, sondern auch elektrische Spannung, Gravitation und chemische Affinität. Die ganze Gana-Welt und alle emotionale Ordnung hängt assoziativ zusammen. Und das Unlebendige bildet hie und da organisches Geschehen bis ins Ein-

zelle vor. Es genüge der Hinweis auf das eine Beispiel, daß Glycerin bisher nur einmal, in einem Faß in Moskau, spontan kristallisierte, daß seither aber durch Befruchtung mittels der Abkömmlinge dieser Kristalle überall Glycerinkristalle zu züchten sind, welche sonst nie wieder erstehen. Doch die Wirklichkeit der Welt steht und fällt gerade mit der unzurückführbaren Verschiedenheit der Qualitäten, und diese Wirklichkeit allein geht uns Erlebende an. Es war verständlich, daß ein Pythagoras in seiner Entdecker-Leichtfertigkeit in der Zahl nicht nur eben den quantitativen Aspekt äußerer Wirklichkeit, sondern das Wesen aller Wirklichkeit erkennen wollte. Heute sollte und könnte jedermann es wissen, daß das Formale nie das Wesen betrifft, daß der Weg des Zustandekommens über den Sinn des Geschehenen nichts aussagt, und daß wahre Erkenntnis nicht mit der Zurückführung auf ein Allgemeines, sondern mit der richtigen Bestimmung des Einzigkeitscharakters des Einigen beginnt.

Soviel gilt allgemein. Im Fall der Verschiedenheit zwischen dem, was geistig und dem, was nicht geistig ist, fehlt nun aber jede Kommensurabilität, weswegen der bloße Versuch, das Geistige im Zusammenhang der Natur zu begreifen, eine Absurdität darstellt. Denn die Welt des Sinnes ist eine rein innerliche, eine wesentlich innerliche. Sie existiert nur in bezug auf erlebende Subjekte. Und dies gilt nicht etwa nur in dem äußerlichen Verstand, der für alles Erfahrbare gilt, daß für den, welcher nichts bemerkt, nichts da ist, sondern in dem, daß der reale und für sich bestehende Zusammenhang der geistigen Welt, vom Bewußtsein her geurteilt, in der Dimension des Subjektiven und Transsubjektiven, und nicht in der des Objektiven und Objektivierbaren liegt. Wie inneres Bild und Schau unlöslich zusammenhängen, so tun es Sinn und Verstehen, Güte und guter Wille, Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Ohne entsprechenden inneren Akt ist Geistiges nicht da. Will man durchaus ein zusammenhängendes Weltbild, welches Geist und Nicht-Geist einschliesse, konstruieren, dann gibt es nur ein nicht un-

bedingt falsches Bild: dem äußerlich-natürlichen Kosmos wäre in der Dimension der reinen Intensität, im rechten Winkel gleichsam zu derjenigen der Extension, ein rein innerlicher Sinnes-Kosmos eingebildet. Doch selbst die spirituellste Religion behauptet nicht, daß diese Einbildung vollbracht sei: sie wird nur als Sinn und Ziel der Schöpfung hingestellt. Und bis heute jedenfalls kann von einer totalen Be-Sinnung der Welt keine Rede sein. Sogar der Mensch erscheint in nur sehr geringem Grad durchgeistigt. Eine durch keine Erfahrung zu rechtfertigende *petitio principii* liegt darin, aller Wirklichkeit Geist als Seinsgrund zugrunde zu legen. Wollen wir wahrhaftig und ehrlich sein und bleiben, dann müssen wir uns dabei bescheiden, daß es Erscheinungen gibt, die einen geistigen Hintergrund haben, insofern ihr Seinsgrund „Sinn“ ist, und andere, von denen dies nicht gilt.

Überhaupt sollten die Zeiten eines vorausgesetzten Monismus endlich um sein. Die Einheitsforderung kann vernünftigerweise, sobald anderes als Geistiges in Frage steht, ausschließlich auf die *ratio cognoscendi* gehen, denn nichts, aber auch gar nichts berechtigt uns dazu, dem Einheitlichen in der Natur größere Bedeutung beizumessen als der Vielfalt. Aus diesem Grunde geht es auch nicht an, den Unterschied zwischen Geist und Leben zu verwischen. Ich selbst habe an vielen Stellen gezeigt (in gemeinverständlichster Zusammenfassung im Schlußkapitel „Spiritualität“ von *Amerika*), daß das Leben im Unterschied von dem, was wir leblos heißen, nur vom „Sinne“ her zu begreifen ist; von der Einzelzelle an, welche nur von der Rolle her, die sie im Gesamtkörper spielt, zu verstehen ist, bis zu den geistigsten historischen Gestaltungen. Und zweifellos gehört alles Lebendige insofern mit allem Geistigen einer Ordnung an. Dies gilt auch insofern, als alles Lebendige in der Dimension des Subjektes autonom ist und daß ein subjektiv-Innerliches das Leben zum Leben macht. Doch unsere Betrachtungen über Gana, Delicadeza und emotionale Ordnung erwiesen, daß sogar im Fall des Menschenlebens tiefste Schichten und weiteste

Sphären nicht Geist-bestimmt sind, sofern das Wort Geist einen gegenständlichen Inhalt haben soll. Sinnhaft ist auch dieses Leben, aber vom Standpunkt geistigen Sinnes ist es vielfach widersinnig. So müssen wir anerkennen, daß zwischen dem Sinn, welcher das organische und das Gana-Leben regiert, und dem anderen, der sich in rein geistiger Erscheinung äußert, ein Qualitätsunterschied in ähnlichem Verstand besteht, wie zwischen sonstigen unzurückführbaren Qualitäten — und darauf kommt es an. Diese Unterscheidung ist für das Weltverstehen wichtiger als die Feststellung, daß „Leben“ und „Sinn“, verglichen mit dem für unsere Begriffe Nicht-Lebendigen, einer gleichen Ordnung angehören.

Und ebensowenig, wie es statthaft ist, alles Leben auf Geist zurückzubeziehen, geht es an, das Leben zum Generalnennen zu erheben. Weder ist eine Vorstellung im gleichen Verstand lebendig, wie ein Organismus, noch sind beide in identischem Verstande sinnhaft. Ein Ideal ist ein anderes als ein Mensch, und beide sind keine Götter. Die Tatsache, daß es dem Menschen sinnvoll erscheint, sein Leben für ein Ideal hinzugeben, beweist, daß das Leben für seine Vorstellung nicht letzte Instanz ist. Was drüber liegt, kann er allein als „Sinn“ begreifen. Doch das vereinheitlichende Wort erledigt die tatsächlichen Verschiedenheiten nicht mehr, als die mögliche Zurückführung aller Substanzen auf Elektronen und Protonen die Verschiedenheit der chemischen Elemente aufhebt. Ich selbst habe, da ich noch jung und dumm war, in der Zurückführung alles Daseienden auf ein Prinzip und seiner Einordnung in ein System eine wertvolle Leistung erblickt. Heute verwerfe ich jeden Versuch einheitlicher Erklärung oder Zurückführung, der dem geringsten Qualitätsunterschiede nicht gerecht wird. Wie das Leben entstanden ist und was das Leben ist, das werden wir niemals wissen. Wie der Geist entstanden ist, und was der Geist für sich ist, das werden wir auch nie wissen. Und könnten wir's erfahren, so würden wir es nicht verstehen. Und könnten wir's verstehen, so würden wir dadurch nicht weiser. Doch wir können wissen, welche Fragestellung zu

keiner Einsicht führt. Wir können verstehend erleben, wie alles Erfahrbare in uns und in bezug auf uns zusammenhängt. Und wenn wir uns tief in uns selbst hineinversenken, so können wir uns erinnern, wie einmal alles ward.

Eines Tages wurde das vormals blinde Leben sehend. Es erwachte die Gabe innerer Schau, welche Erinnerung und Voraussicht zugleich war. Und in dem Augenblicke trat das ein, was alle Schöpfungsmythe überliefert: die als vormals finster dumpf erinnerte Welt wurde licht. Das Chaos ordnete sich zum Kosmos; das Dasein gewann Sinn. Es war im ganz Großen das gleiche, was sich im ganz Kleinen jedesmal ereignet, wo einem Menschen etwas „einfällt“ Dieses Einfallen kann die Bedeutung haben, daß vormals Dunkles und Verworrenes klar und übersichtlich wird; dann war der Sinn in der Erscheinung materialisiert enthalten oder impliziert; dessen Erfassung heißen wir Verstehen. Einfallen kann aber auch bedeuten, daß in keinem Gegebenen enthaltener Sinn sich jenem plötzlich einbildet und es damit zum Ausdrucksmittel macht für vorher nicht Dage-wesenes. Letzterer Vorgang ist der geistige Ur-Vorgang. Ihn verbildlicht der Gott, welcher die Welt aus dem Nichts schuf oder dem Erdkloß seinen Odem einblies oder das Chaos zum Kosmos umgestaltete: ein wesenhaft Neues trat mit dem Einbruch des Geistes in die Welt. Und so hat auch Kant, dieser eigentümlich archaische und gerade insofern tiefe Geist, den Schöpfungsvorgang verstanden: seine Vernunftkritik ist richtig als Kritik der Ur-Be-Sinnung der Natur. Lehrte er „meine Welt ist Vorstellung“, so trifft das ursprünglich zu, denn die Vorstellungswelt des Denkenden entsteht erst mit dem „es werde Licht“ Anschauungen und Begriffe, d. h. schauende Hinnahme und geistige Eigenaktivität sind wirklich die zwei aufeinander unzurück-führbaren Ur-Elemente geistigen Erlebens. Und so sind Zeit und Raum — was immer sie sonst seien — zunächst tatsächlich im Subjekt begründete Anschauungs-, und Kausalität und andere Kategorien ebendort begründete Denk-Formen; insofern schreibt der Verstand der Natur tatsächlich seine Gesetze vor.

Doch wie immer man den Ur-Vorgang des Inne-Werdens beschreibe: entscheidend ist, daß mit dem Einbruch des Geistes wesenhaft Neues in die Welt trat. Dieses Neue belichtete alles Vorhandene. Und darauf wurde alles qualitativ anders. Belichtung bedeutet nie bloße Aufhellung dessen, was ohne Licht sonst ebenso wäre: mit dem Licht tritt eine neue verwandelnde Energie zur bisherigen Wirklichkeit hinzu. Der Tag ist ein qualitativ anderes als die Nacht; Farben sind ein realiter anderes als die Düsternis. Das geistige Licht nun verwandelt im buchstäblichen Verstand des Begriffs Transfiguration, denn seine besondere Wirklichkeit gibt allem Bestehenden das, was von sich aus nur wenigem eignet, nämlich Sinn; und dieser Sinn ändert die Eigenart der ganzen Welt, der er sich einbilden kann. Zunächst paßte sich die Ordnung des Geistes den Analogien der Natur-Ordnung an. Gleich wie physische Belichtung zunächst die Ur-Gegensätze von Licht und Dunkel schafft, so teilte das geistige Licht zu allererst allem, worauf es fiel, die Urqualitäten positiven oder negativen Wertes mit. Noch unsere Kinder wissen auf moralischer Ebene nur von schwarz und weiß. So gab es, kaum daß es Licht ward, Gut und Böse. Wir handelten im Verlauf unserer Meditationen vom objektiv Bösen der Unterwelt, vom Bösen als dem Mutterschoße des Guten, und vom Bösen als Folge der Verletztheit und der Inkompatibilität: wir durften das Wort böse verwenden, weil es Namen nur vom Geist her gibt. Doch für uns unterlag schon damals keinem Zweifel, daß all' dieses Böse nicht geistig böse sei. Jetzt verstehen wir den Zusammenhang: das Böse entspricht der Finsternis, und im Dunkeln beginnt, aus dem Dunkel erwächst alle Schöpfung. Alles Negative führt seinerseits zu „böser“ Erscheinung. Doch erst Be-Sinnung macht das Negative geistig böse: dies ist die Tatsachen-gerechte Bedeutung des Shakespeare-Worts, daß erst das Denken gut und böse schaffe. So überträgt der Geist zunächst das, was von ihm aus negativ ist, auf das an sich unschuldige Dunkel. Dann aber gibt es von Hause aus positiven und negativen geistigen Sinn, der sich in der Erscheinung entsprechend äußert, und

dieser Sinn wirkt sich fortschreitend autonomer aus. So gibt es von Hause aus guten und bösen Willen, es gibt die Lüge als Ausdruck der Arglist im Gegensatz zur natürlichen Verstellung, Aufrichtigkeit als Ausdruck des Muts und nicht der Brutalität, Mord als Ausdruck der Gerechtigkeit und nicht der unbegrenzten Selbstsucht, Liebe nicht als Besitzwillen, sondern als schenkende Tugend, und Schönheit, welche zuunterst natürlicher Ausdruck dessen ist, was anzieht oder wohltut, als Höchstausdruck geistiger Vollkommenheit überhaupt. Und dann gibt es geistige Wirklichkeiten, für welche jede direkte Entsprechung in der Natur fehlt, wie innere Freiheit und Sollen und Ideale und Werte und uneigennützigte Ziele. Beurteilt man die „Welt des Sinnes“, die mit dem Einbruch des Geistes über die Erde kam, von allen traditionellen Vorurteilen frei von dieser her, dann bedeutet sie eine analoge faunistische Bereicherung, wie es die Ansiedelung des Lebens auf unserem Planeten war. Nur bedeutet sie ein viel größeres Wunder. Allerdings ist die Entstehung des Lebens schlechterdings nicht zu erklären. Das trockenste Lehrbuch der Paläontologie berichtet von nichts anderem als von wunderbaren Begebenheiten. Aber das Irdische im Menschen staunt doch nicht ganz aufrichtig darüber, denn in seinem eigenen Körper erlebt und als eigener Körper tut jeder nicht weniger Wunderbares, als dies die Metamorphosen der Geschöpfe im Lauf der Weltzeitalter sind. Nicht erdgeborene Wirklichkeiten hingegen sind, von der Erde her geurteilt, wunderbar schlechthin.

Daß die Welt des Geistes zu allererst tatsächlich als „neue Fauna“ aufgefaßt wurde, beweist das Verwickelte und Unübersichtliche aller frühen Vorstellungen, welche sich Menschen von Natur und Geist machten; diese Ur-Komplikation lebt noch in den Lebensordnungen mancher heutigen Naturvölker im Unterschied von unseren Ordnungen fort. Gana-, Delicadeza- und emotionale Motive durchkreuzten und verstrickten sich untereinander und mit geistgeborenen, wie Schlingpflanzen im Urwald; deutliche Unterscheidung der verschiedenen Ebenen der

Wirklichkeit fehlte ganz. Es war ein gleiches buntes Durcheinander, wie dieses in verklärtem Bild der Mythos vom Paradiese festhält, allwo Löwe und Lamm nebeneinander ruhten, wo Gott der Herr gelegentlich lustwandelte und die Schlange harmonisch neben anderen Kreaturen dahinlebte; erst nachdem es ihr gelang, das Unterscheidungsvermögen im Menschen zu wecken, konnte sie die Eintracht stören. Im übrigen aber offenbarte alle Wirklichkeit sich, je früher ein Zustand, desto mehr, so oder anders verkleidet. Die reinsten Geistesgebilde nahmen leibhaftigste Gestalt an. Und die ersten Unterscheidungen waren für unsere Begriffe besonders seltsam, weil der zum Geist erwachte Mensch gerade sein Innerlichstes zuerst am meisten außer sich sah. So wurde aller Geist den Göttern zugeschrieben. Ihnen allein wurden zu allererst die Grundfähigkeiten der Phantasie zugestanden, als da sind: willkürlich erscheinen und verschwinden lassen, festhalten und verwandeln zu können. Und so spaltete sich das Menschendasein in zwei Teile. Für sich lebte der Mensch ein Gana-Leben, doch seinen Göttern erkannte er geistige Artung zu. Passiv für sich, ließ er sich von diesen bestimmen. Alle Initiative setzte, so glaubte er, von außen ein. Und so waren die ersten bewußten Beziehungen des Menschen zum Geist Gehorsam und Gebet. Die früheste Beziehung zum geschauten lebendigen Geiste mußte die religiöse sein, weil eben Geist zuerst als ein außer-sich erlebt ward. Gedenken wir nun von hier aus noch einmal des Ur-Begriffs der religiösen „Offenbarung“, dann leuchtet endgültig ein, daß sich mit dem Einbruch des Geists tatsächlich ein eigener und neuer Kosmos der Natur einzubilden begann. Von der Gana her beurteilt war der Geist grundsätzlich der Zauberer; keine Geistes-Wirkung ging mit rechten Dingen zu. Und dessen Unheimliches wurde tagtäglich im Bewußtsein dadurch überbetont, daß die richtige Einsicht, daß Geist ursprünglich Bild ist, sich in der Form der Zuerkennung größter Zauberkraft eben an Bilder ausdrückte. Hier liegt der Urgrund alles Totemismus und Fetischismus.

Immerhin zeigte sich früh schon, daß der Geist zum Menschen-Wesen gehört und daß seine Natur nicht etwa nur Medium ist für Geistesinflüsse, so wie es deren viele geben mag. Es zeigten sich, sobald es Menschen im Unterschied von Tieren gab, richtige Schweiß- oder Lötstellen von Geist- und Gana-Welt. Deren wichtigste bezeichnet der ideelle Ort der Moral. Beim Menschen schafft und erhält die Natur nicht von sich aus die erforderliche Form und Ordnung, ohne welche Leben nicht bestehen kann. Was bei Tieren durch „Müssen“ von selbst erfolgt, vollendet beim Menschen nur Freiheit, welche sich an einer Soll-Vorstellung orientiert.¹ Damit dieses aber möglich würde im Rahmen der Natur, blieb der Mensch als Naturprodukt auf embryonaler Stufe stehen. Die größere Menschen-Ähnlichkeit der Embryos höherer Tiere, verglichen mit deren vollendeter Gestalt, rührt daher, daß diese Tiere sich weiter entwickelt und differenziert haben als der Mensch. Dementsprechend sind sie festgelegter. So reift der einmal geborene Mensch auch desto später, je größer seine Entwicklungs- und Verwandlungsmöglichkeiten; der Genius bleibt ewig Kind. Von hier aus ist denn einzusehen, wie sich der Geist der Gana einbildet. Er bricht in ihr noch loses Gefüge ein, und indem er es möglichst lose erhält, macht er es zum Ausdrucksmittel seiner Freiheit. So werden seine eigenen Züge dem geistbestimmten Menschen zu bloßen Ausdrucksmitteln: der Ausdruck der Züge, nicht deren Sosein, ist ihm letzte Instanz; aus gleichen Zügen mögen grundsätzlich tausend Geister sprechen. Die eine Tatsache nun, daß beim Menschen der Ausdruck mehr bedeutet als die Form, beweist, daß das Menschen-Wesen seine Wurzel im Geist und nicht in der Gana hat. Und so ist die Indetermination möglichen Ausdrucks der sichtbare Exponent dessen, was den Menschen von allen erd-

¹ Die Ausführung dieses Gedankens steht im Kapitel „Moralismus“ von *Amerika*. Ich verweise für alle weitere Erläuterung darauf. Desgleichen verweise ich an dieser Stelle ein für alle Mal auf die näheren Ausführungen meiner Gedanken über den Geist, welche die Kapitel „Kultur“ und „Spiritualität“ des gleichen Buchs enthalten.

entsprossenen Geschöpfen unterscheidet: daß kein organischer Zustand als solcher ihm persönliche Vollendung bedeutet.

Aber angesichts vieltausendjähriger Vorurteile ist es von größerer Wichtigkeit einzusehen, daß Geist im Gesamtgefüge eines Menschen aller Bedeutung ermangeln kann, ohne daß sein Leben sichtlich litte, als bei seinen geistigen Möglichkeiten zu verweilen. Den wahren Sinn dessen, was es bedeutet, wenn das Geist-Prinzip nicht mitbestimmt, faßte richtig zuletzt der Ur-Begriff der Gottlosigkeit; diese hätte geistlichen Tod zur Folge, ohne daß dies jedoch auf Erden zutage träte. An der südamerikanischen Menschheit wurde mir klar, daß solche Gottlosigkeit absolut nicht Fall bedeuten muß. Nichts berechtigt zum Glauben, daß der Mensch als Kind Gottes geboren ward und dann durch Fall zu einem Erdenwesen ward: so wie er ist, ist er Kind des Geistes und der Erde, und der weitaus überwiegende Teil seines Wesens gehört ausschließlich ihr an. Die Welten der Gana, der Delicadeza, ja noch der emotionalen Ordnung, so seelisch sie sei, sind ungeistig — von dem zu schweigen, was vom kalten Urschleim, der Erde und dem Blute gilt. Was der Geist im Zusammenhang der Menschennatur bedeutet, davon gibt der Schöpfungsmythos noch immer das beste Bild: es ist der Odem, welcher dem Erdgeborenen eingeblasen ward. Geist inspiriert. Insofern aber kann er alle Schichten und Ordnungen des Menschenwesens beseelen. Wir Europäer sind geneigt, nur den Verstand als mögliches Gefäß des Geistes anzuerkennen: in Wahrheit ist er es weder mehr noch weniger, als alle anderen Teile des Menschenwesens. Er ist das beste Gefäß in der einen Hinsicht möglicher Sinnesverwirklichung im Verstehen. Aber hier liegt auch seine Grenze. Nicht umsonst stellt die Menschheit das teuflische Prinzip immer wieder in Form des Intellektuellen vor. In der Tat: weder das Ideal der Liebe, noch das der Güte, noch das der Schönheit, ja nicht einmal das der Wahrheit als eines Seinszustands ist von der Ratio her zu realisieren. Wer sich nur verstehend zu diesen Idealen verhält, der stellt sich außerhalb ihrer. Aber wir können auf Grund der Erkenntnisse, die wir im

Lauf unserer Meditationen gewannen, alle negativen Bestimmungen durch positive ersetzen — und das ist das entscheidend wichtige zur rechten Erfassung des Sinns des Geistproblems. Nur mittels der vitalen Erkenntnisfunktionen ist Geist zu schauen — ich setze dieses Zeitwort hier für alles assimilierende Aufnehmen. Und da es beim Menschen, dank außerordentlicher Gehirnentwicklung, vor allem seine Verstandesfähigkeiten sind, die seiner Selbsterhaltung dienen, so ist für ihn erkennendes Verhalten zum Geist allerdings das lebenswichtigste. Dies erklärt, warum dem Menschen das Wahrheitsideal so unverhältnismäßig viel bedeutet, daß er immer wieder der Versuchung unterliegt, es zum Generalideal zu erheben. Doch unsere Betrachtungen über die Delicadeza und die emotionale Ordnung ergaben, daß es keine Generalideale gibt, denn jedes Ideal setzt zu seiner Verwirklichung eine andere vitale Basis voraus. Auf daß Liebe und Güte als spirituelle Qualitäten in Erscheinung träten, muß Geist unmittelbar die emotionale Sphäre beseelen. Schönheit realisiert sich auf Erden allein durch das Medium der Empfindlichkeit hindurch. Die Be-Geistung nun hängt allüberall von „Gottes Odem“ ab, das heißt einem inspirierenden Prinzip. Ohne daß dieses hinzuträte, gibt es keine Geistigkeit. Uninspirierter Intellekt ist nicht geistiger als der Bauch. Umgekehrt kann das natürliche Gefühl der Mutterliebe, welche von sich aus Affenliebe ist, vom sublimsten Geist des Fortschritts dem Licht zu inspiriert werden.

Trotz allem Gesagten aber gibt es für alle Ideale einen Generalnenner: es ist der der Vollendung. Aller Sinn erscheint auf Erden nur da realisiert, wo er vollkommen ausgedrückt ist. Vollendung im Ausdruck nun ist an sich ein ästhetisches Ideal. Dies scheint der Schönheit ein Primat zu vindizieren. Und wirklich gilt Schönheit überall auf Erden, so oder anders verstanden und gedeutet, als vornehmstes Ideal. Wie ist das zu erklären? Es erklärt sich aus der Grundeinsicht dieser Meditation, daß der Ausdruck des Geistes das Bild ist. Jedes Bild fordert von sich aus ästhetischen Maßstab.

Die Tatsache, daß das geistige Leben von Einfall zu Einfall verläuft, bedingt, daß verschiedene Belichtungen und Beleuchtungen unvermittelt aufeinander folgen, deren Zusammenhang sich erst nachträglich durch Reflexion erweist. So kamen mir meine Gedanken über den Geist als Bild ohne direkte Beziehung auf die anderen, daß seine Ur-Ausdrücke Glaube und Mut sind; außer daß beide durch die Anschauung der Ur-Blindheit des Lebens, die mir in Südamerika zuteil ward, angeregt worden waren. Tatsächlich empfand ich selbst eine Weile als Widerspruch, was nun in der vorhergehenden Meditation und in dieser Gestalt gewonnen hat. Seither hat der Widerspruch sich für mich aufgelöst: er ist die natürliche Folge der Verschiedenheit der Ansichten. Die Sonne schaut selbst nicht, sondern sie scheint. Von außen her kann das Lebendige ihr Licht nur schauend realisieren. Das Bild der Sonne entspricht dem Wesen des Geistes nun auch darin, daß der Geist nur für die Schau Licht und Bild ist. Sonst ist er Strahlung, und es gehen viele Arten von Strahlen von ihm aus, die in verschiedenen Medien Verschiedenes bewirken. Sobald man nun vom ausstrahlenden und nicht vom schauenden Geiste ausgeht, stellen alle Probleme sich um. Und dann ergeben sich für das Denken Unvereinbarkeiten. Dementsprechend ist, seitdem es bewußte Spiritualität gibt, zwischen kontemplativem und aktivem Leben, die sich in actu ausschließen, unterschieden worden. Was wir in unserer Meditation über die Traurigkeit der Kreatur zum Geistproblem zu sagen hatten, bezog sich ausschließlich auf den aktiven Aspekt des Geistes; also sein Ausstrahlendes, nicht sein Geschaut-Werden. Halten wir nun aber am Worte „Ausstrahlen“ fest und versenken wir uns in dessen ganzen Sinn, dann finden wir gerade auf Grund unserer Gedankengänge über das Bildhafte des Geistes, daß Mut und Glaube seine Ur-Ausdrücke sein müssen. Wenn etwas metaphorisch als von innen heraus ausstrahlend bezeichnet werden darf, dann sind es deren Qualitäten. Mut und Glaube „setzen“ von sich aus Wirklichkeit, sie nehmen nicht hin noch passen

sie sich an. Und dieses ihr „Setzen“ liegt diesseits aller Differenzierung und Qualifizierung. Der blinde Mut ist dem Strahlendruck vergleichbar. Mit dem Glauben nun überschichtet eine eigene Welt die vorgegebene genau im gleichen Sinn, wie das Licht das Dunkel verwandelt. Nie bedeutet Belichtung bloßes Hellwerden: die Welt wird anders als sie vorher war. So bezeichnete Goethe die Farben mit Recht als „Taten des Lichts“ So beweist die verschiedene Rolle, welche Tag und Nacht im Regenerations-, im Wachstums- und Genesungsprozesse spielen, daß es sich hier und dort um qualitativ Besonderes handelt. Im einfachsten Falle färbt der Glaube die Wirklichkeit sich selbst gemäß. Im Höchstfall projiziert er seine eigene Wirklichkeit so ganz auf die vorherbestehende, daß für ihn nur die seine allein übrig bleibt. Doch wir können dem inneren Zusammenhang von Kontemplation und Aktion noch näherkommen. In einem Sonderfall verschmelzen beide: es ist dies der des geistig Schöpferischen, welchem Geistiges persönlich „einfällt“ Auch er steht hinnehmend zum Geist; seine Einfälle kommen ihm, er hat keine Macht über sie. Doch sie wirken andererseits durch sein Persönlichstes hindurch. Und so „tut“ er zugleich persönlich, was er andererseits „schaut“ Es ist nun für den Produktiven charakteristisch, daß er nie weiß noch wissen kann, was er tut, bevor er es getan hat. Jeder Schöpfer wird durch seine Einfälle überrascht. Bis sie fertig vorliegen, ahnt er nur, daß sie bevorstehen, und mehr vermag er nicht, als solche Bedingungen zu schaffen und sich solchen Einflüssen auszusetzen, welche das „Einfallen“ fördern. Was anders gilt nun für die Wesensart des Mutigen? Dieser setzt sich dem aus, von dem er nicht weiß, wie es ausgehen wird, in der Zuversicht, daß er sich überraschender Situation gewachsen erweisen wird. Und von jeher bewahrheitet sich das Römer-Wort *fortes fortuna adjuvat*. Gerade seine Blindheit weist dem Täter den rechten Weg. So sagte Oliver Cromwell einmal: „der Mensch schreitet niemals so sicher voran, als wenn er nicht weiß, wohin er geht.“ Der geistige Einfall ist im genau gleichen Sinne Kind der Blind-

heit. Unter diesen Umständen ist der genetische Zusammenhang offenbar so, wie ihn unsere letzte Meditation beschrieb. Lange bevor Geist in seinem Bild-Aspekt bestimmend ward wirkte er schon von innen heraus als *actus purus*.

Und nun können wir die letzten Zusammenhänge aufdecken. Dieses Wirken war von Hause aus eines Sinnes mit allem, was wir seither Geistes-Wirken heißen. Auch das Ausstrahlen, so blind es für sich sei, ist nichts anderes als Sinnesverwirklichung. Wir bedachten das primär „Bedeutende“ der Träume, den primären Tiefsinn der Sprache: nicht minder ursprünglich „bedeutend“ ist die Selbst-Setzung des Menschen durch die Tat. Immer kann man den Geist eines Menschen an seinen Taten erkennen, und zwar an seinen bewußt nicht gewollten und insofern blind vollbrachten besser noch als den beabsichtigten: auf das Wissen ums Tun kommt es beim Tun nicht wesentlich an. Und so hat auch die Kontinuität des Bildes und der Schau ihre Entsprechung auf dem Gebiet aktiven Lebens. Unser Meditieren führte wieder und wieder zum Ergebnis, daß alle Kontinuität im Erleben vom Geiste her stammt. Das Gana-Leben ist wesentlich unstetig; es ist ein Gefüge und Gewebe ausschließlicher und endlicher Melodien, die für sich nicht zusammenhängen; vom Geiste her beurteilt, ist es Sinn-, Ziel- und Treu-los. Wie nun der kontemplative Geist alles, was er vorstellt, als zusammenhängende Einheit erlebt, so setzt der aktive von sich aus Zusammenhang und Sinn. Mir wurde an der Anschauung südamerikanischer Lebensmodalität, wie ich sie besonders in „Gana“ geschildert habe, klar, welches die untersten Grenzen bestimmenden Geistes sind. Die unterste Grenze nach unten zu verkörpert der *esprit de suite* im weitesten Wort-Verstand: erst wo Zusammenhang von sich aus bestimmt, ist die Gana nicht letzte Instanz. Dann erst gibt es Zusammenschau, dann erst Konsequenz, dann erst mögliche Voraussicht, mögliches Zielen und Planen; dann erst gibt es mögliches Versprechen, mögliche innere Verpflichtetheit und mögliche Treue in anderem Verstand als dem der Trägheit; dann erst gibt es

mögliche Selbstüberwindung und damit möglichen Fortschritt. Nach oben zu aber bezeichnet die unterste Grenze geistbestimmten Lebens das Supremat anerkannter Werte. Alle Einheit und Einheitlichkeit im psychischen Leben, die wir Durchgeistigte selbstverständlich fordern, setzt zu ihrer Möglichkeit bestimmenden Geist voraus.

Von hier aus wird denn der Sinn aller Einheitsforderung klar. Unabhängig vom Geist ist sie abwegig oder sinnlos. Doch in der Dimension der Innerlichkeit, welche die Daseins-Dimension des Geistes ist, hängt alles intensiv (im Gegensatz zu extensiv) zusammen. Zunächst ist da das Ganze vor allen Teilen da. Aber dieses Ganze ist kein Umfassendes, es ist schaffender und herrschender Mittelpunkt. Insofern bedeutet Vergeistigung Konzentrierung. Und dies gilt nach allen Richtungen und auf allen Ebenen möglicher Vergeistigung. Führt Denken Millionen von Einzelfällen auf eine Formel zurück, deren Kenntnis fortan genügt, um alles vorauszuwissen, vorwegzunehmen und zu beherrschen, so bedeutet dies Konzentrierung der extensiven Vielfalt in eine intensive Einfalt. Doch genau ebenso bedeutet Persönlichkeitsbildung Integration der Vielfalt besonderer Triebe und Strebungen; dieser eine Satz erweist, daß es nur geistige Persönlichkeit gibt und geben kann. Im gleichen Sinne steht und fällt alle Wertbestimmtheit mit der Herrschaft intensiver Einheit über die Vielfalt. Geist ist immer einheitlich. Daher das Vorurteil eines ursprünglich einheitlichen Ich: nur als Einheit vermag Geist den Zusammenhang des Individuums zu verstehen. Hypostasiert man nun den Geist, dann gelangt man notwendig zu einem monistischen Weltbild irgendwelcher Art. Entsteht Persönlichkeit durch Konzentration ursprünglicher Vielfalt, so mag weitere Konzentration zur Vergottung führen. So schlossen die Inder. Über die Theorien, ob das tiefste Selbst mit der Weltseele oder Gott zusammenfalle, ist zu streiten müßig, denn beide transzendieren mögliche Einsicht und mögliches Verstehen. Aber eins hat Indien in der Tat als wahr und wirklichkeitsgemäß er-

wiesen: daß im Fortschritt der Konzentration eine Integration und damit Vergeistigung möglich ist, die den Menschen in ungeheurem Grad verwandelt und ihn, nach dem Maßstab seines eigenen intimsten Wertbewußtseins gemessen, zu einem höheren Wesen macht.

ZWÖLFTE MEDITATION
DIVINA COMMEDIA

Weniges berührt den mittel- oder westeuropäischen Geistigen, der sich in den iberischen Kulturkreis begibt, eigentümlicher, als die sich immer wiederholende Erfahrung, einheimische Geistige verrückt erklärt zu hören; dieser oder jener Mann sei zwar bedeutend, aber *loco*, zum mindesten *alocado* (welches Wort sich zu ersterem ähnlich verhält, wie angetrunken zu betrunken). Dieses Urteil wird in freundlichster Gesinnung gefällt, in gleicher ungefähr, in welcher Frauen über die sie so überflüssig dünkenden sachlichen Männerkonflikte urteilen. Er zweifelt die Bedeutung als solche auch nicht an. Wenn unsereiner sich aber dann in den Sinn dieses Seltsamen versenkt, dann wird ihm klar, daß es sich hier um das Fortleben von Urtümlichem handelt. Vielen Völkern galt der Wahnsinnige als heilig. Besessenheit war ihnen Überlegenheit über die Natur, denn nur Entzauberung konnte sie heilen. Schon den alten Griechen, nicht erst Lombroso verschwamm die Grenze zwischen Genie und Wahnsinn. Seit Alters sieht Rußland im *Juròdiwyi*, im medialen Schwachsinnigen, dessen Typus Europa von Dostojewsky's „Idioten“ her kennt, ein höheres Wesen. Aber wenn die aufgezählten Völker ihr Urteil vom anerkannten Geist her fällten, so fällt der Spanier das gleiche von der Erde her. Daher die Möglichkeit der Gestalt des Don Quixote, bei dem bis zum Ende zweifelhaft bleibt, ob er vollkommener Weiser oder vollkommener Narr war, und der dabei in seinem Heimatland als nationales Vorbild, ja als Urbild des Menschen gilt.

So ungewohnt diese Perspektive dem mittel- und westeuropäischen Geistigen sei: in ihr stellt sich das ewige Problem des

Verhältnisses zwischen Geistes- und Naturbestimmtheit in allen Hinsichten deutlicher dar, als in irgend einer anderen. Deshalb wüßte ich keinen besseren Ansatzpunkt zum Abschließen unseres Meditierens über das Geist-Problem, als den typisch-hispanischen. Der geistige Mensch erscheint vom Standpunkt der Erde in erster Linie tatsächlich als ver-rückt. Benutzt einer sein natürliches Dasein nur als Medium für die Verwirklichung intendierten Sinns, so bedeutet es ihm wenig mehr als dem Dichter die Sprache. Wie soll das Sancho Pansa einleuchten? Wie sollten Beatrice und Laura nicht empört gewesen sein, wie sollten sie sich nicht nahezu prostituiert gefühlt haben, da ihnen die Ahnung aufging, daß Dantes und Petrarcas Liebe nicht ihnen persönlich, sondern ihrem Seelenbilde galt, und daß nicht Gegenliebe, sondern ihr Werk beiden Dichtern wesentliches und letztes Ziel war? Verrückt-Erklären des aus dem Geiste Lebenden liegt nun desto näher, als der Geistige das wesentlich nicht ist, was der Philister normal heißt. Er ist allemal in noch so mildem Grade krankhaft. Im günstigsten Falle ist er abnorm labil, meist aber weist er dauernde Gleichgewichtsstörungen auf.¹ Zwischen Körper und Geist besteht keine ursprüngliche Harmonie, sondern ein ursprünglicher Spannungszustand. Das berühmte *mens sana in corpore sano* gilt nur für solches Gewichtsverhältnis, wo Geist nicht das Übergewicht hat; aber auch in dem Fall stehen Natur und Geist in Spannungsverhältnis, und Produktivität hängt ganz und gar von einem übernormalen Spannungsgrade ab. Dies wird unter anderem dadurch beweisen, daß wo höhere Spannung nicht von sich aus besteht, das bisherige Gleichgewicht zerstörendes inneres oder äußeres Erleben solche schaffen und damit Produktivität auslösen kann; so macht die Pubertätskrise die meisten kurzfristig zu Dichtern; so

¹ Dieses Problem haben Ernst Kretschmer (in *Geniale Menschen*, Berlin, Julius Springer) und Wilhelm Lange-Eichbaum (in *Genie, Irrsinn und Ruhm*, München, Ernst Reinhardt) im von mir vertretenen Sinn, doch von der Medizin her, wohl endgültig richtiggestellt.

haben viele Geister einer Infektion gesteigerte Schöpferkraft verdankt. Umgekehrt bedingt das Aufhören innerer Gespanntheit in der Regel eine Neutralisierung der geistigen Energien. Dies ist manchmal dahin gedeutet worden, daß das Geistige Produkt der physischen Spannung sei. Doch diese Deutung widerspricht den Tatsachen sowohl als ihrem offenbaren Sinn. Es ist ebenso unmöglich, geistige Wirklichkeit unmittelbar aus körperlicher abzuleiten, wie den Inhalt von Gedanken aus der Eigenart der Sprache, welche sie ausdrückt. Das beste Bild des wahren Zusammenhanges ist und bleibt das der Beziehung einer Melodie zu den gespannten Saiten, die sie zu spielen ermöglichen. Ohne gespannte Saiten kein Geigenspiel. Doch keine Musik „folgt“ aus den Saiten; sie ist ausschließliche Erfindung des musischen Geists. Und die Notwendigkeit der Spannung, welche wieder und wieder zum Zerspringen führt, beweist, daß zwischen den Normen optimaler Geistesverwirklichung und optimaler Existenz für die Darmstränge keine Kongruenz besteht.

Dieser Widerstreit zwischen Geist- und Körpernorm, oder allgemeiner, vitaler Norm überhaupt besteht nun durchaus und auf allen Ebenen. Schon der bloße Rhythmus geistiger Entwicklung deckt sich nicht mit dem der körperlichen. Im Falle jener bezeichnet nicht die Jugend, sondern das Alter den normalen Höhepunkt; im Höchstfall darf man behaupten: Geist verjüngt sich stetig dem Grabe zu. Zwischen den beiderseitigen Wachstumsgesetzen besteht überhaupt keine Harmonie. Auf allen Ebenen und in allen Richtungen setzt Durchgeistigung Konzentration und Disziplinierung der vorhandenen Energien voraus. Nun wächst auch der Muskel durch Übung und dies hat gelegentlich zur Deutung verführt, daß beide Prozesse der gleichen Ordnung angehören. Dies ist jedoch nicht der Fall. Konzentration und Disziplinierung zwecks Steigerung der Geistigkeit über den Punkt hinaus, der noch als höhere Norm des Tieres *homo sapiens* Linné gelten kann — denn Geistbestimmtheit überhaupt gehört zur Natur des Menschen —

geschieht auf Kosten seines Erdhaften. Daher die schnelle Entartung und das frühzeitige Aussterben allzudurchgeistigter Geschlechter, welches Schicksal der Keuschheit gelobende Mönch vorwegnimmt. In der Tat ist mönchische Askese, d. h. Selbstgestaltung unter Verleugnung des Erdgemäßen, Urform des Lebens aus dem Geist. Doch sehen wir von allen Höchstausrücken möglicher Durchgeistigung ab: diese steht und fällt mit Gana-Überwindung und -Meisterung. Das Wesen der Gana nun ist Trägheit — Überwindung der Trägheit ist aber das erste Gebot, welches Geist aus sich heraus aufstellt. Welche ungeheure Paradoxie hierin liegt, von der Erde her gesehen, leuchtet aus den Geboten, mutig, glaubend, treu, konsequent und ausdauernd zu sein — lauter Sonderausdrücken des einen Gebots, die natürliche Trägheit zu überwinden — weniger deutlich ein, als gerade von seiner untersten Stufe, daß der Mensch arbeiten „soll“, zumal in deren weltanschaulicher Zuspitzung, daß der Mensch sein Brot zu „verdienen“ hätte: da wird die selbstverständliche Basis alles irdischen Lebens, das Essen, an die Erfüllung einer Geist-Forderung geknüpft! Schaut man diese Paradoxie mit der weiteren zusammen, daß nachweislich der allein Vollendung des Geistes und im Geist erreicht, welcher sich an den gänzlich unpraktischen und im Extremfall lebensfeindlichen Idealen orientiert, welche den sogenannten ewigen Werten entsprechen, dann muß man, wohl oder übel, anerkennen, daß Geist- und Erd-Normen sich ursprünglich nicht entsprechen. Deren wahres Verhältnis leuchtet vielleicht am besten aus einem karikierenden Vergleich von Geist- und Gana-Artung ein. Inwiefern heißt man den Geist frei? Ob er im absoluten Verstande frei sei, ist eine Frage der Wort-Definition und nicht der Wirklichkeitseinsicht. Doch an den Normen der Gana gemessen, ist Geist ohne Zweifel frei; er ist es, insofern er unbindbar ist. „Sinn“ ist nicht festzuhalten, so wie die Gana festhält. Das Ur-Charakteristische aller Götter und Geister ist dementsprechend ihre Unverläßlichkeit. Sie sind nicht unverläßlich nach Art der Gana, deren zäher Zu-

sammenhang durch allen Wandel und Wechsel und Umschlag ins Gegenteil hindurch besteht. Sie sind absolut unverläßlich. Geister kommen und gehen, sie verschwinden und entstehen neu und verwandeln sich in beliebige Gestalten und dies allem Anschein nach nach Willkür. Und so fallen die Gedanken ein oder auch nicht, wie es ihnen gefällt. So mußte mit dem Einbruch des Geistes die Selbstverständlichkeit aufhören, welche der Gana Element ist, und die Problematik anfangen, die ihrem zäh-konservativen Sinn ein Greuel ist. Nun könnte sie sich zur Not mit der Problematik abfinden, wenn es wenigstens endgültige Problemlösungen gäbe, welche die alte Sicherheit auf neuer Ebene wiederherstellten. Aber es gibt keine Endlösungen, solange Geist lebendig ist. Damit bedeutet Bekenntnis zum Geist, von der Gana her gesehen, Bekenntnis zur Unsicherheit, also zu dem einen, wogegen sie sich von der Geburt des ersten Lebens an gewehrt hat. Diese Unsicherheit erreicht ihren Höhepunkt in der Indetermination der Bedeutung aller Tatsachen. Alle Lebenserscheinungen gehören Sinneszusammenhängen an und haben in diesen ihren schöpferischen Grund. Aber die vitalen Zusammenhänge sind im großen und ganzen und in allen wichtigsten Hinsichten festgelegte Melodien; so beginnt jeder Mensch sein Leben als Kind und endet, lebt er lang genug, als Greis, und diese Phasen „bedeuten“ in allen Fällen vital Identisches. Bestimmt hingegen Geist letztinstanzlich, dann ist es mit aller einfürallemaligen Bedeutung aus. In jedem Einzelfall kann alles, aber auch alles seinen besonderen Sinn haben, welcher jeweils der einzig gültige ist. So können die gleichen Tatsachen Verschiedenstes bedeuten, die Bedeutung kann sich von Augenblick zu Augenblick verändern, oder auch zu sein aufhören. Geistige Zusammenhänge bestehen aus eigenem Recht und scheren sich den Teufel um die Tatsächlichkeit. Ist diese nicht so, wie es der Geist fordert, dann „soll“ sie es eben werden. Unter allen Umständen verschiebt Geistbestimmtheit alle frühere Ordnung. Da mag ein Sünder dem Heile näher sein als ein Gerechter, da mag Häßliches Schönheit

ausdrücken und umgekehrt, da mag Lüge wertvollere Gesinnung kundtun als Wahrhaftigkeit. Überdies entstehen aus reinem Sinn heraus wieder und wieder neue Wirklichkeiten, an welche die arme Gana sich wieder und wieder neu anzupassen gezwungen ist. Aber bei diesen Wirklichkeiten weiß sie nie ein für alle Male, woran sie ist. Und hierzu tritt das vollends Skandalöse, daß Geist nur ist und wirkt, wo er erkannt und anerkannt und rezipiert wird; wird er nicht oder nicht mehr bemerkt und geglaubt, dann ist er aus dem Erdgeschehen ausgeschaltet

So vertragen sich Geist- und Erdnorm offensichtlich schlecht. Der letzte Zweifel schwindet, wenn wir von hier aus die Fragestellung umkehren und noch einmal vom Geist her auf das Erdhafte hinblicken, so wie wir's in „Gana“, „Delicadeza“ und „Emotionale Ordnung“ taten. Da erscheint alle nichtgeistige Wirklichkeit direkt unsinnig oder widersinnig. Die Unstetigkeit und Endlichkeit und Ausschließlichkeit des Gana-Lebens widerstreitet der elementaren Geist-Forderung von Zusammenhang und Stetigkeit; das Werden und Vergehen der Empfindungen spottet aller Logik und aller Vorausschau; die Ungerechtigkeit und Wertefremdheit der emotionalen Ordnung spottet aller ethischen Maßstäbe, das physische Werden und Vergehen aller Schönheitsforderung und die mögliche positive Rolle des Bösen aller Moral.

Wir können das Ausgeführte dahin zusammenfassen, daß der Geistige und der Erdhafte sich gegenseitig ver-rückt erscheinen müssen. Desto mehr, als die Einstellung auf die Normen des einen Pols für die des anderen blind macht. Ist einem Menschen Nutzen oder Erfolg höchstes Ziel, dann müssen ihm alle Forderungen der Selbstüberwindung und -verleugnung wahnwitzig erscheinen, mit deren Verwirklichung Spiritualität steht und fällt. Doch nicht minder blind sind ausschließlich Geistbestimmte für die Normen der Erde. Hier verkörpert Don Quixote das Urbild. Alle ganz großen Geschichtsbildner waren Monoideisten, Monomane und Halluzinierte, welche unbeirrbar und rücksichtslos ihre Idee auslebten. Dies führte zu zwei entgegengesetzten Einstellungen zu den Erd-Kräften, die

aber Gleiches bedeuten. Entweder sie waren vollkommen unklug, und dann siegten sie kraft ihres Heldenmuts als reine Toren über alle Ränke. Oder aber sie waren hinsichtlich der Mittel vollkommen skrupellos; der Eigen-Sinn der Mittel bedeutete ihnen nichts. Auch die vollkommene A-Moralität eines Lenin bedeutet letztlich Ver-rücktheit.

Ich habe hier die Gegensätzlichkeit der Normen von Geist und Erde so scharf als nur irgend möglich herausgearbeitet, weil der Weg zum Verständnis der Tatsachen von dieser Fragestellung her durch die geringste Anzahl Vorurteile verbaut ist. Jesus kündete von seiner Botschaft, sie brächte nicht den Frieden, sondern das Schwert: dies galt nicht nur von ihr, es gilt vom Einbruch des Geistes überhaupt. Denn seither war der Mensch mit sich selbst ursprünglich uneins. Und dieser Konflikt wurde fortschreitend quälender, je mehr sein Bewußtsein sich aufhellte, denn immer gewisser wurde ihm, daß seine letzte Wirklichkeit nicht in seinem leibhaftigen Dasein, sondern im unfaßbaren Geist mit dessen schwer, wenn überhaupt, verwirklichbaren Forderungen liegt. So wurde in seiner Seele immer lauter die vom Dasein her schlechterdings nicht zu verstehende Forderung vernehmlich: werde, der du bist! Seither war die paradoxe Sehnsucht nach Selbstverwirklichung Grundton geistbewußten Menschenlebens.

Wo immer dieser Grundton deutlich ins Bewußtsein hineinklang, da ergab sich daraus ein tief-religiöses Verhältnis zum Geist; daher der unübertroffene Tiefsinn aller frühesten Mythe. Und die älteste Beziehung zum Geist war überall das Gebet, weil Geist zuerst als ein „außer sich“ erlebt ward. Bestand nun dabei die Ahnung, daß der Geist trotzdem das tiefste Selbst bedeutet, dann entsprach der Sinn alles Betens dem jenes Ur-Gebets der Inder, das da lautet:

Aus dem Unwirklichen führe mich zum Wirklichen
Aus Finsternis führe mich zum Licht
Aus Tod führe mich zur Unsterblichkeit.

Beim ersten tiefen Erleben des Geists von dessen Licht geblendete, mußte den Menschen die Blindheit des Gana-Lebens Finsternis schlechthin und die vom Geist grundverschiedene Erd-Natur unwirklich dünken. Da der Geist die Ausschließlichkeit und Endlichkeit der Melodik alles Gana-Lebens für sich nicht kennt, mußte er Unsterblichkeit als rechtmäßiges Erbe fordern. Da Geist „Sinn“ ist, konnte er sich bei der Sinnlosigkeit nicht bescheiden. Da sein Wesen Unbindbarkeit ist, so konnte er in der Natur-Gebundenheit keine letzte Instanz anerkennen. Greifen wir hier auf unsere Betrachtungen über die Traurigkeit der Kreatur zurück. Der Mensch ist unselig, in den geschlossenen Kreisen der Hölle gefangen, bis daß er den Weg findet, der zum Lichte führt. Ist dieses über ihn gekommen, dann entwindet sich der Kreis zur Spirale. Der Mensch bangt, schmachtet, verzweifelt in den Banden der Gana, der Verfallenheit, des blinden Schicksals, denn wo er noch nicht weiß, da ahnt er doch, daß diese Bande ihn nicht unentrinnbar fesseln. Es drängt ihn hervor, heraus, herauf aus der Unfreiheit. Das vorgestellte ideale Ziel ist eine Welt des vollkommen Sinnvollen, des vollkommen Zusammenhängenden, in welcher auch das Böse und Unheilvolle seinen Platz fände. Dies ist der letzte Sinn alles religiösen Strebens: es hat letzt-endliche Bindung an das Licht allein zum Ziel, nach Überwindung aller Bindung durch die Finsternis. Doch jeder überhaupt denkbare sonstige Fortschritt bewegt sich in gleicher Richtung. Der ganze Fortschrittsbegriff hat nur den einen allgemeinen und zugleich gegenständlichen Sinn möglicher und erforderlicher Aufhellung; einen Sinn, den noch das deutsche 18. Jahrhundert, welches den Fortschritt „Aufklärung“ hieß, sehr wohl verstand. Hier fassen wir die geistige Bedeutung des Verstehens. Die Freiheit des Geists bleibt selbst im allerhöchsten Fall ein winziges Rädchen im Welten-Uhrwerk. Solange dieses unerkannt abläuft, hat der Mensch gar keinen Einfluß darauf; dann ist auch für ihn selbst, in seinem persönlichen Leben, das, was ihm geschieht, das Schicksal, und nicht die Entscheidungs-Freiheit letzte

Instanz. Versteht er hingegen jenes Uhrwerk, dann ist das in ihm, welchem jeden Augenblick mehrere Wege offen stehen und was der Initiative fähig ist, dem Geschehen mit völlig gebundener Marschroute überlegen; dann kann er diesem von sich aus die Richtung geben. Im Höchstfall sind ihm die Naturtatsachen nirgends letzte Instanzen mehr: sie sind ihm zu Ausdrucksmitteln geworden.

Doch zunächst gehorchen sie dem Geiste schlecht. Deshalb war erste Neigung jedes seiner Geistbestimmtheit bewußt gewordenen Menschentums, in voller Unbefangenheit Gebote auf- und herauszustellen, die dem Naturgefälle widerstreiten. Der Mensch „sollte“ anders sein als er ist. Und da er nun einmal nicht „anders“ war, und da er die Wirklichkeit nicht wunschgemäß ändern konnte, so erwuchs daraus nicht allein die Forderung: werde, der du bist! sondern die Neigung, ein fälschendes Bild seiner selbst vor sich hinzustellen, das ihn über seine Unzulänglichkeit hinwegtäuschte. Und erst recht stellte der Mensch die Außenwelt anders vor, als sie ist. Hieraus ergibt sich, daß zugleich mit dem Wahrheitsstreben das Bekenntnis zur Lüge geboren ward, ja daß die Lüge der Urausdruck der Geistmitbestimmung sein mußte. Denn die Vorstellung war früh beliebig wandlungsfähig. So begann der Mensch zu dichten, lang bevor er beobachtete. Daher das Primat des Mythos. An für wissenschaftliche Begriffe unsinnigstem Tabu, an wirklichkeitsfremdestem Aberglauben hält der frühe Mensch fanatischer fest, als je ein späterer an erwiesener Wahrheit. Und auch da er langsam zu beobachten lernte, blieb die Sehnsucht des Menschen die alte, die Tatsachen einem selbstgeschaffenen Weltbild einzubilden. Daher das Primat der Hypothese in der Wissenschaft. Ich kenne wenig Sinnwidrigeres als den Glauben, daß der Mensch ursprünglich darnach strebe, die Dinge so zu erkennen, wie sie sind: er kämpft um seine eigene Welt. Will er den „objektiven“ Sinn finden, so ist es ursprünglich nur, um seinen subjektiven Sinn zu retten in einem sinnlos erscheinenden All.

Daß der Weg zum Geist mit Wahrheitsstreben und Lüge zugleich begann, ist die Folge der Doppelnatur des Menschen, die ihre Wurzeln in zwei Reichen hat, dem irdischen und einem nicht-irdischen. In unserer Betrachtung über die Ur-Angst schrieben wir: zuerst wußte das Leben vom Schicksal und nicht vom Willen. Die erste Möglichkeit, die sich dank erwachter erster schwacher Initiative bot, dem Schicksal zu entrinnen, bestand im sich-Ver-Stellen, im ganzen Doppelsinn des deutschen Worts. Daher die Ur-Lüge. Zuerst trat das Geistige auf Erden in Gestalt des Schauspielers auf. Der Lurch spielte den Schlamm, die Larve das Laub oder den Ast, der Schmetterling die Hornisse. Der erste Impuls des Wilden ist überall, die Wahrheit zu verhehlen. So darf man, verallgemeinernd, behaupten: im Anfang war nicht der Mann, sondern das Weib, nicht die Wahrhaftigkeit, sondern die Lüge. Damals hatten wir keine Veranlassung, zwischen Erd- und Geist-Prinzipien so scharf zu unterscheiden, wie seither geschah. Aber ganz abgesehen davon ist es gar nicht möglich, auf frühen Stufen scharf zu unterscheiden. Wer das Geist-Problem vom Menschen-Embryo, ja noch vom kleinen Kind her stellte, würde wenig erfahren: nur vollendete Daseinsformen sind klar umrissen. Überdies berechtigt nichts zur Annahme, nur der Mensch könne am Geiste teilhaben. Im Gegenteil, schauen wir vorurteilslos die Wirklichkeit an, so wie sie ist, und benutzen wir Begriffe nur ihrem evidenten ursprünglichen Sinn gemäß, dann müssen wir sagen: schon auf frühester Lebensstufe wirkt Geist irgendwie mit. Im zusammenhängenden Werden der Wesen und Dinge ergeben sich alle entscheidenden Unterschiede aus Akzentverschiebung. So kann im Menschen der Akzent auf der Mineralität, der Reptilität, auf der Gana, der Delicadeza, der emotionalen Ordnung ruhen. Nie darf man ohne Vorurteil behaupten, daß das nicht Betonte und nicht Wirkende darum nicht da sei. So spielt schon bei zum Erlebnis werdender Ur-Angst eine noch so rudimentäre und schwache geistige Komponente mit. Mit der Ur-Lüge als Ur-Verstellung wird sie zum ersten Male

deutlich. Da handelt es sich unzweifelhaft um noch so unbewußte Imagination, denn das Lebendige stellt hier ein Anderes dar, als es von Natur aus ist. Hieraus aber ergibt sich allgemein, daß der Erstausdruck der Geist-Mitbestimmtheit die Schauspielerei ist.

Daher das wesentliche Komödiantentum des Urtypus des Menschen, des Weibes. Das Element des Ur-Weibes ist zunächst die unwillkürliche Verstellung, wie solche die meisten Tiere in irgend einer Form zu ihrer Sicherung üben. Auf höherer Intellektualitätsstufe ist es die bewußte Lüge. Doch vollendet tritt das Ur-Weib erst in Erscheinung, wo sich in ihm die selbständige Seinsart des Schauspielers darstellt. Bei diesem primordialen Schauspielertum handelt es sich um ein anderes, als was wir unter Komödiantentum verstehen. Der echte Schauspieler im üblichen Verstand ist am meisten er selbst nicht in seinem Privatleben, sondern auf der Bühne, obgleich er auf dieser nie das „ist“, was er „scheint“ Nur für seine Rolle fühlt er sich so verantwortlich, wie andere für ihre persönliche Lebensführung. So führt sein Geistiges ein selbständiges Dasein. Doch er hat grundsätzlich zwei Leben, wie gleiches in anderem Sinn auch vom Dichter und Beamten gilt, und nur das des „Menschen“ empfindet er als sein persönlich eigenes. Beim Ur-Weibe ist solche Scheidung undurchführbar; bei der urweiblichen Frau gilt wörtlich die Gleichung: sie ist Schauspielerin. Vollkommen aufrichtig und durchaus real verwandelt sie sich von Mann zu Mann, entsprechend dem, was er von ihr verlangt oder an ihr liebt. Vor allem aber muß sie eine Rolle überhaupt spielen, um ganz sie selbst zu sein. Die Frau ist Priesterin, Hetäre, Amazone, Kleinbürgerin, prude, zynisch, geistig gleichgültig oder geistig interessiert, ausschließlich Mutter oder ausschließlich Geliebte, je nach der Rolle, die sie die Situation, in der sie sich befindet, spielen heißt. Daher die tiefe Bedeutung der Mode. Andererseits aber entformt sie sich oder verdirbt sie, wo ihr keine Rolle aufgegeben wird. Das ist echte Schauspielerei auf der Ebene realen Lebens. Es ist nicht Mimicry, Verstellung

im tierischen Verstand, es ist auch nicht Verstellung im Sinn bewußter Ränke; es ist auch kein reales Leben aus dem Geist heraus, wie bei dem Dichter, welcher sich selbst in erfundenen Gestalten auslebt, oder Darstellung selbständigen vom persönlichen Leben unabhängigen Geistes, wie beim professionellen Komödianten: es ist ursprüngliches Leben als Komödie.¹

Dies nun ist die Urform geistbestimmten Lebens überhaupt. Ein anderer „Sinn“ als der des physischen und psychischen Organismus als solchen, nutzt dessen Organe, Funktionen und Ausdrucksmittel.

Mit dem Wirksam-werden-können solcher Anders-heit beginnt die Geistigkeit. Sie dämmert schon auf allerfrühester Lebensstufe, doch erst im Menschen von allen Wesen, die wir kennen, tritt sie scharfumrissen als vollendete Seinsart in Erscheinung. Schreiten wir jetzt von den Ergebnissen unserer letzten Meditation her weiter. Die spezifische Erscheinung des Geistes ist das Bild. Nicht das äußerlich bedingte Bild, der Eindruck, sondern das innere Bild. Je mehr Geist sich in seiner Eigenart ausprägt, desto mehr ist das Bild nicht Nachbild sondern Vorbild. Doch sogar beim scheinbar reinen Nachbilden kommt es wesentlich auf das Eigene des Geistes an, denn auch hier nutzt anderer „Sinn“, als der des gegebenen Menschen als Naturproduktes, dessen Organe, Funktionen und Ausdrucksmittel. Und „rein“ erfinden kann kein erdverkörperter Geist; auf irdischen Stoff ist selbst der souveränste Genius angewiesen. Auch auf der Stufe geistigen Schaffens nun verkörpert der Schauspieler die Grund- und Urform. Dies ist der Sinn des Übens und Nachahmens aller Jungen. Keinem fällt von vornherein Neues ein: zuerst stellt er dar, was andere vor ihm wußten oder waren. Er bekennt sich zu einem Vorbild, das ihm Ideal ist, schwört auf die Worte eines Meisters, betet diese nach, findet sein Glück in blindem Glauben an seine Lehre oder

¹ In diesem Zusammenhang empfehle ich die beste Studie über die Frau als Schauspielerin, welche ich kenne: *Sylvia*, in Richard Müller-Freienfels' *Tagebuch eines Psychologen* (Leipzig 1931, Seemann).

seine Seinsart. Was er so darstellt, bedeutet psychologisch Gleiches wie alle Schauspielerei. Doch an dieser Stelle können wir zwischen Schauspielertum im Rahmen der Natur und geistigem Schauspielern klar unterscheiden. Ist das Ur-Weib die Natur-Schauspielerin, welche instinktiv und insofern unpersönlich die vital erforderliche Rolle spielt, die ihm die äußere Situation zuweist, so übernimmt der geistige Schauspieler mittels der Imagination eine von seinem persönlichen Leben verschiedene Rolle und stellt sein Vitales in deren Dienst.

Der nächste Schritt der persönlichen Geistigkeit zu führt zum Spielen der Kinder. Wir vereinfachen die Verhältnisse ein wenig, doch wir verfälschen sie nicht, wenn wir behaupten, daß der Weg der Entwicklung von der Gana- zur Geistbestimmtheit durch zwei Unstetigkeitsmomente führt: zuerst von der problemlosen Blindheit zum reinen Geistbewußtsein; alsdann von diesem zur Wirklichkeitserfassung. Wie wenig selbstverständlich der Übergang zu letzterer gelingt, illustriert die Befremdetheit jedes Kindes, wenn es vom Spiel zum Ernst des Lebens hinüberfinden soll. Von einem gewissen, sehr frühen Punkte ab ist das Menschenkind geistiger als der Erwachsene. Es lebt in einer rein innerlichen Bilderwelt; das Äußerliche ist ihm bloßes Material für seine Dichtung. Dieses hält an, solange die Unterwelts-Triebe schlummern. Erwachen diese, dann erfolgt der Einbruch des Dunkels. Dann fühlt sich das Kind überfremdet; dann verliert es sich, ängstigt es sich. Kinder des hier geschilderten Zustands leben eben reine Phantasie aus. Ihnen fehlt jede bewußte Beziehung sowohl zur eigenen physiologischen Wirklichkeit, wie zu der der Welt; jedes Märchen erscheint ihnen realer und plausibler als Alltagsbegebenheit. Hier handelt es sich offenbar nicht um Schauspielerei, d. h. um Darstellung eines in bezug auf das persönliche Leben Äußerlichen: es handelt sich um unbefangenes sich-Ausleben autonomer geistiger Wirklichkeit, ohne Rücksicht auf alle Außenwelt. So ist das Kind in anderem Sinne echt als das schauspielende Ur-Weib. Im Falle dieses ist die Natur selber Komödiantin;

bei jenem äußert sich Geistiges unbekümmert um alle Natur, doch ohne daß dieses Geistige mit dem persönlichen Ich zusammenfiere; das Kind weiß genau, daß seine Betätigung Spiel ist und nicht Ernst, obgleich es andererseits sein Spielen allein ganz ernst nimmt. Doch wie es vermittelnde Zustände gibt zwischen Chamäleon und Schauspielerin, so trennen Unstetigkeitsmomente nicht in allen Hinsichten das spielende Kind vom Tier. Auch Tiere spielen. Und auch Tiere haben in irgend einem Grad am Geiste teil. Doch bei diesen bedeutet das Spielen in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle, daß festgelegte der Wirklichkeit *a priori* angepaßte Gana-Melodie geübt und geprobt wird. Auch diese Art Spielen ist Menschenkindern nicht fremd. Doch das eigentliche Spielen des Menschenkindes als Ausleben einer innerlichen Welt ist kein Gana-Phänomen. Deswegen hielt Jesus, welcher ausschließlich den Geist im Menschen anerkannte, Erwachsenen das Kind zum Vorbild vor.

Von hier aus können wir bereits im großen und ganzen übersehen, wie Irdisches und Geistiges in der besonderen Hinsicht, welche uns hier angeht, zusammenhängen. Es gibt die verschiedensten möglichen Beziehungen und Gewichtsverhältnisse. Die Ausdrucksmittel sind überall grundsätzlich die gleichen. Aber sie können Verschiedenes ausdrücken: ihren eigenen Sinn, den des Gesamtkörpers, den der eigenen erdverhafteten Psyche, Vorstellung von Fremdem, lebensfremden Geist. Doch man hüte sich vor vereinfachenden und vereinheitlichenden Deutungen. Nur soviel gestatten die Erfahrungstatsachen zu behaupten: zwischen wirklichem und dargestelltem Leben, zwischen organischer Übung und Spiel, zwischen Mimicry und Komödie, zwischen Leben und Geist gibt es Übergänge und es gibt sie wieder nicht. Unter allen Umständen bedingt jede Bedeutungsverschiebung aktuell ein Unstetigkeitsmoment. Für diesen Zusammenhang bietet die Liebe die lehrreichste und erschöpfendste Illustration. Ihre Wurzeln liegen in der Schicht nicht nur des dritten Schöpfungstages, sondern der dunkelsten Schöpfungsnacht. Urtriebe speisen sie durchaus; noch bei ihren

sublimsten Formen spielt das Unterweltliche entscheidend mit. Und doch erschöpft sich der Sinn der Liebe beim Menschen nicht in der Fortpflanzung und dem, was unmittelbar mit dieser zusammenhängt. Es gibt wesentlich seelische Liebe. Es gibt rein geistige Liebe. Und je nachdem, was letztlich die Liebe bestimmt, bedeutet der Zeugungsakt, der bis auf die höchsten Stufen hinan der vollkommenste Ausdruck aller Liebe bleibt, Verschiedenes. Die Lust dissoziiert sich schon bei vielen Tieren von der Fortpflanzung; beim Menschen ist diese Lösung das Urphänomen. Und nun kann der gleiche Akt das Allerverschiedenste bedeuten, und allemal handelt es sich dabei nicht um nachträgliche Deutung, sondern um ursprüngliches Sein: reines Lust-Streben, den Ausdruck bewußter Sehnsucht nach Kindern, absichtliche Natur-Vergewaltigung in der Perversion, höchsten Einklang von Körper, Seele und Geist und reine Kunst. Die körperliche Vereinigung tief Liebender, unabhängig von jedem Zeugungsmotiv, ist im tiefsten und schönsten Sinne Spiel. Und doch klingen so oder anders alle möglichen Sinnes-Töne mit. Immer mehr beunruhigt mich das Wunder der Fortpflanzung. Lügen die Dinge so, daß sie eine rein körperliche Angelegenheit wäre und die „Seele“ ganz von außen in den Körper einströmte, dann wäre volles Verständnis zwar auch nicht möglich, immerhin aber ein erträglicher Grad von Plausibilität erreicht. Aber irgendwie stammen die Kinder von ihren Eltern unzweifelhaft auch geistig ab. Und dies zu verstehen, erkläre ich mich außerstande.

Am Ende unserer Betrachtungen über das Problem des Einbruchs des Geistes gelang es uns, zwei zunächst unvereinbare Erkenntnisse in verständlichen Zusammenhang zu bringen: nämlich daß einerseits das Bild Ur-Ausdruck des Geistes ist, daß aber andererseits von Mut und Glauben gleiches gilt. Jetzt liegt uns ob, eine dritte Ansicht des Geistesprozesses zu gewinnen und mit den früher gewonnenen zu vereinen. Wir betrachteten das Bild zunächst nur als ein statisch Daseiendes, und bei Mut und Glauben sahen wir von aller Erscheinungs-

form ab. Doch das Bild bewegt und wandelt sich andererseits von innen heraus, und Mut und Glauben stellen sich andererseits äußerlich dar. Wie sollen wir nun die Sonderaktivität des Geists von der Erde her bestimmen? Ihr Wesen ist Spiel.

In der Tat: was den Geist, von der Erde her beurteilt, an erster Stelle kennzeichnet, ist sein Unbindbares, sein Unverläßliches; ihm fehlt jedes Gewicht, jede Schwere, jede Inertie. Insofern gilt, immer von der Erde her geurteilt, der Satz: dem Geist fehlt der Ernst. Von ihm aus ist nichts schwer und er nimmt nichts schwer. Der Begriff der Mühsal nicht allein, sondern sogar des Leidens findet an ihm keinen Gegenstand. Mühsal gibt es nur von der Gana her geurteilt, und Schmerz und Leid kennt der Mensch nur als empfindendes und emotionales Wesen; von der Seele erkannten wir ja, daß sie nicht geistiger Natur ist. So muß der Geistige auf den Erdhaften in erster Linie un-ernst wirken. Schon vom Mutigen gilt dies: er setzt ja sein Leben aufs Spiel. Vollends unseriös muß der Glaubende dem Erdschweren vorkommen. Der Glaubende setzt bewußt auf das erkenntnismäßig Ungewisse; er vertraut höchst leichtfertig, trotz schwerster Bedenken und gewichtigster Einwände, die sich entgegenstellen. Zumal der Christ, welcher an Gottes Gnade glaubt, spielt stündlich *va-banque*. Verkleidet dieser sein Bekenntnis zum Ungewissen in eine Theorie, nach welcher das Ungewisse andererseits vorherbestimmt wäre, oder in die Kausalkette *credo quia absurdum*, oder in unbedingtes Vertrauen auf die Liebe Gottes, so hält solche „List der Vernunft“ schon der Kritik des Insektenweibchens nicht stand, das für seine Brut sorgt. Vom Standpunkt der Erdschwere beweist alles Glauben an Unerwiesenes und alles Vertrauen auf Ungewisses an erster und letzter Stelle Mangel an Ernst. Hierzu tritt ein weiteres gravierendes Moment: der Geist ist an sich unbindbar, sodaß dem Glaubenden jede Sicherheits-Grundlage fehlt. Dem scheint nun zu widerstreiten, daß es erwiesenermaßen Formeln gibt, welche Geist objektiv festhalten. Doch der Schein trägt; am deutlichsten wird dies gerade am Extremausdruck mög-

licher Geist-Bindung, nämlich der Beschwörung eines richtiggehenden Geistes durch ein Zauberwort. Man nenne mir ein einziges Märchen, in dem die bloße Existenz der richtigen Formel den Geist bannte: dieser muß beschworen, das heißt er muß verführt werden, sich der Bindung hinzugeben, und dies vermag eben nur der Zauberer, welcher seinerseits Geist ist, welcher fortgehen oder sterben mag. Wir können von hier aus den Mythos „Im Anfang war das Wort“ genauer verstehen, als bisher geschah: er besagt zunächst, daß Gott die Technik der Zauberei beherrschte; die Welt wurde so, wie sie wurde, nur weil Gott ganz bestimmte Worte aussprach; hätte er sich anders ausgedrückt, dann wäre sie anders geworden. Dann aber besagt der Mythos, daß Gott eben Gott war. Es wiederhole ein anderer als Gott die Schöpfungsurworte noch so gewissenhaft — nichts Bemerkenswertes wird deshalb erfolgen. So kann immer nur der Zauberer mittels Zauberformeln beschwören. So helfen Gleichungen und Formeln zu Meisterung der Naturkräfte nur dem, der sie zu handhaben weiß. So gelten juristische Gesetze nur, sofern sie anerkannt werden. So verhilft der vollkommenst-denkbare Ausdruck zur Einsicht dem allein, welcher von sich aus sieht. Dummheit und Stumpfheit stellen undurchdringliche Panzer dar gegen jeden Geist. Vollends deutlich werden die Verhältnisse durch die folgende Überlegung. Überall, wo Bindung des Geists in Frage steht, ist Objektivierung nur unter dem Begriff des Sollens möglich. Nun, was man „soll“, das „muß“ man eben nicht. Daher die Groteske, daß Geistverwirklichung auf Erden nur durch das Allerungeistigste, nämlich durch Gewalt, im Großen durchzusetzen ist; seitdem es Geist gibt, gibt es auch die Idee der Polizei.

Geist als solcher vermag ebensowenig zu binden, wie er zu binden ist. Binden kann allein die Gana. Macht ausüben kann Geist nur, wo er anerkannt, geglaubt, verwirklicht, dargestellt wird, d. h. wo die Erdkräfte, welche binden können, in seinen Dienst treten. Ohne Entgegenkommen des Irdischen vermag er auf Erden nichts. Daher die Gebote, an Gott zu glauben und

Gott zu lieben und Gottes Willen zu tun, auf daß Er sich offenbare. Nicht umsonst donnerten alle Magier aller Zeiten gegen die Zweifler. Nicht umsonst steht alles Gute noch heute, genau wie unmittelbar nach der Vertreibung aus dem Paradies, unter dem Zeichen des „Sollens“ Nicht umsonst muß alle Selbstüberwindung, die Voraussetzung aller Geistesherrschaft, noch heute „geboten“ werden. All dieses „Sollen“ betrifft die Erdkräfte. Werden diese nicht gezähmt, so kann der Geist nicht wirken. An dieser Stelle wird besonders deutlich, daß es sich beim Einbruch des Geists um den Versuch einer Einbildung in schon bestehende und festgefügte Ordnung handelt. Hier wird ferner endgültig deutlich, daß es nicht angeht, das Irdische im Menschen als unwesentlich zu ignorieren: muß sich der Mensch Gott öffnen, damit dieser in ihm wirken kann, so liegt offenbar beim Irdischen im Menschen die Entscheidung. Fassen wir unsere bisherigen Erkenntnisse nun zusammen. Das Bild ist die ursprüngliche Erscheinungsform des Geists; er ist nichts Faßbares, nichts Schweres, nichts Widerstehendes. Er ist weder zu binden, noch kann er selber binden. Der Eigenaktivität des Geistes fehlt alles Ernsthafte, so wie es die Erde versteht; von deren Standpunkt ist sie wesentlich Spiel. Aber dieses Spiel geht von Schau aus und ist selber Schau-Stellung. Unter diesen Umständen trifft nicht nur zu, daß Schauspielerei der früheste Ausdruck geistmitbestimmten Lebens sei: die Ur-Form oder das Prototyp geistigen Lebens überhaupt ist das Schau-Spiel.

Der Schluß, zu dem uns Reflexion führte, wird durch alle Erfahrung bestätigt. Das Menschenkind beginnt sein tätiges Dasein spielend; es weiß dabei, daß es spielt, doch die Welt des Spiels erlebt es als seine eigenste, während es die Außenwelt als fremd und lästig empfindet. Nicht anders erleben kindliche Völker von Imagination. Unter diesen verstehe ich nicht die Primitiven von heute, von denen die meisten hohes Alter in Form früher Zuständlichkeit darstellen, sondern solche, welche das, was uns als Versteinerung begegnet, ebenso spontan

erfinden, wie Kinder ihre Spiele erfinden, auch wo sie dabei gelernten Regeln folgen. Deren Leben ist eine einzige Mythe. Und Mythe zwar im Sinn der alten Griechen, welchen Mythisieren Dichten bedeutete, nur von archaischem Zustand aus; bekanntlich unterschieden die Hellenen die Dichtung ihrer Tragiker sehr wohl von dem, was wir Mythos heißen. Kindliche Völker leben rein von innen heraus. Von der Erde her beurteilt, erscheinen sie allesamt ver-rückt. Es ist nicht Zufall, sondern Sinn und Absicht liegt darin, daß solche Völker kaum ein Naturereignis, das sie oft trefflich beobachten, „richtig“ erklären; ob sie Geburt und Zeugung nicht als Zusammenhang erkennen oder den Tod des erlegten Wildes vom exakt ausgeführten Zereemonial und nicht von der Waffe, welche es niederstreckte, abhängig denken, oder was der Verknüpfungen mehr sind, von denen noch heute so viele in den Aberglauben der verstandesklarsten Völker fortleben: es bedeutet Widerstand des freien Geistes gegen Naturfesseln. Und gleiches bedeuten die „unwirklichen“ selbstgesetzten Ordnungen, aus denen heraus sie leben. Der moderne Naturalismus hat von seinem Standpunkt recht, wenn er auch die Voraussetzungen der christlichen Kirche dem „Aberglauben“ zurechnet, denn unzweifelhaft ist von Natur aus keine besondere Lebensform heilig oder geweiht. Solange geistbegabte Menschen irgend können, spielen sie. So behandeln die zwei tiefsten unter den sozial begabten und gesinnten Völkern, welche heute leben, gerade das Ernsteste grundsätzlich in Form des Spiels. Unter Engländern gilt es als *bad form*, auf deutsche Art auf dem Ernst einer Sache zu insistieren: Humor hat sie auf eine Ebene hinaufzuheben, welche sie irrealisiert. Gleichsinnig wird Krieg als *sport* und vor allem Politik als *game* aufgefaßt; der englische Parlamentarismus steht und fällt mit der Fiktion, daß die Wirklichkeit nach Spielregeln sinngemäß gehandhabt und gelenkt werden kann. Und so war bis vor kurzem das soziale Leben der Chinesen eine einzige Erfüllung von Ritual; dank dem wurde die de facto bestehende dauernde Reibung zwischen zu vielen und zu schlecht neben-

einander wohnenden Menschen zu einem objektivierten Spiel, an dessen Eigen-Sinn man Freude hatte, wie immer das Leben einen behandelte. Der Erkenntnis der Notwendigkeit solcher Irrealisierung entspricht es, wenn der Chinese keinen Glücksbegriff kennt: wo der Europäer „ich bin glücklich“ sagen würde, sagt er „ich freue mich“

Die Beispiele des Engländers und des Chinesen nun führen uns vom naiven Spielen der Kinder, denen Spiel das wahre Leben ist, zur Einsicht in den Zustand, wo die Wirklichkeit der Erde miterlebt wird und das Spielen Erlösung bedeutet. Dies ist überall dort der Fall, wo Ur-Angst und Ur-Hunger ins vorstellende Bewußtsein eingedrungen sind, wo die unentrinnbare Gebundenheit als Schicksal erlebt wird und damit die Traurigkeit der Kreatur die Seele überschwemmt. Da wird das Leben selber nicht als Spiel erlebt, sondern das Spiel wird als Höchstes gewertet, weil es von dessen Schwere befreit. So ist niemandem das Spielen mehr Bedürfnis als Eingekerkerten. Auf dem imaginationsarmen Kontinent der Traurigkeit bedingt der gleiche Trieb ein Leben aus Wunschbildern heraus, das aber nicht ein Leben als Dichtung und Spiel ist, sondern als vorgespiegelte Realität, mithin als empirische Lüge. Diese Menschen in ihrem heutigen Zustand versuchen gar nicht, ihr Vorbild zu verwirklichen, sei es im Leben oder als Spiel: sie geben mit dem Ernst des Verzweifelten vor, das zu sein, von dem sie wissen, daß sie es nicht sind, und verlangen vor allem, daß andere sie ihrem Wunschbild entsprechend sähen. So steigern sie sich in Wortübertreibung, anstatt real zu wachsen oder ihr Leben als Kunstwerk zu gestalten; Titel und sonstige Ornamente ersetzen Leistung, Idealismus und Romantik in Worten und Gefühlen verwirklichten Wert. Schulden werden als Kapital gedeutet — bin ich einer Bank eine Million schuldig, so bin ich eben so viel wert! — äußerer Glanz ersetzt solides Vermögen, Versprechen Erfüllung. So war es im Anfang aller Geistbestimmtheit bei erdzugekehrten und erdverhafteten Völkern. Da vermochte Phantasie selten mehr, als auf Grund von Wunsch-

bildern eine subjektive Welt zu schaffen und so durch Scheinen über die Wirklichkeit hinwegzutäuschen. Die Ur-Beziehung des Erd-Menschen, der aber schon am Geiste teilhat, zum Tatsächlichen ist eine wesentlich verlogene.

Doch Fälle so großer Erdverhaftung sind selten. Die Norm des über-kindlichen Zustands stellt eine Einstellung dar, von welcher aus das Spiel als Erlösung empfunden wird; daher das Primat und die unvergleichliche Bedeutung der Kunst in frühen Zuständen. Hier nun aber wandelt sich die Bedeutung des Gleichen proportional der Tiefe des Geist-Erlebnisses. Ist der Grundzustand derjenige der Traurigkeit der Kreatur, dann bedeutet Kunst Kompensation überhaupt; in einer Welt des Leichten und Flüchtigen und letztlich nicht Realen wird die harte und schwere Wirklichkeit zu vergessen versucht. Die unvergleichliche Tiefe der griechischen Tragödie rührt daher, daß sich in ihr in klassischer Vorbildlichkeit reales tragisches Lebensgefühl erlöste. Letzteres kennzeichnet das erste Erwachen des Menschen zu seiner integralen Wirklichkeit, die sowohl erd- als geisthaft ist. Und so konnte das gläubig erlebte christliche Mysterienspiel der Einbildungskraft real-Überirdisches erlebbar machen. Immerhin aber bedeutet das größte Tiefen-Erlebnis im Schauspiel ein Abreagieren. Insofern dieses Erlebnis das Irdische entwirklicht, entwirklicht es zugleich den Geist; denn dieser muß sich ent-äußern, um sich in einer von außen her vorgegebenen Vorstellungswelt auszuleben. Wahrhaftiges Leben aus dem Geist beginnt erst dort, wo lebendiger Geist sich zentral durch die Person als Schauspiel auslebt. D. h. wo sich, christlich ausgedrückt, das Himmelreich auf Erden zu verwirklichen beginnt. Damit erfährt alles Erleben eine Umlagerung. Es ist nicht mehr die Imagination an sich, ohne Zusammenhang mit dem Selbst, welche sich spielerisch auslebt. Es ist auch keine Übertragung von Erd-Erleben in die Sphäre des Ab-Bildes. Es handelt sich auch nicht mehr um Vor-Bilder, welche als ein Fremdes durch das Bewußtsein wirken: die Person selbst wird zum Ausdrucksmittel

des Geists. Damit erscheint das Leben in eine neue Dimension ver-rückt.

Der früheste Ausdruck persönlichen Lebens aus dem Geist ist die restlose Identifizierung des Persönlichen mit einem Überpersönlichen; in diesem Zustand ist das Menschenleben ein realisiertes Schauspiel. Unter unzähligen Beispielen — ich könnte gleichsinnige aus Indien und Sumer anführen — greife ich ein Bild aus Rhodesiens Vorzeit heraus, so wie es Leo Frobenius vor uns hinstellt.¹ Vor Jahrtausenden war das ganze Dasein der Könige dieses Landes eine einzige Darstellung eines Mythos im Medium realen Lebens. Der Mond galt als Gott und König, und des Mondes Schicksal mußte der König erfüllen. Der Mond hat die Sonne und den Abendstern zu Frauen. Die eifersüchtige Sonne vergiftet ihn; der Mond nimmt ab und stirbt. Der Abendstern aber folgt ihm in die Unterwelt und erlöst den Gatten; dann steigt der Mond wieder auf. Der irdische König lebte in Geschwisterehe. Dann allein durfte er sich zeigen, wenn der Mond am Himmel stand; nahm dieser ab, dann mußte er sich verstecken. Vollkommen verborgen mußte er bleiben in mondloser Zeit, keiner durfte zu ihm sprechen. Wenn aber nach Ablauf von zwei Jahren der Abendstern sich zum Morgenstern verwandelte, dann ward der machtvollkommene König in die Tiefen des Berges gebracht und samt seinen ganzen Frauen und seinem ganzen Hofstaat erdrosselt. Und dann begann das Schauspiel neu. So wie der Mond sich erneute, erneute sich der König in der Thronbesteigung eines neuen Herrschers.

Das Leben solcher Urzeit war Schauspiel. Doch es war weder Spiel im Sinn des Kindes noch in dem der Bühnenkunst noch

¹ Ich fasse es auf Grund des Vortrags zusammen, welchen Frobenius darüber im Jahre 1930 in der Schule der Weisheit hielt. Ausführlich dargestellt findet sich der betreffende Mythos in *Erythraea, Länder und Zeiten des heiligen Königsmordes*, Berlin 1931, Atlantis-Verlag. — Bei dieser Gelegenheit bekenne ich gern, daß ich nicht nur das schöne angeführte Beispiel, sondern auch einige der folgenden allgemeinen Formulierungen über die Bedeutung der „Rolle“ im Leben der Anregung meines genialen Freundes danke

auch Transposition des Realen ins Imaginäre; und erst recht nicht war es Erlösung in der Phantasie. Es war furchtbarste Wirklichkeit, nur von einem mit Kosmischem identifizierten Ich aus erlebt. Die intellektualisierten Söhne des zwanzigsten Jahrhunderts wännen über diese Art des Schau-Spielens endgültig hinaus zu sein. Tatsächlich gibt es eine wichtigste Ebene gerade ihres Lebens, auf welcher jeder, auch der Modernste und Aufgeklärteste, nicht anders fühlt und denkt, wie es die Könige Alt-Rhodesiens taten. Dies ist die Ebene historisch-sozialen Geschehens. Und sogar der Umfang der vorausgesetzten Entsprechung zwischen Natur-Verlauf und Schau-Spiel hat sich erst in allerletzter Zeit geändert. Vom chinesischen Kaiser wurde noch bis zum Ende des alten Reichs der Mitte, sonach bis vor wenigen Jahrzehnten, vorausgesetzt, daß das exakte Vollziehen der vorgeschriebenen Zeremonien seinerseits Gewähr stünde für ersprießlichen Naturverlauf. Und wenig länger ist es her, daß sich der Papst zu Rom für unfehlbar erklären durfte, insofern er *ex cathedra* entscheidet: in diesem Augenblick sei der fehlbare Mensch identisch mit der übermenschlichen Rolle, welche er spielt. Doch schrumpfte die Spannweite anerkannter Entsprechung noch so eng zusammen: geschichtliches Dasein steht und fällt mit der Anerkennung dessen, daß es auf die Bedeutung des Menschen mehr ankommt, als auf sein Biologisches, auf den Sinn des Lebens mehr, als auf das Leben selbst, und daß dieser Sinn sich in der Rolle restlos ausdrückt. Durch diese eine Erwägung wäre alles eigentlich historische Leben, von der Erde her beurteilt, als Schau-Spiel erkannt und bestimmt.

Jeder christliche Monarch, der an sein Gottesgnadentum glaubte, war bis zum historischen Ende des germanischen Königstums, welches 1918 erfolgte, als Monarch kein Mensch und durfte daher nicht gemäß privaten Normen leben. Ich nenne gerade dieses Beispiel, weil sich die Sonderart der Urbeziehung erwachten Geistes zur Natur von der höfischen Etikette her am besten erkennen läßt. Diese ist ein Distanz-

verhältnis. Wer Überlegenheit über die Natur markieren will, muß sich ihr gegenüber innerlich distanzieren. Dies gelingt am leichtesten durch Veräußerlichung des Abstandes mittels eines streng befolgten Zeremonials. So befolgt jeder Mensch schon als Vater, als Gatte, als Sohn im Unterschied zu dem, was er für sich ist, noch so unbewußt eine bestimmte Etikette. Deren Strenge wächst mit dem Abstand, welcher markiert werden soll. So ließ sich ein König, welcher so rein und vollkommen König war, wie Ludwig XIV. von Frankreich, als Mensch überhaupt nie gehen. Andererseits: je mehr Menschen im Spiel sind, desto mehr ist Objektivierung und Materialisierung der Distanz vonnöten. Soll Geist über die Natur herrschen, dann muß er von sich aus die Grenzen und Abstände schaffen, die er zu seiner Darstellung braucht. Aus diesem Grunde begegnen wir überall, wo Geist sozial bestimmt, einer allgemeinen hierarchischen Ordnung. Alle Hierarchie ist geistigen Ursprungs. Was in der Natur Hierarchie scheint, ist nie anderes als das natürliche Gleichgewicht, das sich aus dem spezifischen Gewicht der Gana-Kräfte ergibt. Hierauf allein beruht das Führertum unter Tieren. Im Fall jeder echten Hierarchie hingegen ist es das Amt als solches, welches die Stellung schafft; darum gibt es unter Menschen so oft unberufene Führer, was unter Tieren ein Ding der Unmöglichkeit ist. Und so wird unter Menschen dort allein das Blut als Stellung-bedingend anerkannt, wo bestimmtem Blute geistiges Charisma zugesprochen wird. Nur dort findet sich erbliche Herrscherstellung, nur dort gibt es Kastensysteme; nicht umsonst spricht man von Kastengeist, denn in der Natur ist keine Kaste begründet. Umgekehrt ist eine Gliederung des Lebens nach Bedeutung und Wert überhaupt nur auf Grund vorausgesetzter Hierarchie möglich. Denn soll Geistiges in der Gana-Welt bestimmen, welche von sich aus nichts vom Geiste weiß, dann muß dieser eben als solcher materialisiert werden. Solche Materialisierungen sind unter anderem die Titel, die von den meisten geradezu als zoologische Bestimmungen aufgefaßt werden. Dies gilt desto mehr, je weniger

selbstverständlich einem Menschen sein Geistiges ist. Die Friseure Brasiliens z. B. haben eine *académie dermo-capillaire* nach dem Muster der Académie française gegründet mit entsprechenden Kostümen usw., um im Rahmen von deren Hierarchie sich selbst als Menschen achten zu können. So ist es andererseits nur logisch, wenn jede naturalistische d. h. Hierarchie-feindliche Bewegung instinktiv gegen den Geist Sturm läuft. Daß sie Intellekt und Können meist desto höher wertet, widerspricht dem nicht: beide sind animalische Angelegenheiten.

Das Entscheidende bei alledem nun ist, daß wer eine historische oder soziale Rolle spielt, in seinem „Schau-Spielen“ sein Realstes sieht. Seine Karriere ist sein eigentliches Leben. Wer zu seinem Amte innerlich berufen ist, fühlt sich als König, als Staatsmann, als Richter innerlicher beteiligt, denn als Privatmann. Denn sein Beruf gibt seinem Leben Sinn. Im Sinn seines Daseins aber sieht er dessen Wesenskern. Letzterer Satz nun faßt das Entscheidende mit der erforderlichen Prägnanz. Ist einem Menschen der Sinn seines Daseins, welcher mit diesem offenbar nicht zusammenfällt, das Wichtigste, dann ist ihm seine Rolle sein Realstes. Und da dies von jedem zu Geistbewußtsein erwachten Menschen gilt, und da es keine Erkenntnis-Instanz gibt jenseits der Erfahrung, so folgt daraus, daß im Sinn tatsächlich der Wesenskern des geistbestimmten Menschen liegt. Er liegt dort nicht beim Menschen „überhaupt“; Geist ist erst nachträglich in das Gefüge der Gana, Delicadeza und emotionalen Ordnung eingebrochen. Es ist auch möglich, dem Geist seinen letztbestimmenden Subjekt-Charakter durch willkürlichen „Fall“ zu nehmen und ihn zum bloßen Werkzeug der Gana zu erniedrigen. Dies hat der moderne Materialismus zu Wege gebracht, am konsequentesten in seiner amerikanischen Abart, die sich Pragmatismus nennt. Aber dann rächt sich dies dadurch, daß der positive Geist in negativen umschlägt; daher der moderne Satanismus. Auf der heutigen Stufe ist Geist der Wesenskern des auf der Erde lebenden Menschen. Hieraus nun

ergibt sich rein logisch, was alle Erfahrung bestätigt, daß jeder ohne Ausnahme grundsätzlich für sich so denken muß, wie der berufene König, Staatsmann und Richter. Es gibt schlechterdings keinen geistbewußten Menschen, welchem der Sinn seines Lebens nicht dessen Wesentliches wäre; allenfalls mag er diesen, falls er den Geist verleugnet, mißverstehen und so Erfolg oder Nutzen zu seinem Idol machen. Doch eine Rolle spielt auch er. Wer den Proleten an die Spitze seiner Werte-Skala stellt, kehrt nur die normale Folge um. Ohne Rolle kein geistbestimmtes Leben. Was das „Amt“ von sonstigen Rollen unterscheidet, ist allein, daß es eine typische, keine individuelle Materialisationsform darstellt und ursprünglich von der Kollektivität und nicht dem Einzelnen her besteht. Aber Schau-Spiel ist auch das einsamste Leben, welches Geist bestimmt; für sich spielt jeder eine Rolle. Und sobald einer einer Mehrheit etwas bedeutet, wird sein Leben unwillkürlich zu öffentlichem Schauspiel. Der Dichter fühlt sich als für den Geist seines Volks repräsentativ, der Gelehrte „vertritt“ die Wissenschaft, der Seelenarzt das Gewissen derer, die sich an ihn wenden. Der Privatmensch wird in irgend einer Hinsicht zur „Autorität“, welche nichts Fiktives ist, sondern eben sein verselbständigter geistiger Sinn, sodaß Menschen, die ihre Bestimmung erfüllen, in allen wesentlichen Hinsichten überhaupt nur als Rollen miteinander verkehren. Von dieser Rolle wird selbstverständlich vorausgesetzt, daß sie dem Menschen entspricht. Wer zu keiner Deckung von Rolle und Dasein gelangt ist, der fühlt allemal selbst, daß da irgend etwas nicht stimmt; und erst recht urteilen so alle anderen.

Dieses Gefühl notwendiger Kongruenz von Leben und Rolle ist so primär und allgemein, daß es auf die Deutung kaum ankommt. Es ist grundsätzlich einerlei, ob die geforderte Kongruenz als notwendige Entsprechung von kosmischer und menschlicher Ordnung im Sinn einer Berufung von oben her, oder von unten her als zwangsläufige Folge richtigen Urteils der öffentlichen Meinung verstanden wird. Wohl bedingt, wo

auf allen geistgeborenen Gebieten die Bedeutung den Tatbestand schafft, die Deutung ihrerseits besondere Wirklichkeit, und liegt umgekehrt bestimmter Wirklichkeit ihr entsprechende Deutung am nächsten. So findet eine mechanisch denkende Zeit, welche an keine innere Entsprechung zwischen Beruf und Sein (im Unterschied vom Können) glaubt, keine „berufenen“ Führer; und kommt zufällig einmal ein echter Führer hoch, so kann er nicht wirken, wie er's zu tun vermöchte, wenn er richtiger gesehen würde; denn unbemerkter oder nicht anerkannter Geist ist auf Erden machtlos. Doch auch die mechanischste Zeit, ja gerade sie glaubt an „Stellung“ im Unterschied vom natürlichen Dasein. Und gerade das mechanische Zeitalter hat die Wissenschaft der Soziologie erfunden, gemäß deren Ergebnissen die Sonderart des Menschen mehr noch sozial als biologisch bedingt sei. Die bloße Möglichkeit der Soziologie nun setzt implizite voraus, daß die „Rolle“ die Natur beherrscht. So kann denn kein Zweifel darüber walten, daß das Schauspiel des historischen Daseins, obschon es wesentlich Schauspiel ist, in Wirklichkeit wurzelt. Es wurzelt in der geistigen Natur des Menschen. Diese kann sich, von der Erde her gesehen, nur als Schau-Spiel auswirken. Und hieraus folgt ein weiteres, das der Erde von je besonderes Ärgernis gegeben hat: je geistiger ein Mensch, desto mehr ist er Schau-Spieler. Das ist es, was, meist so völlig mißverständlich, auf Geltungsstreben im Sinn der Erde und damit auf Ur-Hunger und Ur-Angst zurückgeführt wird. Warum will jeder, der die geringste innere Veranlassung dazu hat, berühmt werden? Um sein Dasein ganz im Geiste zu fundieren; denn der Ruhm gilt ausschließlich der Rolle, sodaß er alles Erdhafte ins Reich des Geists hinüberzieht. Und was der Ruhm vollendet, beginnt der Ehrgeiz. Aller Ehrgeiz fordert Karriere im Unterschied von biologischem Verlauf, und Karriere ist Schau-Spiel. Das deutsche Wort Ehrgeiz ist hier tiefer als sein romanisches Äquivalent (Ambition). Ehre ist der spirituellste der spirituellen Werte, denn sie betrifft überhaupt nur des Einigen Einzigkeit. Insofern

darf man gerade von der Ehre Gottes reden. Dafür fassen die romanischen Sprachen den Sinn des Ruhmes tiefer, indem sie ihn Glorie heißen: Leben im Himmel ist Leben in der Glorie. Das Problem des Ruhmes macht besonders deutlich, wie Ganimotive in den Dienst des Geistes treten. Freilich haben Ruhmsucht und Ehrgeiz ihre unterweltlichen Entsprechungen in Macht- und Geltungsstreben und im Besitztrieb. Aber diese Motive dienen nur, sie herrschen nicht. Der im tiefsten Sinne Ehrgeizige begehrt immerdar das Unmögliche. Unterwegs dahin aber verzichtet er auf Glück zum besten der Größe, auf die Gegenwart im Hinblick auf die Nachwelt, auf Besitz und äußere Macht, um geistig zu werden, und so fort.

Aller Weg zum Ziel aber ist „Karriere“. Das heißt, er bewegt sich von Etappe zu Etappe, im Rahmen einer implizierten Hierarchie, sodaß sich das Leben des Strebenden dem Zuschauer allemal als wohlaufgebautes Schau-Spiel darstellt.

Jetzt können wir verallgemeinern. Soweit ein Mensch Geist Joder geistig ist, ist gerade sein reales Leben wesentlich Komödie. Es ist Komödie in eben dem Verstand, in welchem Dante den Begriff zuerst prägte. Tatsachen zählen im eigentlich menschlichen Leben genau nur insoweit, als sie „bedeutend“ sind. Daß überaus häufig das Gegenteil geglaubt, daß die Komödie des sozialen und historischen Lebens als Lug und Trug verurteilt wird, liegt daran, daß es tatsächlich in sehr vielen Fällen nichts anderes ist. Vergessen wir's nicht: der früheste Ausdruck des Geistes auf Erden war die Ver-Stellung. So belügen gar viele andere und auch sich selbst, indem sie ihre Rolle spielen. Dies liegt aber nicht am an sich Lügenhaften von Hierarchie und Rang, sondern daran, daß die Betreffenden geistig zu oberflächlich sind, um als Geistige sie selbst zu sein, zu Gestaltungs-unfähig, um Rolle und Leben zu verschmelzen, oder zu feige, um solange zu kämpfen, bis daß sie ihre richtige Rolle sich erobern. Die meisten sind jedenfalls zu feige, um auf eine Rolle, an die sie nicht glauben, die aber ihren Mann nährt, zu verzichten. So ist überaus Vieles am historischen Leben

tatsächlich Lug und Trug. Der Führer ist kein Geweihter, es fehlt jede Gleichung zwischen Berufung und Beruf, zwischen Sein und Stellung, zwischen Macht und innerem Recht zu ihr. Das hindert aber nicht, daß alle große Geschichte durch Zustände verlaufen ist, in welchen Rolle und Leben sich deckten. Das ändert nichts an der allgemeinen Wahrheit des Satzes, daß Tatsachen im eigentlich menschlichen Leben genau nur insoweit zählen, als sie „bedeutend“ sind. Auf der Ebene der Geschichte tritt dies am deutlichsten zu Tage, weil Geschichte mit dem Primat der Bedeutung gegenüber der biologischen Tatsächlichkeit steht und fällt, weil niemand die Anlegbarkeit historischen Maßstabs an die Ereignisse bezweifelt und alle Tatsachen hier die Realität des Geistigen beweisen. Völker sind nur dann und nur genau so lange geschichtlich, wie sie einer Aufgabe leben und insofern geistige Ziele verfolgen. Bei jedem Volk, das seine Götter verlor oder seine mögliche Aufgabe erfüllt hatte, setzte Erstarrung oder Entartung oder Rückfall ins nur-Biologische ein, es sei denn daß neuer Geist durch Zerstörungszwischenzustände hindurch dem gleichen Volk eine neue Rolle zuwies. Insofern ist es — um hier noch einmal auf unsere Betrachtungen über Politik und Krieg zurückzukommen und sie zum Abschluß zu bringen — doch keine bloße Gana-Angelegenheit, wenn eine Nation um Macht und Geltung kämpft: sind auch Ur-Hunger und Ur-Angst die letzten Triebkräfte aller Politik, so kann andererseits Politik in den Dienst geistigen Wollens treten. Und so kann auch der Krieg, so schauerlich seine sämtlichen Untergründe sind, Weg sein zu geistiger Behauptung und Selbstverwirklichung; wer ganz aus dem Mut heraus lebt, wessen ganzes Leben bejahtes Selbst-Opfer ist, wem die Ehre mehr wert ist als das Leben, dem „bedeutet“ der Krieg ein anderes, als er „ist“, und diese Bedeutung ist, wo Geist bestimmt und entscheidet, der letztgültige Tatbestand. Aber was im Fall historischen Daseins am deutlichsten in Erscheinung tritt, ist nicht minder wahr für alles geistbestimmte individuelle Leben, und es gibt kein

Menschenleben, das gar nicht geistbestimmt wäre. Den elementarsten und insofern schlagendsten Beweis dessen erbringt die Individualpsychologie Alfred Adlers. Die Lebenslinie eines Menschen ist gegenüber den besonderen Tatsachen seines Lebens nachweislich das Primäre; entweder bedingt richtig erkannter Sinn als unbewußtes Leitbild Voll-Entwicklung und gesundes Ausleben, indem es dem wahren Wesen des Menschen entsprechende Tatsachen schafft; oder aber Lebenslüge „arrangiert“ sich selbst entsprechende Tatsachen, was in Krankheit oder Unheil endet. Arrangiert oder leitet nun ein Geistesbild den realen Lebenslauf, dann ist dieser offenbar wesentlich Schau-Spiel.

So erfahren die Gana-Tatsachen auch im Einzelleben, je geistbestimmter es ist, eine desto tiefergreifende Transsubstantiation. In verklärender Deutlichkeit tritt diese im Fall des Schicksals zu Tage. Das Schicksal ist zuunterst das, als was wir es in unserer fünften Meditation erkannten; da besteht kein Wesensunterschied zwischen Menschen- und Aal-Geschick. Die Form alles Lebens ist die Melodie. Im Fall der Gana hat diese nur eine Dimension. Die Schicksalsmelodie hat deren mehrere, denn sie bedarf zu ihrer Bestimmung und Festlegung der vier Koordinaten Notwendigkeit, Zwang, Freiheit und Zufall. Doch das persönliche Schicksal des Menschen ist mehr als das bisher betrachtete. Dieses liegt in der Dimension der Bedeutung, welche alle Tatsachen für diesen einen und nur diesen Menschen haben. Es realisiert sich mittels besonderer Akzentuierung der Tatsachen von seinem besonderen geistigen Sinne her, welcher in der äußeren Linie des Schicksals nicht enthalten ist. Und die besondere Ebene des persönlichen Schicksals entsteht allemal durch Selbstüberwindung, oder genauer: durch Überwindung des natürlichen Gefalles. So kam das meiste große Schicksal im Gegensatz zur Neigung zustande, und entschied letztere ausnahmsweis, so geschah dies, weil der Geist ja sagte zu ihr. Insofern liegen Neigung und Zufall für diesen auf einer Ebene: wie der geist-

bestimmte Mensch einen Zufall unter Tausenden bejaht, weil er ihm ganz entspricht, und ihn damit wirksam macht, so kann er ja sagen zu seiner Neigung zu einer bestimmten durch Zufall begegneten Frau, weil er auf den ersten Blick erfaßt, daß sie wesentlich zu ihm gehört und insofern sein Schicksal ist.

Doch was für den Geist das entscheidend Wichtige ist, ist und bleibt vom Standpunkt der Erde Spiel. Geist ist ohne Gewicht; Geist ist niemals handgreifliche Tatsache. Dem, welcher kein Organ für ihn hat, ist seine Bedeutung nie zu beweisen. Was soll Ehre dem, welchem Ehre nichts bedeutet? Was soll dem Schönheit, der ihren Wert nicht sieht? Was soll dem uneigennützig Liebe, der nur materiellen Vorteil begreift? Wie kann der Mut und Glauben würdigen, welchem Sicherheit sein ein und alles ist? Dem Erdmenschen muß die Welt des Geistes un-ernst erscheinen. Und gerade mit dieser Nuance wird sie auch in allen Frühzeiten der Geistigkeit erdnaher Völker vorgestellt. Ich gedenke jenes herrlichen Grabmals eines Kirchenfürsten, welches die Kathedrale von Tarragona schmückt: lachende Engel umstehen da den strengen Leichnam. Ist der Geist letzte Wirklichkeit des Menschen, dann ist der Tod in der Tat nicht ernstzunehmen. Und so entspricht alles Leben im Himmel, wie es das frühe Christentum vorstellte, dem, was man auf Erden Spiel heißt. Die ewige Seligkeit ist die der spielenden Kinder. Alles Geschehen ist Theater, denn die Seligen kennen keine andere Beziehung zu ihm als die der Schau oder die des im Sinn des Lebens-Ernstes unbeteiligten Mitspielens. Und auf diesem Theater werden nur Komödien gespielt, denn Tragik gibt es nur in der Spannung zwischen Geist- und Erdgesetz, und das Gesetz der Erde ist im Himmel aufgehoben. Die meisten ausschließlich Geistigen von ursprünglicher Naivität haben das Gesetz der Erde auch auf Erden aufzuheben versucht. Wenn Jesus Erwachsenen die Kinder als Vorbilder vorhielt, so konnte er es kaum anders meinen. Und nicht anders meinten es die grimmsten Asketen. Dem Erd-Menschen erscheint freilich jegliche Kasteiung furcht-

bar; das ist, weil er die Erde über alles ernst nimmt. Aber gerade das tun echte Asketen nie. Die besonderen Empfindungen des mortifizierten Fleisches kümmern sie nicht. Und je weiter sie kommen in ihrer Vergeistigung, desto fröhlicher wird ihnen zu Mut. Ich weiß von keinem saueren oder bitteren Heiligen. Die westliche Tradition ist zu moralistisch, als daß sie eindeutige Bilder hätte schaffen können. Wer mit moralischem Vorurteil an den Geist herantritt, muß ihn irgendwie verkennen, denn wo sein Wesen schöpferischer Sinn ist, kann es für ihn kein ein für alle Mal und kein Endgültiges geben. Die Ahnung der Wahrheit vertritt hier kanonisch allein die Lehre von der grenzenlosen Gnade Gottes: ist der Christengott dermaßen Gnade-bereit, dann kann er moralische Fragen nicht letztinstanzlich ernst nehmen. Aber großartig hat Indien den Un-Ernst und das A-Moralische des Geistes vor- und dargestellt. Spielend und wie zum Spiel hat Gott die Welt erschaffen. Und untergehen wird sie, wenn einmal Tanzwut über ihn kommt. Dann wird er die Welt zertanzen.

Doch diese kosmisch-wahren Bilder sind immer nur von wenigen verstanden und vor allem vertragen worden. Noch habe ich keinen Christen gesehen, welcher den wesentlichen Un-Ernst seligen Lebens vom Standpunkt der Erd-Norm eingesehen hätte. Dafür aber haben alle eine Ahnung vom wahren Sachverhalt. Und dieser ist ihnen greulich. So überkompensieren sie ihre Ahnung ungenehmer Wahrheit durch extreme Betonung des angeblichen Ernstes des Geistigen. Der Fall der Götter ist männiglich bekannt: bei ihnen wird ein Mangel an Ironie und überlegenem Humor vorausgesetzt, der sie als Menschen erledigen würde. Der König muß sich selbst so grenzenlos ernstnehmen, daß er das bestgemeinte leichtfertige Wort, das ihn betrifft, aufrichtig als Majestätsbeleidigung auffassen kann. Ein Hohes Gericht ist kaum weniger empfindlich als ein Souverän. Der niederste Beamte protzt mit seiner Amtsmiene, und diese Verkehrung der tatsächlichen Verhältnisse geht so weit, daß das wahrhaft Furchtbare und Leidvolle des natür-

lichen Lebens bagatellisiert wird gegenüber dem vorausgesetzten Gewicht geistiger Zusammenhänge. Aber der Mehrheit ist Geist offenbar wirklich allein in solcher Maskierung erträglich. Das Irdische im Menschen haßt den Geist, weil dieser seine Letztinstanzlichkeit negiert. Und vor dem Geistigen, welcher das leicht nimmt, was ihm so furchtbar schwer fällt, empfindet es Grauen. Das materialistische Spät-Rom empfand es als Ausdruck äußerster Nicht-Achtung, wenn sich die christlichen Märtyrer freudig von Bestien zerreißen ließen. Der Philister flucht auf den „liederlichen“ Edelmann, weil dieser aufs Spiel setzt oder spielerisch behandelt, was ihm letzter Ernst ist. Das Erdweib fühlt sich vom Asketen negiert, oder vom Dichter, welchem sie Muse ist, prostituiert. Und alle Aufstände des Massenmenschen, dessen Seele gemäß hellenischer Lehre der Bauch ist, sind durch ihr Todernstnehmen der Bedürfnisse niedersten Lebens charakterisiert. Ihnen ist die Nützlichkeit im Erd-Verstande alles. Man soll das Gute tun, auf daß man lange lebe auf Erden (Israel) oder es gibt nur Wahrheit im Sinn erwiesenen Vorteils (nordamerikanischer Pragmatismus) oder ein einziges Paar Stiefel ist mehr wert als der ganze Shakespeare (Tolstoy als Vater des Bolschewismus) oder das irdische Leben als solches ist heilig. Letzteres lehrte, wohlgemerkt, nicht der Buddha, dem ja das Aufhören des Lebens letztes Ziel war — er warnte vor Töten und Leiden-Machen nur, weil dies die Lebenskraft der verhaftenden Triebe steigere — wohl aber ist es die Grundauffassung des europäischen Materialisten. Wer aus dem Geiste lebt, kann Leben und Sterben unmöglich derartig ernstnehmen. Darum gilt dem spirituellen (im Gegensatz zum intellektuellen) Menschen der besondere Abscheu der modernen Massen. Eben daher deren Religionsfeindschaft. In seiner mildesten Form lebt die ursprüngliche feindliche Stellung des Erdhaften zum Geist in der naturhaften Frau fort, die keinen Sinn und Verstand in einem Leben für geistige Aufgaben sieht. Was nicht unmittelbar dem Erd-Leben dient, erscheint ihr Ver-rücktheit. Dementsprechend nimmt sie den Mann über-

haupt mit seinen Zielen, was immer sie vorgäbe, nie wirklich ernst. Ihr ist er der unverantwortliche Abenteurer, der Hasardeur, der Spieler, das ewige Kind. Und das ist er wirklich. Aber eben darum ist er der ursprüngliche Geisträger. Schwer und schwernehmend ist allein die Erde.

Denn auch das ganze Leid-Problem in all seiner Tiefe ist ein Erd-Problem. Das Mißverständnis, Leid mit Geist in Beziehung zu bringen, rührt von dem Vorurteil her, daß alle Tiefe Tiefe dem Geist zu sein müsse. Es gibt ebensowohl Erd-Tiefe. Daß das Leiden im Leben der Frau eine überragende Rolle spielt, wogegen der Mann von Instinkts wegen ablehnend zu seiner bloßen Beachtung steht, hat seinen Grund darin, daß die Frau der erdhaftere Teil der Menschheit ist. Sie ist ebendeshalb der seelenvollere. Auch die Seele gehört der Erde zu. Nun ist es seine Beseeltheit, seine ursprüngliche Zentriertheit in der emotionalen Sphäre, welche den Menschen zum Menschen macht. Deswegen ist Geistigkeit ohne Seele unmenschlich. Eben sie charakterisiert im Grenzfall das Bild des Teufels. Und so wirkt der geistige Mann, dessen Gefühl verkümmert ist, als Mensch unter allen Umständen minderwertig. Nur der vollkommen menschliche Mensch, der sich durchgeistigt, ist menschliches Vollendungsziel. Daher denn die spirituelle Bedeutung des Leidens. Spirituell ist sie nur indirekt, denn leiden kann allein die Seele, welche der Erde zugehört; aber eben auf deren Spiritualisierung kommt es für den Menschen an. Der Mensch, der zum überwiegenden Teile Erdwesen ist, will bei allem Höherstreben doch nie aufhören, Mensch zu sein. Großartig versinnbildlicht diese Wahrheit die Christus-Legende. Ganz Mensch mußte Gottes Sohn werden, alles irdische Leid mußte er auskosten, ja er mußte unter die Erde zur Hölle hinabfahren, auf daß die Menschen fähig würden, ihm in das Reich ewiger Seligkeit zu folgen. Setzt man „geistiges Wesen des Menschen“ an die Stelle von „Gottes Sohn“, dann gilt das vom Christus Behauptete für jeden Menschen. Eine Durchgeistigung, welche den Menschen nicht verbildete,

kann es nur dort geben, wo sein Erd-Teil voll ausgebildet ist. Und dessen Ausbildung, nicht die des Geistes macht die Leidensfähigkeit. So bleibt es wahr, daß man die Tiefe eines Menschen an seiner Fähigkeit zu leiden messen kann: die fragliche Tiefe ist die Erd-Tiefe. Sie allein kann sich dem tiefsten Geist vermählen, denn überall entsprechen sich Tiefe und Tiefe, nie und nimmer Tiefe und Oberfläche. Insofern bedeutet Tiefe der Erde zu Bereitschaft zu jeder Art von Tiefe. Diesen Aspekt des Problems verdeutlicht die Legende des Buddha besser als die des Christus, denn Buddha begann seine Laufbahn nicht als Gottes Sohn. Er begann mit erschütterndem Leid-Erleben. Wie kein zweiter erfaßte er, daß Leben auf Erden Leiden ist. Dann aber wies er einen Weg, das Leiden aufzuheben. Und mit ihm löste sich alle Erd-Schwere für ihn auf.

Damit verging ihm denn auch die Möglichkeit des Ernstes, welchen die Erde meint. Dieser schwindet proportional der Durchgeistigung. Was beim Seelenlosen zu teuflischem Lachen führt, bedingt beim Geistigen, dessen Seele reich ist, sein Spielerisches. Freilich nimmt nicht nur der Gottsucher und der Künstler, sondern auch der Schauspieler im üblichen Verstande seine Rolle „ernst“ Aber dieses Ernst-Nehmen hat nichts mit dem Ernst der Erdschwere gemein. Es ist kein anderer Ernst, als der des spielenden Kindes. Die Frage der Schwierigkeit und der Mühsal stellt sich nicht. Wer Kind des Geistes ist, der freut sich seiner Arbeit. Der Strebende freut sich der Schwierigkeit, er freut sich der Widerwärtigkeit, denn gerade sie ermöglicht ihm Geistesverwirklichung; der Geist steht ja in Spannungsverhältnis zur Natur. So spricht wahrhaftiges Erleben aus dem Dank, welchen so manche Heilige ihrem Gotte dargebracht haben für die über sie verhängte Trübsal.

Längst haben uns unsere Gedanken über die Bestimmung des Verhältnisses von Geist und Erde, mit welcher diese Meditation anhub, gemäß welcher die Welt des Geistes eine ver-rückte ist, hinausgetragen. Nunmehr liegt uns ob, die Wendung ausdrücklich zu vollziehen. Das Geistige entringt

sich der Gana in Form der Verstellung, der Lüge, der Ur-Schauspielerei. Reines Wirklichkeits-unbekümmertes Spiel nach Art des Kinder-Spiels ist sein erster reiner Ausdruck. Die frühesten Verknüpfungen des Geistes mit der Erd-Wirklichkeit aus dem Bewußtsein seiner Souveränität heraus sind willkürliche: sei es, daß das Irdische sein „soll“, was es nicht ist, sei es, daß eine Gleichung zwischen kosmischem und irdischem Geschehen — wie sie sich im Leben der alten Könige Rhodesiens darstellte — vorausgesetzt wird, die es nicht wirklich gibt. Aus der erkannten oder erahnten Diskrepanz zwischen Geist und Erde, aus dem Leiden an dieser flüchtet der Mensch immer wieder ins reine Theater. Doch hat sich das Geistbewußtsein im Subjekt verfestigt, dann wird eine neue Beziehung zwischen ihm und den Erdkräften möglich: die des Sinnes zum Ausdrucksmittel. Was ein Nebeneinander war, wird zum Ineinander. Und der Geist herrscht von innen her.

Knüpfen wir hier an der Stelle unserer Meditation über den Einbruch des Geistes an, wo wir von den physiologischen Bedingungen möglicher Einbildung des Geistes in das Leben handelten. Das Organische oder Vitale ist dem Menschen nie und nirgends das, womit er sich zutiefst identifiziert. Nicht die geprägte Form, sondern der Ausdruck seiner Züge stellt „ihn selbst“ dar. Aus der vitalen Bedeutung der „Rolle“ folgt, daß nicht der Tatbestand, sondern der Sinn seines Lebens seinem Selbstbewußtsein letzte Instanz ist. Versenken wir uns nun in letztere Bestimmung, dann verstehen wir, warum es im Menschen liegt, über jeden bestimmten Zustand hinauszustreben: ein letzter und abschließender „Sinn“ ist unvorstellbar und unausdenkbar. Deshalb bestimmten die Inder, jene schärfsten und wahrhaftigsten aller Selbstbeobachter, den höchsten Zustand als den, welcher jenseits von Name und Form west. Die meisten haben sich freilich von je über diesen Sachverhalt hinwegzutäuschen gesucht. Die Ur-Angst in ihnen schrie so sehr nach Sicherheit, daß die meisten an irgend einem Punkte Halt gemacht und bestimmten „Sinn“

als abschließend wahres Dogma oder als absolut höchsten Zustand oder äußerstes Ziel hypostasiert haben. Doch wie wenig wohl ihnen bei solchen Machenschaften allemal war, beweisen allein die Drohungen, mittels derer sich jede angeblich letzte Instanz zu behaupten versucht hat. Wer nicht glaubt, daß ein bestimmtes Dogma „die“ Wahrheit ist, kommt in die Hölle. Wer die „Allerhöchsteit“ — wie tief ist die Wortbildung! — des Herrschers anzuzweifeln wagt, wird hingerichtet. Es ist eben de facto unmöglich, einen „Sinn“ als schlechthin Letztes auch nur zu imaginieren. Geist ist ebenso wesentlich unendlich, wie alles nicht Geistige endlich ist. Demgemäß öffnet jeder verwirklichte Sinn neue Horizonte. Auf dem Gebiet des Verstehens heißt das: jedes Sinn-Bild kann durchschaut werden, und ist es durchschaut, dann ist seine Letztinstanzlichkeit hin. Auf dem Gebiet aktiven Lebens bedeutet gleiches: keine Erfüllung erfüllt die Sehnsucht, kein Erreichtnis den Ehrgeiz. Als Geist will jeder endlos fortschreiten können. Auch hier haben die Inder am tiefsten erfaßt, was von allem Geistbestimmten gilt. Von Leben zu Leben macht der Strebende recht eigentlich Karriere und diese führt über Götter und Über-Götter in die Sphäre des Namenlosen hinan. Deswegen darf man verallgemeinernd sagen: so viel Geist in einem Menschen lebendig ist, so viel Unrast und so viel Unbefriedigtheit besitzt ihn. Es hat tiefen und realen Sinn, wenn sich der Mensch zu wesentlich unerreichbaren Idealen bekennt. Aus dem gleichen Sinn heraus idealisiert er, was er verehrt. Ebendeshalb fühlt er das Bedürfnis, sich Höherem, als er selbst ist, hinzugeben. Von seinen Vorbildern her nun können wir am besten ermessen, auf welches Positive der geistige Mensch hinzielt. Alle Vorbilder, die den Jahrhunderten standhielten, waren die Bilder suprem Durchgeistigter, so verschieden immer das durchleuchtete Natur-Medium war. Nun, dies kann nur eins bedeuten: der Mensch erkennt sich, so wie er werden und sein will, nur in denen wieder, in welchen der Prozeß einen gewissen Abschluß gefunden hat, der mit dem Einbruch des Geists über-

haupt ins Menschenwesen anhub. Er erkennt sich in denen allein wieder, in denen das „es werde Licht“ alle Ordnungen des Lebens durchleuchtet und verwandelt hat. Hieraus ergibt sich als logische Folgerung die These: in der Durchgeistigung liegt, vom Menschen her gesehen, der Sinn des Weltprozesses überhaupt.

Ob es der wahre und letzte Sinn des Weltprozesses ist, das werden wir nie erfahren. Wir werden erst recht nie erfahren, ob der Weltprozeß als Ganzes einen Sinn hat. Nichts Grundsätzliches läßt sich gegen einen Pessimismus einwenden, der da behauptet, daß der Mensch einen verfehlten Versuch darstelle innerhalb der Schöpfung. Mit dem Leben steht es unter allen Umständen bedenklich: wo Leben wesentlich Leiden ist, erscheint es keinesfalls aus sich selbst gerechtfertigt — vorausgesetzt, daß hier der Begriff einer Rechtfertigung angewendet werden darf. Doch mit Gewißheit kann behauptet werden, und zwar mit genau so großer Gewißheit, die im Fall des besterforschten Naturprozesses erzielt ist, daß in der Durchgeistigung der Welt Sinn und Ziel des Menschenlebens liegen. Die Quintessenz jeder evolutionistischen Heilslehre enthält Hegels paradoxaler Satz: „Gott ist wesentlich Resultat.“ Es gibt keine einzige Religion, welche wesentlich anderes behauptet, wie immer der Wortlaut ihrer Dogmatik sei. Der modern-christliche Ausdruck dafür ist das Gebot, das Himmelreich auf Erden zu verwirklichen. Aller Kampf gegen das Böse und Häßliche, gegen Schmerz, Leiden, Krankheit und Tod hat allein unter der Voraussetzung Sinn, daß der Mensch das Leben zu einem anderen machen will, als es ursprünglich ist. So wie die Technik die anorganische Natur dem Gesetz menschlichen Wollens unterwirft, so soll das Leben auf Erden seinen Idealen angemessen werden. Und daß diese Ideale nicht in der Natur begründet liegen, spricht nicht gegen sie — im Gegenteil: eben in der Verwirklichung eines von ihr her geurteilt Neuen und Unbegründeten liegen Sinn und Ziel menschlichen Daseins auf Erden. Und dieses völlig unabhängig von ihrer Realisierbarkeit.

Beweisend sind das selbstverständliche Streben und das unwillkürliche Werten für sich allein. Vergessen wir's nicht: Geist ist wesentlich unendlich. Andere geistbewußte Völker haben ihre konkreten Zielsetzungen nicht aufs Irdische beschränkt; welches immer vom indischen Geist inspiriert oder beeinflußt war, setzte voraus, daß der Mensch im Prozeß der Geistdurchdringung von der Erde zu immer höheren Welten aufsteigt. In diesem Fall nimmt der Mensch die Verbesserung der Erde weniger ernst, als es der Westen tut, doch desto ernster die Vergeistigung an sich: das Nirvana bedeutet nichts anderes als absolute Vergeistigung, in der sich dann freilich das Erdhafte verflüchtigt.

Doch wie immer die jeweilige konkrete Zielsetzung sei: Durchgeistigung an sich war und ist aller geistig Strebenden Ziel; aller Idealismus, alle spirituelle Dynamik hat diesen einen Sinn. Durchgeistigungsstreben bedeutet alles Kulturwollen. Durchgeistigungsstreben tritt schon im Wunsch, die Naturkräfte zu meistern, zu Tage. Durchgeistigungsstreben bedeutet jeder Versuch, die Gana- und emotionale Ordnung durch eine Ethos-bestimmte zu überschichten. Durchgeistigungsstreben bedeutet vor allem jeder Versuch, dem Erden-dasein den Stempel der Schönheit aufzudrücken. Doch was immer im Großen geschähe — ihren eigentlichen Gegenstand hat Durchgeistigung am inneren Menschen. Das spirituelle Ergebnis eines Jahrhunderts der Rationalisierung, Technisierung und Institutionalisierung ist ein einziger Beweis dessen, daß eine Verbesserung der Welt von außen her, unter Absehen vom Zustand des inneren Menschen, unmöglich ist. Im Laufe dieses einen kurzen Jahrhundert hat sich der Geist so sehr veräußerlicht und ent-äußert, so sehr seine Verwandlungskraft verloren, daß wir heute schauernd einem Supremat des Toten und der Gesetze des Toten gegenüberstehen, wie es nie früher bestanden hat, seitdem es Menschen gibt. So steht und fällt das Problem der Welt-Vergeistigung mit der Vergeistigung des Menschen. Hier denn setzt die Einheitsforderung des Geistes

ein, dessen Sinn wir am Ende der vorhergehenden Meditation analysierten. Der Weg des Geists zu sich selbst ist Konzentration und Integration; diese Begriffe bezeichnen den Weg jeder Einbeziehung des Nicht-Geistigen ins Reich des Geistes. Erste Forderung der Vergeistigung ist da natürlich, daß sich der Mensch selber vereinheitliche. Ursprünglich lebt er viele Daseinsarten. Seine Mineralität, seine Reptilität, das Blut in ihm, die Schichten der Gana, der Delicadeza und der emotionalen Ordnung sind alles zunächst Selbständigkeiten. Und so lebt sich auch das Geistige im Menschen zunächst als losgelöstes Schau-Spiel aus. Deswegen war sein frühester Ausdruck die Lüge. Der Geist fordert Vereinheitlichung aller dieser Vielfachheiten. Er fordert eine Generalintegration. Diese aber kann, wo er bestimmt, nur auf seiner Daseinsebene erfolgen. Das ist die Ebene des Schau-Spiels. So soll alles Leben ohne Ausnahme integrierender Bestandteil eines sinnvollen Ganzen werden, welches der Geist beherrscht. Dieses allumfassende Schau-Spiel, welches Hölle, Erde und Himmel notwendig in sich begreift, ist eben das, was Dante Divina Commedia hieß.

Sintemalen der Geist ein inspirierendes Sinn-Prinzip ist, das sich von sich aus allem einbilden kann, ist das Ziel grundsätzlich erreichbar. Doch welcher Weg führt zu ihm? — Greifen wir auf einen anderen Gedankengang unserer vorhergehenden Meditation zurück. Der Ur-Ausdruck des Geistes ist das Bild. Und das Ur-Bild war nicht Ab-Bild sondern Sinn-Bild. Dieser Satz fordert Ergänzung in einer anderen Dimension. Das Ur-Bild war nicht Nach-Bild sondern Vor-Bild. In der Genesis heißt es: Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, nach seinem Bilde schuf er ihn. Das bedeutet: das Geistesbild war da vor dem Menschen, dem Geistverkörperer. Dies war ursprünglich wahr. Doch das ist heute noch genau so wahr. Aus dem Bilde als Vorbild ist alle geistgeborene Wirklichkeit entstanden. Auf alle Unzulänglichkeit reagiert das russische Volk unwillkürlich mit dem Ausruf *Besobrasie!* Besobrasie heißt Bildlosigkeit. Dieser Ausruf entspringt der Ahnung dessen, daß,

falls das Vorbild da wäre, sich ihm die Gegebenheit von selber anpassen würde. So sind zunächst alle historischen Wirklichkeiten Bild-geboren. Überall gab es Götter-Bilder vor Menschen-Taten. Alles geschichtliche Geschehen hat seinen Ursprung real im Mythos. Aller Mythos ist Vorbild. Im Mythos stellt sich jede völkische Möglichkeit erstmalig dar, und im Fall aller Volkheitsvollendung hat sich die Wirklichkeit dem vorherbestehenden Mythos angeglichen. Bei Völkern sollte es nicht heißen: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, sondern an ihren Mythen sollt ihr sie erkennen, denn alle Ernten sind Fragen des Jahres und der Jahreszeit, der Mythos hingegen gilt und wirkt so lange, als eine Volkheit lebt. In Argentinien vollzieht sich eben jetzt, vor unseren Augen, was sich in Europa in sagenhafter Vorzeit ereignete. Knapp ein halbes Jahrhundert ist es, zur Zeit da ich dies schreibe, her, daß José Hernandez den *Martin Fierro* dichtete. Heute ist diese Gaucho-Erzählung National-Epos. Jeder Einwanderer gibt sich seiner Seelen-Stimmung hin, übernimmt von ihm die Grundlebenswerte der neuen Heimat. Es hat nichts zu bedeuten, daß der Gaucho, welchen dieses Gedicht verherrlicht, schon ausgestorben ist; auch auf die Sondergestalt des Gaucho überhaupt kommt es nicht an. Dieser verkörpert als Vorbild in archaischer Form das eigene Seelenbild des werdenden argentinischen Menschen, das ihm zugleich sein Zukunftsideal bedeutet. So schafft und bildet dieser konkrete Mensch aus schier beliebigem Blut sich selbst nach dem Vor-Bild seines anerkannten Helden, nicht anders, wie Gott der Herr den Menschen nach seinem Bild erschuf.

Und das Vorbild wirkt also schöpferisch, ohne daß der Mensch als Naturwesen anderes dabei zu leisten hätte, als sich ihm hinzugeben. Der Geist, vom Standpunkt der Erde unwirkliches Bild, unbindbar, außerstande, selbst zu binden, der Geist, dessen Daseinsebene die Komödie ist, vermag es, ohne binden zu müssen, ohne Zwang, die zähe Wirklichkeit der Gana zu durchdringen und zu bewältigen. Dies gilt auf allen Ebenen;

nur deshalb nannte ich die historische zuerst, weil sie die übersichtlichste ist. Auf allen Ebenen bewirkt ein klares Vorbild, aufmerksam und nachhaltig vorgestellt, für sich allein, ohne weiteres dazu-Wollen und dazu-Tun, daß die Natur sich von selber bildgerecht entwickele und anderen Bahnen folge, als sie von sich aus eingeschlagen hätte. Es ist dies das Mysterium Magnum der Geistesverwirklichung. Coué hat es für das moderne Bewußtsein mechanisiert, und damit banalisiert und bagatellisiert. Doch vergißt man allen leidigen Couéismus, dann kann man sich der Coué'schen Formeln ungeschädigt bedienen. Es ist wahr: Vorstellung als solche schafft Wirklichkeit. Dies gilt auf höchster Stufe von der religiösen Versenkung und der Yoga. Auch hier ist nicht Willensanspannung und Übung an sich das, was verwandelt, sondern die passive Hingabe. Ersterer bedarf es nur als Vorstufe, zur Disziplinierung der Gana und der Nerven. Ist letztere einmal erreicht, dann ist zu geistigem und geistlichem Ende überhaupt keine Anspannung mehr vonnöten, sondern nur noch Entspannung.

Was nun von der Yoga gilt, gilt von jeder möglichen Zielsetzung überhaupt. Napoleon war kein Willensmensch, sondern ein Mensch supremere Vorstellungskraft. Aus der Vorstellung des Ziels an sich folgt die Tatsache, daß es erreicht wird. Aus dem klaren Entschluß als solchen folgt der Erfolg. Der Unklare und Unentschlossene erreicht nichts, weil er die Gesetze des Geists verkennt. Anstrengung und Arbeit bedeuten nie mehr als einen Weg, dessen der Inspirierte im Höchstdfall ganz entraten kann. Dann redet er sinngerecht, wenn er ein Ziel erreicht, von Offenbarung oder von Gnade, welche ihm zuteil ward. Das Wesen des geheimnisvollen Vorgangs erkennt man am besten nicht an denjenigen seiner Erscheinungsformen, welche unwillkürlich mit erdschwerem Erreicchnis zusammengeschaute werden, sondern an solchen, bei denen solch' Mißverstehen ausgeschlossen erscheint. Seit dem Weltkrieg könnten es alle wissen, daß ein gutgewähltes Schlagwort für den Verlauf der Geschichte mehr bedeuten kann, als alle Richtigkeit,

alle Tüchtigkeit und aller Beweis. Das ist, weil die „richtige Bezeichnung“ als Bild automatisch bestimmte Seelenvorgänge auslöst. Napoleons Armeen eroberten die Welt, weil Napoleon wie kein zweiter die Kunst wirksamer Armeebefehle meisterte. Der Bolschewismus wurde möglich, weil Lenins Dekrete so gefaßt waren, daß sie buchstäblich einer Ent-Schöpfung der Welt gleichkamen. Und so geht aller Fortschritt und alle Wandlung im Großen auf reine Bild-Wirkung zurück. Millionen mal wichtiger als die positive Leistung eines großen Mannes war allemal seine Legende. Vielleicht am meisten bewirkt haben die Einsiedler, welche gar nichts taten, außer gelegentlich ein Wort zu äußern oder eine sinnbildliche Handlung zu vollziehen. Das ganze Christentum geht auf wenige Worte und wenige Sinnbilder zurück. Auf ähnlich Imponderablem und Inkommensurablem beruht die wesentliche Wirkung jedes großen schöpferischen Geists. Die Meisterwerke als solche bedeuten am wenigsten. Die der Allergrößten sind allesamt vergessen, sofern jene überhaupt welche schufen. Die ganz Großen waren einfach da und wirkten als Vor-Bilder. Der wahrhaft Große bildet den beliebigen Situationen, in denen er sich befindet, unwillkürlich seinen eigenen Sinn ein und macht sie dadurch zu Sinnbildern dessen, was er allein ist und weiß und will, welche Sinnbilder dann von sich aus die Welt verwandeln. Mehr Wichtiges auf Erden geht auf ein Lächeln, eine Gebärde, ein kurzes Gespräch unter Wenigen zurück, als auf die Züge von Millionenheeren. In unserer ersten Meditation bedachten wir die Möglichkeit, die Weltschöpfung fortzusetzen: dies geschieht auf eben diesem unmerklichen Weg. — Schauen wir nunmehr alle Gedankengänge, die wir im Laufe dieser Meditation anstellten, zusammen, dann dürfen wir uns endgültig zum folgenden allgemeinen Satz bekennen: es bedarf keines anderen, als eben des Schau-Spiels, um Wirklichkeit zu schaffen.

Technisch gehören Asket und Komödiant der gleichen Daseinsebene an. Wer sich einem Bilde hingibt, der identifiziert sich mit ihm, und rückwirkend verändert ihn das Bild. Ob

dies auf der Ebene der Darstellung einer Rolle geschieht, oder im Sinn realen Anders-Werdens: der Vorgang ist formal und prinzipiell der gleiche. Er ist auch der gleiche hinsichtlich der erforderlichen Disziplinierung und Konzentration: bis ein Schauspieler seine Gebärde ganz beherrscht, muß er kaum weniger Yoga treiben, wie der religiöse Überwinder. Endlich und vor allem aber ist der Weg des Übens an sich schon Schauspiel. Der Yogi „spielt“ seine Rolle, bis daß er wird. Alle Meditationstechnik ist ritualistisch und zeremoniell. Alle beginnt mit Distanzeinhaltung zur ursprünglichen Natur. Hier bieten die Exerzitien des Heiligen Ignatius das Prototyp, die von der Voraussetzung ausgehen, daß Nach-Erleben bestimmter Bilderfolgen in der Phantasie entsprechende Wirklichkeit schafft. Der geschilderte Weg des Bildvorhaltens ist aber nicht nur der Weg des Asketen und des Komödianten — es ist auch der traditionelle Weg des Zauberers. Ist uns dies klar geworden, dann erkennen wir zunächst, daß ein gerader Weg von der Urzauberei zur modernen Weltgewaltigkeit führt. Als *deus ex machina* trat der Geist zuerst schaffend und wandelnd in die Natur ein; er überlistete und bannte sie mit Mitteln, für welche ihr jede Handhabe fehlt. So wurde sein Wirken auch am längsten verstanden. Aber auch die wissenschaftliche Formel ist zutiefst eine Zauberformel: ein bloßes „Besprechen“ zwingt die Natur, ihren Lauf zu ändern. Dann aber ermessen wir, daß alle Selbstvervollkommnung und Spiritualisierung erst recht auf Zauberei beruht. Von hier aus erhellt sich denn der zunächst so seltsam scheinende Weg, der von der Ur-Lüge zum Wahrheitsstreben führt. Einen Trieb nach Wahrheit, so wie er den Forscher beseelt, gibt es ursprünglich nicht. Das Erdhafte kennt nur Erkenntnis als Mittel der Selbstbehauptung. Aber auch der Geist kennt ursprünglich nur sie. Als ein Selbständiges lebt er aus eigenem Recht. Fern davon, sich den Tatsachen anpassen zu wollen, beginnt er sein Wirken auf der Erde vielmehr, wo er sie überhaupt berücksichtigt, mit Täuschung und Vorspiegelung. Später meint er freilich Wahr-

heit; doch nie meint er äußere Wahrheit als Entsprechung von Vorstellungen und Dingen, sondern innere Wahrheit als eigentlichen Ausdruck des Eigenen; nur deswegen konnte jede neue Religion ihre erdfremde Offenbarung als „die Wahrheit“ verkünden. Das Wahrheitsideal nun hat heute noch mit wissenschaftlicher Exaktheit und empirischer Wahrhaftigkeit nichts gemein: es bezieht sich einzig und allein auf die Erfüllung des Gebotes „Werde, der du bist.“ Damit fällt der Begriff der Wahrheit mit dem der Sinn-Erfüllung zusammen. Deswegen strebt der Mensch nach Wahrheit als nach dem Licht: er strebt nach dem Licht, nicht um zu wissen, sondern um zu sein. Er will Licht werden. Er will Licht werden, weil Licht ihm Geist bedeutet, weil er sein tiefstes Wesen als geistig fühlt und weil er sich selbst ganz verwirklichen will. Er will Licht werden, weil der Geist als Schau mit dem als actus purus, als Mut und Glaube für sich zusammenfällt, und weil er insofern nicht er selbst sein kann, wenn Sinn und Ausdruck sich nicht auch im Verstand der Wahrheit decken. Daher allein das Wahrhaftigkeitsgebot. Es ist sinnwidrig auf der Ebene der Delicateza; es ist gleichgültig in bezug auf die äußere Natur, denn zutiefst geht den Menschen nichts Äußerliches an. Auf der Ebene sozialen Lebens ist es vor allem ein Gebot der Zweckmäßigkeit vom Standpunkt von Verwaltung und Justiz. Nie jedoch frommt Verstellung und Verücktheit in bezug auf den eigenen Geist. Da führt Unwahrhaftigkeit im Grenzfall zum Geistes-Tode. Da ist Wahrhaftigkeit der eine Weg zum Leben.

Von hier aus können wir zum letzten Verständnis dessen gelangen, wie Schau-Spiel und Selbstverwirklichung zusammenhängen. Alle Komödie ist Sinnerfüllung. Doch es kommt darauf an, welcher Sinn bestimmt: ob ein von außen übernommener, ein Phantasie-erschaffener oder schließlich der lebendige und wahrhaftige schöpferische Sinn des eigenen Geists. Ist letzteres der Fall, dann ist das Schauspiel als solches Selbstverwirklichung. Denn dann stellt dieses nicht dar, was ist, sondern was werden will und soll. Gleichwie das Auge nur nach außen

blicken kann, so führt nur Projektion des Inneren nach außen zu dessen Realisierung, für sich sowohl als für die anderen. Durch Introspektion erfuhr noch keiner auch nur theoretisch, wer er ist, denn sie erweist bestenfalls den Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit, nie jedoch den mit der Zukunft, auf die allein es bei dem einsinnig-vorwärtsstrebenden Charakter des Lebens praktisch ankommt. Realisierung der Zukunft ist nur möglich durch Darstellung dessen, was man von sich nicht weiß. Dies wird eben durch die Darstellung wirklich. Auch hier heißt es: es werde Licht. Die Darstellung transponiert einen gegebenen Zustand aus dem Virtuellen ins Aktuelle, legt ihn damit fest in der Erscheinung, und dadurch erst wird sichtbar, was er ist. Daraus aber ergibt sich zugleich die Möglichkeit, über ihn hinauszugelangen. C. G. Jung hat gezeigt, daß ein typischer Weg psychologischer Entwicklung darin besteht, die Dinge von der Objektstufe auf die Subjektstufe zu heben: der Mensch beginne damit, sein Innerliches außer sich zu erleben und im Fortschritt der Integration beziehe er es in sich zurück. Eben dank dem kann der Mensch weitergelangen, als er war. Andererseits: so allein vermag er's; nachdem er einen Zustand herausgestellt, wird dieser ihm zu neuem inneren Ausgangspunkt. So muß der Mensch sich wieder und wieder darstellen, um voranzukommen. Der junge Schriftsteller muß schreiben, nicht bloß denken, um der zu werden, der er ist; er muß nicht allein schreiben, sondern drucken: denn nur über die Festlegung im Unvollkommenen hinaus kann er einmal Vollendung erreichen. Solche Festlegung schafft auf der Ebene des realisierten Geistes alle Etappen und Stufen. Hier wurzelt schon der Sinn des Entschlusses, des Versprechens. Unbindbar von außen her, kann sich der Geist freiwillig binden. Einmal auf bestimmte Weise gebunden, ist er zu neuer Selbstdarstellung fähig, welche ehemals unmöglich war. Er sieht sich, so wie er ist, und nun ist sein dunkler Grund bereit, Neues zu gebären. Das Herausgestellte aber wird alsbald zum Vorbild, ob in positivem oder negativem Verstand, gleichviel.

Unter allen Umständen bedeutet die bloße Tatsache der Herausstellung Hinausgewachsenheit. So muß der Geist Welt auf Welt schaffen, um er selbst zu werden. Alles Herausgestellte verkörpert für sich einen neuen Anfang. Es wird zu neuem Vor-Bild für seinen eigenen Schöpfer und wirkt auf diesen zurück. In diesem Sinne sind alle Völker die Söhne und nicht die Väter ihrer Taten. In diesem Sinn sind alle reifen Geister die Früchte ihrer Unvollkommenheiten. In diesem Sinn sind alle Heiligen die Kinder ihrer Sünden. In diesem Sinn bedarf jeder seines eigenen Werks, um weiterzukommen: nachdem er sein Werk geschaffen, ist er anders und mehr, als er früher war. Und das gleiche Werk kann einen neuen Ausgangsort für alle schaffen, die es als Vor-Bild annahmen

Jesus von Nazareth hat gesagt: ich bringe nicht den Frieden, sondern das Schwert. Und weiter hat er gesagt: ich bin nicht gekommen, aufzuheben, sondern zu erfüllen. Diese beiden Aussprüche umgrenzen mit jener letzten Deutlichkeit, welche erstes Sehen allein ermöglicht, die großen Umrisse des ganzen Geist-Problems. Als Einbrecher ist der Geist in eine uralte Ordnung eingedrungen. Seither ist Unfrieden im Menschen, und dieser Unfriede muß anhalten, bis daß der Geist sich vollkommen durchgesetzt hat. Denn nunmehr ist er des Menschen Wesenskern. Durchsetzen aber kann sich der Geist nicht mit Gewalt. Wo immer er dies versucht hat, hat er sich selbst verloren. Wollte er die Welt gewaltsam moralischem Gesetze unterwerfen, so wurde sie noch böser, als sie früher war. Sollte sie kraft seines Machtspruchs ausschließlich schön sein, so wurde sie nur verlogener. Sollte sie, durch den Verstand gebändigt, zur Sklavin des Menschen werden, so führte dies dazu, daß sich der Mensch entmenschte und schließlich ganz der Norm des Toten verfiel. Nur indem sich der Geist dem Bestehenden sachte einbildet, nur indem er „erfüllt“, so wie Jesus von

Nazareth es meinte, kann er zu siegen hoffen. Er muß die ganze Wirklichkeit erkennen, wie sie ist. Er muß sie anerkennen, so wie sie ist. Dann erst ist er der ebenbürtige Gegner dessen, was er anders will. Aber in seiner geheimsten Tiefe kann der Geist die Erde nicht anerkennen, so wie sie ist. Zu sehr widerstreitet sie allen seinen Idealen. So kann er, brach er freiwillig in das Erd-Reich ein, nur Un-Irdisches, der Erde Unfaßbares gemeint haben

Ende

DIE WERKE DES GRAFEN HERMANN KEYSERLING

Jean Cassou (Paris):

„Graf Keyserling ist der Reichste aller Menschen dieser Zeit. Er ist gleichsam Milliardär des Gedankens und des Gefühls, der Dichter mit dem heißesten Trieb nach Wiedergeburt in der Dichtung, der unermeßliche Besitzer von Göttern, Landschaften und Systemen. Die metaphysische Symphonie, die dieser Musiker, der letzte der großen deutschen Musiker uns vorspielt, offenbart uns erstmalige Tonfolgen und unerhörte Klänge.“

Prof. Henri Lichtenberger (Paris):

„Keyserling ist einer der großen Europäer dieser Zeit, einer der am meisten dazu getan hat, daß unsere schmerzliche Übergangsperiode sich dessen, was sie ist und soll, bewußt werde, einer der allerersten Verkünder der Neuen Ära.“

DAS GEFÜGE DER WELT (geschrieben 1904/05)

Houston Stewart Chamberlain schrieb bei Erscheinen: „Immer wieder, wenn ich in diesem Erstlingswerke lese, lache ich auf vor heller Freude.“

UNSTERBLICHKEIT (geschrieben 1906/07)

R. W. Inge, Dean of St. Paul's: „Das beste mir bekannte Buch über die Unsterblichkeit.“

Prof. Johannes Reinke, Kiel: „Die bedeutendste philosophische Arbeit über die Unsterblichkeit, die wir besitzen.“

PHILOSOPHIE ALS KUNST (geschrieben 1919)

Hermann Bahr: „Freiheit, Unbefangenheit und Unerschrockenheit des Gedankens ist bei Keyserling mit Zartheit und Feinheit des Gefühls aufs schönste gesellt, und das Auge des Naturforschers, das er niemals verleugnet, lenkt der metaphysische Sinn.“

SCHÖPFERISCHE ERKENNTNIS (geschrieben 1921)

Paul Dahlke: „Keyserling wie der Buddha macht aus dem Denken Wirklichkeit. Wie kommt es also, daß der Buddha diese Grammatik dazu benutzt, um seine unerhörte Botschaft von der restlosen Aufhörbarkeit des Daseins zu verkünden, Keyserling jedoch, um das Weltbild einer Menschheitszukunft aufzubauen, die in ihrer Art ebenso unerhört ist wie der Buddhismus, ein gigantisches Unternehmen, eine wahrhaftige Prometheade?“

WIEDERGEBURT (geschrieben 1926)

Prof. Hans Much: „Mir scheint, daß das Problem von Gut und Böse mit seinem Diesseits und Jenseits, mit seiner Polarität und seiner Unlösbarkeit hier zum ersten Mal exakt bestimmt ist.“

DIE NEUENTSTEHENDE WELT (geschrieben 1924)

Glenn Frank, Präsident der Universität Madison Wisconsin, U.S.A.: „Keyserling mag sich noch einmal als der Johannes der Täufer einer neuen westlichen Zivilisation erweisen.“

MENSCHEN ALS SINNBILDER (geschrieben 1925)

Henri Bergson: „,Schopenhauer als Vorbilder' ist ein Meisterwerk der Analyse.“

Rudolf Kassner: „Ich halte den Essay ,Jesus der Magier' in ,Menschen als Sinnbilder' für das Beste, was Keyserling bisher geschrieben hat. Das Bedeutsame und Bedeutende bei ihm ist die Verbindung eines ungeheuren, in seiner Ungeheuerlichkeit auch undeutschen Temperaments mit einem sehr großen, sehr überlegenen, ganz außerordentlichen Verstande.“

DAS EHE-BUCH (zusammen mit 24 Mitarbeitern verfaßt, 1925)

Else Frobenius: „Das Buch ist wie ein feingeschliffener Diamant mit reichem Farbenspiel. Daß ein Mann wie Keyserling den Ruf nach Form in unsere verworrene Zeit sendet, mag als Symptom neuen Gestaltungswillens und eines wiedererwachenden Verantwortungsbeußtseins gelten.“

DAS SPEKTRUM EUROPAS (geschrieben 1927)

Hugo von Hoffmannsthal: „Ein wirklich außerordentliches Buch, indem es Dinge von der größten Wichtigkeit, die sonst nur sehr vage und unsicher angefaßt werden, mit der größten Präzision behandelt und dabei mit einer inneren Freiheit und Leichtigkeit, wie nur ein

sehr bedeutender und reifer Mensch solche Dinge behandeln kann. Es ist keine Kleinigkeit, seinen Geist in dieser Weise gleichzeitig gespannt und entspannt zu halten, einen so großen Gehalt wie nebenbei zu bieten und bei der Bewältigung eines so wichtigen Themas — und das wirklicher Bewältigung — mit solcher Grazie an den Humor der Leser zu appellieren.“

Max Rychner (Kölnische Zeitung): „Daß einer, ganz auf sich allein gestellt, alle Völker Europas in die Schranken fordert: dieser Fall ist einzig. Es ist der Fall Keyserling. Er zeichnet erst einmal eine zündend wirkungsvolle Karikatur der Nationen, um daraufhin ihr Idealbild danebenzulegen: schaut her, ihr seid beides, erhaben und komisch, je nach dem. Erkennt Euch selbst! Keyserlings Spektrum ist ein mutiges Buch, das einer übermütigen Stimmung seine Formulierungen verdankt. Dann aber wendet Keyserling die Medaille, deren Kehrseite er zuerst vorgewiesen hat. Das heiter herausfordernde Buch schließt ernst und mit eindringlichem Appell an die Völker Europas. Einer in Sorge für alle! Einer mit Verantwortungsbewußtsein für alle! Das Spektrum Europas ist das lachende Gegenstück zu Oswald Spenglers Untergang des Abendlandes. Dem pessimistischen Kulturmorphologen Spengler tritt ein heiterer Völkerpsychologe entgegen, nicht von „ruchlosem Optimismus“ geschwellt, aber weit entfernt von allem hoffnungslosen Fatalismus. Für Spengler geht Europa zwangsläufig die letzten Schritte zu seinem Ende; Keyserling ruft aufmunternd: Wir sind erst am Beginn! Es gilt Euern ganzen Einsatz!“

AMERIKA, DER AUFGANG EINER NEUEN WELT (geschrieben 1928)

Hans Driesch: „Keyserling ist einer der ganz wenigen Europäer, die Amerika wirklich gesehen haben, wie es ist. Dieses Buch hat eine Mission zu erfüllen.“

Albert Thibaudet: „Cette pensée touffue, ce jaillissement de réflexions et de rapprochements, cet appel aux analogies dans le temps et dans l'espace, cette faculté de changer les vieilles lampes pour des neuves et de tremper les problèmes humains dans la fontaine de Jouvence nous émerveillent. Si l'on peut parler de livres de haute lecture, en voilà un.“

Dr. C. G. Jung: „Es ist mir nie so sehr aufgefallen, in welchem Grade Keyserling Sprachrohr des kollektiven Geistes ist. Hier ist er nicht mehr verblüffend, nicht mehr brilliant, sondern er ergreift. Hier erscheint ein Keyserling, welcher der Stimmung einer großen Zeitwende Ausdruck verleiht.“

Edmond Jaloux: „Ce livre est une merveille.“

Gleichzeitig erscheint in neuer Ausgabe

GRAF HERMANN KEYSERLING
DAS REISETAGEBUCH
EINES PHILOSOPHEN

Achte Auflage. 800 Seiten. Leinen RM 12.—

Diese einbändige Neuauflage stellt einen revidierten, aber völlig ungekürzten Neudruck des weitverbreiteten Werkes dar. Der bei dem Umfang des Bandes niedrige Preis ermöglicht seinen Besitz weiten Kreisen, die bisher darauf verzichten mußten.

Inhalt: Nach den Tropen / Ceylon / Indien / Nach dem fernen Osten / China / Japan / Nach der neuen Welt / Amerika / Rückblick

Von der Bedeutung dieses Werkes für den europäischen Kontinent gibt das Urteil Professor Josef Redlichs in Wien das beste Bild: „Es weist uns allen, denen Religion das tiefste Problem, denen Christentum keine Konvention, sondern die europäische Gestalt ewiger, die ganze Menschheit umfassender Wahrheit bedeutet, neue Wege und löst uns Rätsel, wie gleiches von keinem anderen Buch unseres Zeitalters gilt. Dieses Werk ist als der eigens berufene Wegweiser des modernen europäischen Intellektuellen anzusehen, der diesen in die wahre Heimat alles Geistigen und Seelischen zurückführt.“

In England urteilt Dean Inge, der geistige Führer der anglikanischen Kirche: „Seit langen Jahren das tiefste und interessanteste Buch. Hier offenbart sich ein Geist von höchstem intellektuellen Niveau, von wundervoller Empfänglichkeit und außerordentlicher Urteilskraft. Die Tiefe und Zartheit seiner Sympathie genügt allein schon, um Keyserling als großen Lehrer zu kennzeichnen.“

In Amerika urteilt die New York Times: „Der Verfasser des Reisetagebuches mag sich noch einmal als einer der Großen dieser Erde erweisen.“ American Art News: „Das Reisetagebuch gehört zu den unsterblichen Büchern.“ Century Magazine: „Das Erscheinen des Reisetagebuches ist ein geistiges Ereignis von Bedeutung für die ganze Welt.“ Robert Nichols: „Keyserling ist der moderne Faust. Sogar seine Irrtümer wirken förderlicher als die Wahrheiten weniger bedeutender Geister.“

In Australien schreibt The Australasian, die führende Zeitung Melbourne's: „Ein großer Reisender muß ein Denker und Seher und eine außerordentliche Persönlichkeit zugleich sein; nur so ein Mann kann ein großes Reisebuch schreiben. Ein solcher ist in Gestalt des Grafen Keyserling erschienen.“

In Indien schreibt Rabindranath Tagore: „Durch den allgemeinen Nebel des Mißverständnisses zwischen Ost und West kam das Reisetagebuch zu uns wie ein Sonnenstrahl. Es ist ein einzigartiges Buch, denn sein Verfasser zeigt eine Geistesfreiheit, die für einen Reisenden eine größere Gabe bedeutet als Beobachtungsgabe und gelehrtes Wissen. Die Upanishad lehrt, daß der, welcher zur spirituellen Serenität gelangt, ins All eingeht. Es ist das Höchste, was ein Mensch erreichen kann, daß er das Weltall sich zu eigen macht, so daß er seinen Platz überall findet. Wir Inder begrüßen Keyserlings Buch begeistert als ein großes Buch, das zum erstenmal in der Reiseliteratur die Tiefen im Menschen im Licht der Erkenntnis aufleuchten läßt, in denen die Einheit klar wird, von der aus allein man sich gegenseitig verstehen kann.“

In China urteilt Professor Carsun Chang, der Präsident der chinesischen Universität Shanghai: „Ich erkläre, daß es nie einen Westländer gegeben hat vor Keyserling, der gleich tief wie er geschaut und verstanden hätte. Er hat alles Gute an den Chinesen in allen Einzelheiten erkannt, und jeder Passus seines Werks über China kann wie ein Stück der Klassiker zitiert werden.“

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART